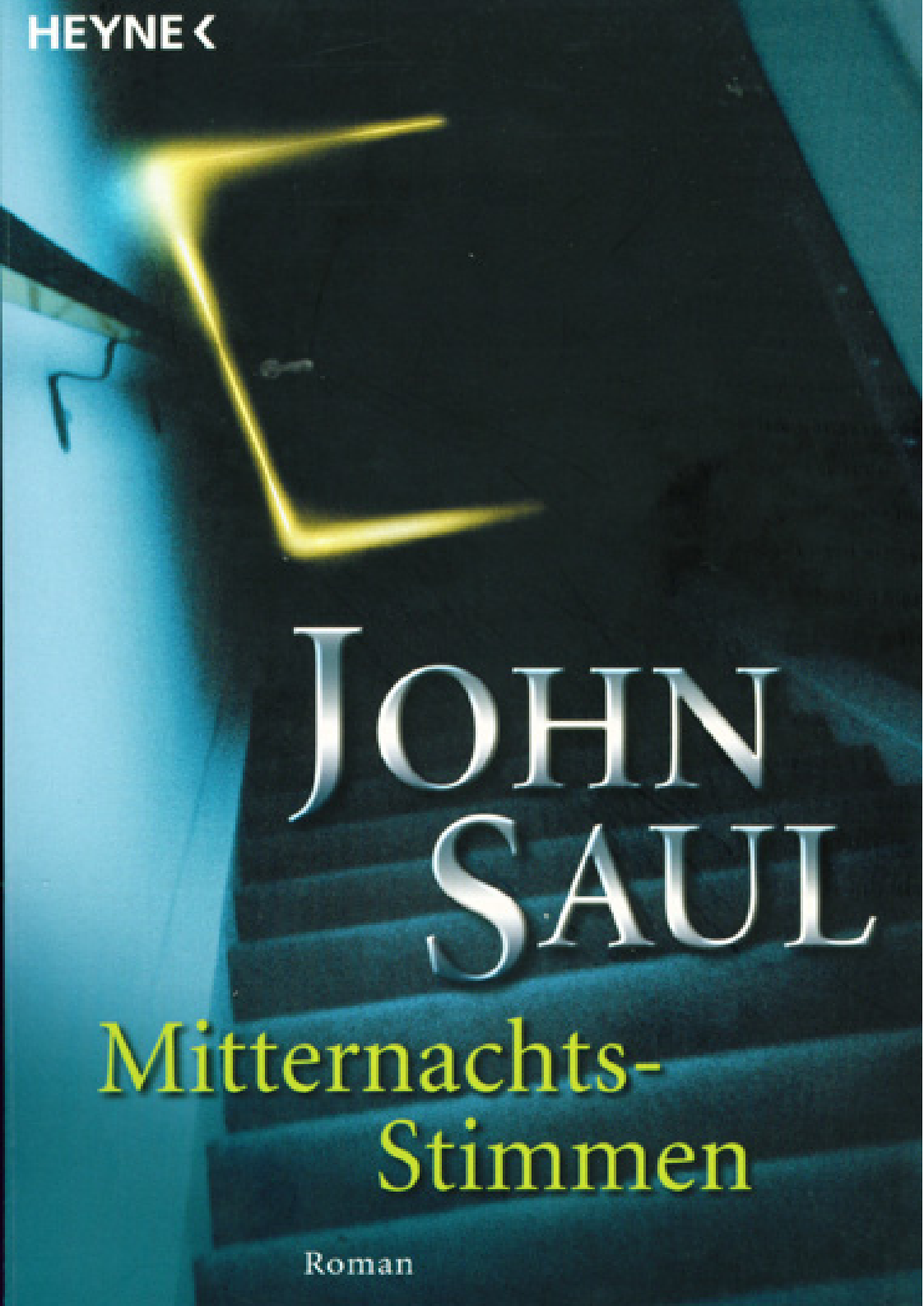


HEYNE <



JOHN SAUL

Mitternachts- Stimmen

Roman

Das Buch

Nach dem Tod ihres Mannes fällt es Caroline schwer, sich und ihre Kinder Laurie und Ryan zu versorgen. Als sie den attraktiven Anthony Fleming kennenlernt, erscheint er als die Lösung all ihrer Probleme. Schon nach kurzer Zeit heiraten die beiden und Caroline zieht mit ihren Kindern in Anthonys Wohnung in dem exklusiven Gebäude *The Rockwell*, um das sich düstere Legenden ranken. Ihre neuen Nachbarn scheinen ganz vernarrt zu sein in Laurie und Ryan, doch die Kinder fühlen sich nicht wohl. Jede Nacht haben sie Alpträume, glauben Stimmen und Schritte zu hören. Als die Adoptivtochter ihrer Nachbarn verschwindet und ihre beste Freundin ermordet wird, beginnt Caroline zu ahnen, dass die Bewohner des Rockwell ein dunkles Geheimnis teilen. Doch erst im letzten Moment entdeckt sie, dass sie in ein Haus des Grauens gezogen ist.

Der Autor

John Saul wurde 1942 in Pasadena, Kalifornien, geboren. Er studierte Theaterwissenschaften und Anthropologie, ehe er Krimis zu schreiben begann. Doch erst als er das Genre wechselte, hatte er Erfolg: 1977 erschien sein erster Horrorman *Wehe, wenn sie wiederkehren*, der sofort zum Bestseller wurde. John Saul lebt in Bellevue, Washington. Zuletzt erschien bei Heyne *Hauch der Verdammnis*, *Kind der Hölle*, *Jäger des Grauens* und *Der Club der Gerechten*.

JOHN SAUL

Mitternachts- stimmen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christine Roth-Drabusenigg



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
MIDNIGHT VOICES
erschien 2002 by The Ballantine Publishing Group

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Birgit Groll

Deutsche Erstausgabe 11/2004
Copyright © 2002 by John Saul
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2004
Umschlagillustration: Getty Images/Lund-Diephuis
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design. München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 3-453-43004-2

Für Andy Cohen

*Der mich zum Lachen bringt.
Mir stets ein guter Freund ist.
Und nie aufgibt.*

Vorwort

Es passiert nichts.

Es beobachtet mich niemand.

Es folgt mir niemand.

Diese Sätze waren zu seinem Mantra geworden, das er im Stillen immer wieder vor sich hin betete, als könnte er sie durch die ständige Wiederholung wahr werden lassen.

Nur war die Sache die, dass er nicht restlos davon überzeugt war, dass sie der Wahrheit entsprachen. Wenn tatsächlich etwas vor sich ging, so hatte er keine Ahnung, was es sein könnte, oder warum es geschah. Gut, er war Anwalt, und angeblich wurden Anwälte nicht sonderlich geliebt, aber das war meistens nur scherzhaft gemeint. Abgesehen davon beschäftigte er sich ausschließlich mit Miet- und Eigentumsrecht, und seine Tätigkeit beschränkte sich auf so harmlose Dinge wie das Ausarbeiten und Absegnen von Miet- und Pachtverträgen. Und soweit er wusste, war bisher keiner seiner Klienten unzufrieden mit seiner Arbeit gewesen, geschweige denn hätte ihn gehasst.

Noch hatte er jemals jemanden dabei ertappt, dass er ihn beobachtete. Zumindest war ihm niemand aufgefallen, der ihm mehr als das übliche Maß an Aufmerksamkeit entgegen gebracht hätte. Wie im Moment zum Beispiel, während er durch den Central Park joggte. Er beobachtete die anderen Jogger, und sie beobachteten ihn. Nun, beobachten konnte man das eigentlich gar nicht nennen – es war eher ein Augen-offenhalten, um zu vermeiden, dass man Mit-Jogger über den Haufen rannte, oder von einem Radfahrer oder Skater oder sonst einem Geschwindigkeitsfanatiker, der blind durch die Gegend raste, überfahren wurde. Nein, es war lediglich so ein Gefühl, das ihn von Zeit zu Zeit überfiel. Nicht immer.

Nur manchmal.

Mitunter auf dem Gehweg.

Meistens im Park.

Was wirklich idiotisch war, wenn er genau darüber nachdachte. Schließlich war »Leute gucken« mit ein Grund, warum Menschen in den Park gingen, oder nicht? Die Hälfte der Bänke wurde von Mitmenschen besetzt, die scheinbar nichts Besseres zu tun hatten, als Tauben oder Eichhörnchen zu füttern und nebenbei zuzusehen, was die anderen Leute so machten. Vor einigen Wochen hatte ihn sein kleiner Sohn gefragt, wer diese Menschen seien.

»Wen meinst du?«, hatte er erwidert und nicht so recht gewusst, wovon der Junge sprach.

»Diese Leute auf den Parkbänken«, hatte der Zehnjährige erklärt. »Die uns immer bespitzeln.«

Seine Schwester, zwei Jahre älter als er, hatte genervt die Augen verdreht. »Die bespitzeln uns doch nicht. Sie füttern nur die Eichhörnchen.«

Bis zu jenem Tag hatte er nie ernsthaft über diese Leute nachgedacht; sie eigentlich gar nicht richtig wahrgenommen. Doch nun konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sein Sohn gar nicht so Unrecht hatte. Es war, als beobachtete tatsächlich immer irgendjemand, was er und die Kinder so machten.

Ein alter Mann in einem vorsintflutlichen Anzug.

Eine alte Frau, die immer Hut und Handschuhe trug.

Ein Kindermädchen, das ihre Schützlinge für einen kurzen Moment aus den Augen ließ.

Die ganz normalen Parkbesucher eben. Manchmal lächelten oder nickten sie ihm zu, aber sie lächelten oder nickten auch allen anderen zu, die ihren Weg kreuzten und ihnen für den Bruchteil einer Sekunde ihre Aufmerksamkeit schenkten.

Völlig harmlose Menschen, die ein paar Stunden im Park auf einer Bank saßen und mit ansehen wollten, was sich im Leben so abspielte. Dahinter steckte mit Sicherheit keine persönliche

Absicht.

Aber irgendwie schienen sie allgegenwärtig zu sein. Er hatte versucht sich einzureden, dass es ihm nur deshalb so vorkam, weil er sich dieser Menschen neuerdings bewusst geworden war. Davor waren sie ihm gar nicht aufgefallen, doch seit sein Sohn ihn nach diesen Leuten gefragt hatte, musste er ständig über sie nachdenken.

Innerhalb einer Woche hatte sich dieses Phänomen über den Park hinaus ausgeweitet. Jetzt sah er diese Menschen überall. Wenn er mit seinem Sohn zum Friseur ging oder mit der ganzen Familie zum Abendessen in ein Restaurant.

»Das bildest du dir nur ein«, hatte ihm seine Frau erst vor ein paar Tagen erklärt. »Die alte Dame saß allein am Tisch. Natürlich schaut sie sich da um, wer sonst noch im Restaurant ist. Machst du das nicht, wenn du allein isst?«

Sie hatte vollkommen Recht, und das wusste er auch, aber genützt hatte es nichts. Im Gegenteil, es war mit jedem Tag schlimmer geworden, bis er an den Punkt gelangte, wo er, ganz gleich, was er tat oder wo er sich aufhielt, ständig fremde Blicke auf sich gerichtet fühlte.

Immer öfter beschlich ihn nun dieses unangenehme Gefühl, dass hinter seinem Rücken jemand war, der ihn beobachtete. Er hatte versucht, diesen Eindruck zu ignorieren, dem Drang zu widerstehen, einen Blick über die Schulter zu werfen, doch irgendwann stellte es ihm unweigerlich die Nackenhaare auf, ein eiskalter Schauer jagte ihm über den Rücken, und schließlich drehte er sich doch um.

Und da war niemand.

Mal abgesehen davon, dass logischerweise immer jemand in seiner Nähe war – schließlich lebte er mitten in Manhattan! Da befand sich stets ein anderes menschliches Wesen in seiner Nähe, gleichgültig, wo er sich aufhielt: auf dem Bürgersteig, in der U-Bahn, im Büro, in einem Restaurant, im Park.

Und dann ging seine Wahrnehmung über das Gefühl,

beobachtet zu werden, hinaus. Seit einigen Tagen glaubte er nun, dass ihn jemand verfolgte.

Mittlerweile hatte er es aufgegeben, sich gegen diesen prüfenden Blick über die Schulter zu wehren, und seit heute schien es ihm, als schaute er alle paar Sekunden zurück.

Am Nachmittag, auf dem Heimweg vom Büro, war er ständig stehen geblieben und hatte in die Schaufensterscheiben gestarrt, wobei ihn die Auslagen nicht im Geringsten interessierten, sondern nur das, was die Scheiben widerspiegeln.

Die Reflektionen der Passanten. Manche wären beinahe in ihn hineingelaufen, einige entschuldigten sich beim Vorbeihasten, andere strafte ihn mit ärgerlichen Blicken.

Aber niemand folgte ihm.

Daran gab es nicht den leisesten Zweifel.

Doch tief in seinem Inneren nagte sehr wohl ein Zweifel, und als er heimkam, war er so nervös gewesen, dass er sich einen Drink eingekauft hatte, was er praktisch nie tat. Ab und zu ein Glas Wein zum Abendessen, darauf beschränkte sich gewöhnlich sein Alkoholkonsum. Schließlich hatte er sich dazu entschlossen, noch eine Runde joggen zu gehen – eine halbe Stunde würde es noch hell sein, und er wollte sich richtig müde laufen – in der Hoffnung, diesen elenden Wahnvorstellungen, die ihn von Tag zu Tag mehr beherrschten, die Kraft zu nehmen.

»Jetzt noch?«, hatte seine Frau sich gewundert. »Es wird doch gleich dunkel!«

»Das macht mir nichts aus«, war seine Antwort gewesen.

Und er fühlte sich tatsächlich gut. Er bog von der 77. Straße in den Park ein und hielt sich Richtung Norden, bis er zur Bank Rock Bridge kam. Nach der Brücke dann verzweigten sich die Wege, was dem Teil des Parks den Namen Ramble eingetragen hatte. Diese Gegend war ziemlich verlassen, und während er auf die Bow Bridge zulief, spürte er plötzlich, wie der Wahn wieder seine Klauen nach ihm ausstreckte.

Da war niemand, der ihn beobachtete.

Niemand, der ihm folgte.

Es passierte überhaupt nichts Ungewöhnliches.

Während er sich allmählich entspannte, verlangsamte er sein Lauftempo. Die Dämmerung senkte sich über den Spätnachmittag, die Bänke waren nun leer. Die wenigen anderen Jogger, die noch unterwegs waren, legten einen Gang zu, um aus dem Park herauszukommen, ehe die Dunkelheit sie einholte. Hinter sich hörte er die kraftvollen Schritte eines anderen Joggers und schwenkte nach rechts, um ihn vorbeizulassen. Doch dann, gerade als der andere an ihm hätte vorbeiziehen müssen, wurden dessen Schritte plötzlich langsamer.

Und die Paranoia überfiel ihn mit voller Wucht.

Was war passiert?

Warum lief der andere auf einmal langsamer?

Warum hatte er ihn nicht überholt?

Da stimmte etwas nicht. Er machte Anstalten, über die Schulter zu spähen.

Zu spät.

Von hinten schlang sich ein Arm um seinen Hals – bedeckt von einem dunklen Stoff. Noch ehe er irgendwie reagieren konnte, verstärkte sich der Druck des Arms. Mit den Händen versuchte er ihn wegzuziehen, seine Finger krallten sich in den dunklen Ärmel, doch dann spürte er eine Hand an seinem Kopf.

Eine Hand, die seinen Kopf nach links drückte, tief in die Armbeuge seines Angreifers.

Die Muskeln des Arms spannten sich; der Druck wurde stärker.

Er nahm alle Kraft zusammen, holte aus, um dem Angreifer den Ellbogen in den Bauch zu rammen und -

Mit einer einzigen, blitzschnellen Drehung riss der Mann ihm den Kopf herum, brach ihm das Genick. Sein Körper

erschlaffte.

Nur eine Sekunde später waren seine Brieftasche und die Uhr – zusammen mit dem Angreifer – verschwunden, und sein Leichnam verschmolz mit der rasch einsetzenden Dunkelheit.

Teil 1

Der erste Albtraum

Das Mädchen lag im Bett, fest entschlossen, nicht einzuschlafen.

Das alles passierte, wenn sie schlief.

Dann kamen die Träume – die schrecklichen Träume, aus denen sie nie aufwachen konnte – deshalb musste sie wach bleiben, wenn sie nicht wollte, dass sie kamen.

Aber es war so schwer, wach zu bleiben. Sie versuchte alle möglichen Tricks.

Blieb aufrecht sitzen, den Rücken an das harte Kopfteil des Betts gelehnt, damit es möglichst unbequem war, starrte auf die Lichter, die hinter der Jalousie spielten. Manchmal ließ sie die Jalousie offen, in der Hoffnung, das helle Licht würde sie am Einschlafen hindern.

Aber das funktionierte nie.

Sie hatte sich auch schon in ihren Sessel gesetzt. Der Sessel neben dem Fenster, von dem aus sie hinausschauen konnte. Tagsüber war das ihr Lieblingsplatz, weil sie von dort aus alles beobachten konnte, was draußen vor sich ging. Doch nachts auf dem Sessel zu sitzen, nützte genau so wenig wie aufrecht im Bett zu hocken.

Sie hatte es damit versucht, unter der Bettdecke zu lesen, mit der Taschenlampe, die sie in ihrem Nachttisch aufbewahrte. Doch schon beim ersten Versuch wusste sie, dass auch das nicht helfen würde: Es war zu unbequem, und die Batterien hatten schon nach wenigen Seiten den Geist aufgegeben.

Außerdem bekam sie unter der Bettdecke noch weniger Luft als in den Träumen.

Ein Problem war auch, dass die Träume nicht jede Nacht kamen. An manchen Abenden schlief sie einfach ein, manchmal in ihrem Bett, manchmal auf dem Sessel, und wachte auf, wenn

schon die Sonne schien. Das waren die guten Morgen, wenn sie nicht in den Klauen der Traumgespenster aufwachte, nach Luft japste und sich so schwach und erschlagen fühlte, als wäre sie die ganze Nacht durchgerannt.

Geflohen vor den schrecklichen Dingen, die ihr in der Dunkelheit zustießen.

Sie schaute auf den Wecker, doch die leuchtend grünen Zeiger hatten sich kaum bewegt.

Steh auf, befahl sie sich. Steh auf und geh herum. Lauf im Zimmer herum, bis die Sonne aufgeht. Doch das Bett war so weich und gemütlich, und als sie sich wieder unter die Decke kuschelte und die Augen schloss, sprach eine andere Stimme zu ihr.

Vielleicht ließen die Träume sie heute in Ruhe. Letzte Nacht hatten sie sie auch nicht geplagt – vielleicht kamen sie heute Nacht wieder nicht.

Sie entspannte sich – nur ein wenig – genoss die vertraute Wärme ihres Betts.

Und dann hörte sie es.

Ein Stöhnen – so leise, dass sie sich fragte, ob sie sich nicht getäuscht hatte.

Sie erstarrte, hielt den Atem an, lauschte angestrengt. Nein, sie konnte es nicht gehört haben – unmöglich! Sie hörte dieses Stöhnen nur in diesen Träumen, und sie schlief ja noch gar nicht.

Schlief sie wirklich nicht?

Sie machte die Augen auf, blinzelte in die Dunkelheit.

Der Wecker stand noch da, die Zeiger leuchteten grün. Dort drüben war das Fenster, die Lichter von unten warfen Schatten auf die Jalousie.

Doch das Viereck des Fensters war irgendwie undeutlich, so als schaute sie durch eine Nebelschicht.

Der Nebel des Traums!

Aber wie konnte das sein? Sie war doch wach! Sie war nicht

eingeschlafen – das wusste sie genau!

Erneut warf sie einen Blick auf den Wecker. Nur eine einzige Minute war vergangen.

Doch jetzt verschwammen die Zeiger genau so wie das Fenster.

»Nein«, wisperte sie. »Bitte nicht...«

Ihre Stimme verschmolz mit der Stille, die jedoch nur allzu bald von den Geräuschen des Traums gebrochen wurde.

Das entfernte Stöhnen, die Stimme der Nacht.

Das Knarren von Türen.

Schritte, die näher kamen.

Nein, versuchte sie sich einzureden. Ich bin wach. Ich bin nicht eingeschlafen. Nein, ich träume nicht!

Sie wollte schreien, die Angst herausbrüllen, die sie plötzlich gepackt hatte, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt, und ihre Brust fühlte sich an, als läge eine tonnenschwere Eisenplatte darauf – so schwer, dass sie kaum noch atmen konnte.

Die Schritte kamen näher.

Der Nebel wurde dichter, wirbelte um sie herum, ließ sie schwindelig werden, nahm ihr die Sicht, bis sie die Zeiger des Weckers nicht mehr sehen konnte.

Arme reckten sich aus dem Nebel.

Ein knochiger Finger kam direkt auf ihr Gesicht zu.

Ein anderer Finger, krumm und geschwollen, berührte ihre Haut, der abgebrochene Fingernagel hinterließ eine glühende Spur, als er über ihre Wange kratzte.

Sie versuchte zurückzuweichen, wusste aber, dass es kein Entkommen gab.

Der krumme Finger entfernte sich von ihrem Gesicht und griff nach der Bettdecke, die sie unter dem Kinn zusammenhielt. Sie wehrte sich, hielt die Decke fest, doch ihre Muskeln versagten, und ihre Hände ließen los.

Die Bettdecke verschwand im Nebel.

Die Stimmen erhoben sich. Sie lag ganz still da, machte

Augen und Ohren zu und versuchte sich einzureden, dass das alles gar nicht wahr war, dass sie gleich aufwachen und der Spuk dann verschwunden sein würde.

Die Stimmen wurden lauter, und noch mehr Finger reckten sich aus dem Nebel und zeigten auf sie.

»Ja«, flüsterte eine Stimme. »Perfekt... perfekt...«

Offenbar spielten ihr ihre Sinne einen Streich, denn plötzlich rückte alles in weite Ferne. Zwar hörte sie die Stimmen noch, doch schienen diese jetzt aus den entferntesten Winkeln ihres Bewusstseins zu kommen. Nachdem sich die Stimmen und die Schatten zurückgezogen hatten, kam nun etwas anderes, das sie weder hören noch sehen konnte, unaufhaltsam näher.

Lauf!

Sie musste weglaufen, musste fliehen, ehe diese unsichtbare Macht sie in ihre Gewalt brachte, ehe diese wispernden Wesen zurückkehrten.

Zu spät! Auf einmal war sie wie gelähmt, konnte weder Arme noch Beine bewegen, sich nicht aufsetzen. Unsichtbare Fesseln, die sie nicht einmal spürte, hielten sie fest und lieferten sie diesen körperlosen Mächten wehrlos aus.

Jetzt waren die Wesen wieder da, wirbelten um sie herum, flüsterten miteinander.

Plötzlich schoss ihr ein stechender Schmerz durch die Brust, als hätte man ihr eine Nadel direkt ins Herz gebohrt.

Und noch ein Stich. Diesmal in den Bauch.

Sie wollte schreien, doch kein Laut verließ ihre Lippen. Sie versuchte auf ihre Peiniger einzuschlagen, doch die Muskeln versagten ihr den Dienst.

Die Stiche kamen immer schneller, trafen sie in den Bauch, in die Seite, den Unterleib, den Nacken.

Die Stimmen steigerten sich zu einem unverständlichen Gebrabbel und entfernten sich dann, bis sie nur noch einen seltsamen schmatzenden Laut wahrnahm, als schlabbte eine Katze Milch.

Das Atmen fiel ihr immer schwerer, ihr Herz schlug fieberhaft gegen ihre Brust und so laut, dass es ihr in den Ohren dröhnte; doch plötzlich änderte sich der Rhythmus, ihr Herz vibrierte, während sie verzweifelt um Luft rang.

Sie starb!

Das wenige Licht im Raum vereinigte sich zu einem Punkt von Stecknadelkopfgröße, und sie glaubte, durch einen langen Tunnel zu blicken. Und plötzlich waren die Fesseln, die sie hielten, von ihr abgefallen, und sie rannte durch den Tunnel, rannte auf das Licht zu. Doch die Wesen, die sie gerade noch festgehalten hatten, verfolgten sie, griffen nach ihr. Wenn sie sie zu fassen bekämen –

Sie rannte weiter, ihre Beine holten kräftig aus, die Arme schwingen im Takt dazu vor und zurück. Ihr Herz fühlte sich an, als wollte es platzen, und ihre Lungen brannten unter ihren pfeifenden Atemzügen.

Aber sie kam gut voran.

Der Lichtpunkt vergrößerte sich.

Doch je weiter sie sich ihrem Ziel näherte, desto dichter schlossen ihre Verfolger auf, kamen näher und näher.

Jetzt waren sie direkt hinter ihr, griffen nach ihr. Jeder Muskel in ihrem Körper brannte inzwischen wie Feuer, und einen Moment lang spürte sie ihre eigene Kraft, die sie vorwärts trieb.

Sie würde es schaffen! Diesmal würde sie sich ins Licht flüchten.

Sie war beinahe da! Nur noch ein Schritt und dann –

Sie stolperte.

Ihr Fuß verhakte sich, sie verlor das Gleichgewicht. Während sie verzweifelt die Hände in die Höhe warf, brach ein Schrei aus ihrer Kehle und –

Sie wachte auf.

Ihre Augen öffneten sich.

Ihr Herz raste, ihr Atem ging keuchend.

Sie war so erschöpft wie nach einem stundenlangen Dauerlauf.

Kalter Schweiß bedeckte ihren Körper; ihr Schlafanzug war feucht.

Das alles war nicht wahr. Es konnte nicht wahr sein.

Es war nur ein Traum gewesen, und sie lag in ihrem Bett, in ihrem Zimmer, und die ersten Strahlen der Morgensonne sollten auf die Jalousie scheinen.

Alles war nur ein Traum gewesen, und ihr war nichts passiert.

Doch sie fühlte sich nicht gut.

Die Morgensonne schien nicht auf ihr Fenster.

Sie lag nicht in ihrem Bett; nicht in ihrem Zimmer.

Alles war anders.

Das Licht – das Licht, dem sie in ihrem Traum nachgejagt war, das sie, wie sie geglaubt hatte, retten würde – war eine nackte Glühbirne, die über ihr baumelte.

Die Peiniger, die sie in ihrem Traum zurückgelassen zu haben glaubte, waren immer noch da, lauerten in den Schatten – sie sah sie nicht, nahm aber ihre Anwesenheit deutlich wahr. Einer der Peiniger, ganz in Weiß gekleidet und das Gesicht hinter einer Maske verborgen, kam näher, und sie spürte etwas. Als hätte man ihr etwas in die Nase gesteckt. Doch ihr Kopf war so vernebelt, ihr Körper so schwach, dass sie gar nicht genau mitbekam, was mit ihr passierte.

Nur eines wusste sie bestimmt.

Sie würde sterben.

Und sie hätte nicht einmal sagen können, ob ihr das etwas ausmachte.

Tot zu sein, konnte auch nicht schlimmer sein, als diesen Traum noch einmal durchleben zu müssen.

1. Kapitel

Caroline Evans Traum war kein Albtraum, und als er sich im Morgenlicht auflöste, versuchte sie ihn festzuhalten, wünschte sich nichts mehr, als zurück in den süßen, warmen Schoß des Schlafs zu schlüpfen, wo das Glück und der Frieden des Traums eins waren mit der Wirklichkeit ihres Lebens.

Selbst jetzt spürte sie Brads Arme, die sie hielten, seinen heißen Atem auf ihrer Wange, seine zärtlichen Finger, die sie liebkosten. Aber keine dieser Empfindungen war mehr so stark und eindeutig wie noch vor einem Moment, und ihr Stöhnen – ein Stöhnen, das ihre Vorfreude auf ein Liebespiel signalisierte, sich aber bereits in einen Ausdruck von Schmerz und Enttäuschung verwandelt hatte – wehte die letzten Spuren des Traums aus ihrem Bewusstsein.

Die Arme, die sie eben noch gehalten hatten, erwiesen sich als beengende, zerknüllte Laken, und von seinem heißen Atem auf ihrer Wange blieb nur noch die schwache Wärme einiger Sonnenstrahlen, die sich durch die Jalousien des Schlafzimmerfensters gestohlen hatten.

Nur die Finger, die sie berührten, waren real, aber es waren nicht die ihres Ehemanns, die sie zu einem trägen morgendlichen Liebespiel animierten, sondern die ihres zehn Jahre alten Sohnes, der sie aus dem Bett scheuchen wollte.

»Es ist schon fast neun«, beschwerte sich Ryan. »Ich werde zu spät zum Training kommen!«

Caroline drehte sich um, und als sie ihren Sohn ansah, erstand in ihrer Erinnerung unweigerlich das Bild ihres Mannes.

Welch eine Ähnlichkeit.

Die gleichen braunen Augen, der gleiche unbezähmbare braune Haarschopf, die gleichen Gesichtszüge, obwohl sich Ryans weiche, knabenhaften Züge noch nicht in die perfekt

gemeißelten Linien und Flächen verwandelt hatten, die bewirkt hatten, dass beinahe jeder – gleichgültig ob Mann oder Frau – einen zweiten Blick riskierte, wenn Brad einen Raum betreten hatte.

Hatte der Mann, der ihn umbrachte, ihn auch zwei Mal angesehen? Wenigstens ein Mal? Waren ihm diese Züge aufgefallen? Wahrscheinlich nicht – ihn hatten nur seine Brieftasche und die Uhr interessiert, und die eignete er sich auf die effektivste Art und Weise an, indem er sich von hinten an Brad anschlich, ihm den Arm um den Hals legte und mit der rechten Hand seinen Kopf so weit nach links drehte, bis das Genick gebrochen war.

Vielleicht hätte sie an jenem Tag nicht in die Leichenhalle gehen, Brads Leichnam auf der kalten Edelstahlbahre betrachten und es sich zumuten sollen, dem Tod in seinem Gesicht gegenüber zu stehen.

Caroline erschauerte bei der Erinnerung daran und versuchte abermals, sie auszublenden. Aber sie wurde den letzten Anblick ihres Ehemannes nicht mehr los, ein Bild, das in ihrem Gedächtnis eingebrannt bleiben würde bis zu dem Tag, an dem sie starb.

Es wären genug andere Leute bereit gewesen, ihn zu identifizieren. Jeder seiner Partner in der Anwaltskanzlei hätte das übernehmen können, oder einer seiner Freunde.

Aber sie hatte darauf bestanden selbst hinzugehen, felsenfest davon überzeugt, dass hier ein Irrtum vorlag, dass es nicht Brad war, der im Park das Opfer eines Raubüberfalls geworden war.

Eine eisige Kälte überfiel sie, als die Erinnerung an jenen Abend im vergangenen Herbst zurückkehrte. Als Brad zum Joggen aufgebrochen war, ein Stück am See entlang und durch den Ramble, hatte sie sich um die anbrechende Dunkelheit Sorgen gemacht. Doch er hatte darauf beharrt, dass ihm ein paar Kilometer laufen gegen die Nervosität helfen würden, die ihn seit einigen Wochen quälte. Sie hatte gerade Laurie bei den

Mathehausaufgaben geholfen und Brads Kuss kaum erwidert, ehe er das Haus verlassen hatte.

Seine, wie sich herausstellen sollte, letzten Worte mit kaum mehr als einem Nicken erwidert. »Liebe dich«, hatte er gesagt.

Liebe dich.

Diese beiden Worte waren durch ihr Bewusstsein gehalten, als sie sechs Stunden später wie betäubt auf dieses Gesicht hinabgestarrt hatte, dass so unglaublich ausdruckslos war, dass es kaum wieder zu erkennen war. *Liebe dich ... liebe dich ... liebe dich ...* »Ich liebe dich auch«, hatte sie gewispert, während die Tränen ihr gnädigerweise den Blick verschleierten. Und diese Tränen waren auch in den Monaten, die seit diesem Abend vor einem halben Jahr vergangen waren, nie ganz versiegt. Sie flossen immer noch, überraschten sie manchmal spät nachts, wenn sie allein in ihrem Bett lag, einzuschlafen und sich in den Traum zu flüchten versuchte, in dem Brad noch am Leben war und weder die Tränen noch die Wut Teile ihres Lebens waren.

Caroline konnte nicht genau sagen, wann diese Wut sich in ihr eingenistet hatte.

Jedenfalls nicht bei der Trauerfeier, als sie, ihre beiden Kinder fest an sich gedrückt, auf der Bank gesessen hatte. Vielleicht bei der Beisetzung, als sie im späten Nachmittagslicht ihre Hände ineinander verschlungen hatte, als könnten sie ebenfalls in dem Grab verschwinden, das soeben ihren Ehemann verschlungen hatte.

Damals hatte sie zum ersten Mal darüber nachgedacht, dass Brad gewusst haben musste, dass er mehr oder weniger allein im stockdunklen Park sein würde, wenn er den See umrundet haben würde. Und beide wussten sie, wie gefährlich der Park nach Anbruch der Dämmerung war. Warum war er trotzdem zum Joggen gegangen? Warum hatte er das Risiko in Kauf genommen? Doch sie kannte auch die Antworten auf diese Fragen. Selbst wenn er daran gedacht hätte, hätte er seinen

Lauf zu Ende gebracht. Das war eine der Eigenschaften, die sie so an ihm schätzte, dass er immer beendete, was er angefangen hatte.

Bücher, die ihm nicht gefielen, las er zu Ende.

Felsen, die leicht zu bewältigen ausgesehen hatten und sich dann als beinahe unüberwindlich herausstellten. Beinahe, aber nicht ganz.

»Warum hast du nicht wenigstens einmal aufgeben können?«, hatte sie an jenem Abend, vier Tage nach seinem Tod, vor sich hin geflüstert, als sie in die Dunkelheit gestarrt hatte. »Warum hast du nicht einmal sagen können: ›Das wäre wirklich blöd‹, und dich umdrehen und nach Hause kommen können?« Aber das hatte er nicht getan, und sie wusste, dass er, selbst wenn ihm dieser Gedanke gekommen wäre, dennoch zu Ende geführt hätte, was er sich vorgenommen hatte. Damals hatte die Wut erstmals ihren Kummer gemildert, und obgleich sie mit Schuldgefühlen einhergegangen war, wusste sie, dass es genau diese Wut gewesen war, die sie dazu befähigt hatte, in diesen ersten schrecklichen Wochen zu funktionieren. Jetzt, mehr als ein halbes Jahr später, wich sie einem anderen Gefühl, das sie noch nicht genau definieren konnte. Der erste Schock über Brads Tod war vorüber. Der Aufruhr von Gefühlen – die erste Taubheit nach dem Schock seines Todes, gefolgt von Trauer, dann der Wut – kam allmählich zur Ruhe. Während die Tage unaufhaltsam dahingekrochen waren, hatte sie langsam damit begonnen, sich mit der neuen Wirklichkeit in ihrem Leben abzufinden. Sie war auf sich allein gestellt, mit zwei Kindern, die sie großziehen musste, und wie sehr sie sich auch manchmal wünschte, in dem gleichen Grab versinken zu können, in dem Brad jetzt lag, so wusste sie auch, dass sie ihre Kinder genau so sehr liebte wie sie deren Vater geliebt hatte.

Ganz gleich, wie sehr sie litt, das Leben ihrer Kinder würde weitergehen, und das ihre auch. So hatte sie ihre Arbeit in dem Antiquitätenladen wieder aufgenommen und sich nach Kräften

bemüht, den Kindern dabei zu helfen, von den Wunden zu genesen, die der Verlust ihres Vaters ihnen zugefügt hatte. Auf den diversen Konten und Sparbüchern war gerade genug Geld gewesen, um sie ein paar Monate über Wasser zu halten, doch vergangene Woche hatte sie das letzte Geld abgehoben, und in zwei Wochen war die Miete fällig. Ihre finanziellen Reserven waren inzwischen geringer als ihre emotionalen.

»Mom?«, hörte sie Laurie aus der Küche rufen. »Haben wir noch irgendwo Ahornsirup?«

Während sie sich aus den verwickelten Laken befreite – und gleichzeitig auch aus dem Chaos ihrer Gefühle –, scheuchte sie ihren Sohn aus dem Schlafzimmer. »Geh und sag deiner Schwester, sie soll in der Speisekammer nachsehen; im zweiten Regalfach musste noch ein Flasche stehen. Und keine Angst, du kommst nicht zu spät zum Baseball-Training. Großes Indianerehrenwort.«

Als Ryan aus dem Zimmer hopste und dabei schon nach seiner Schwester brüllte, stand Caroline auf, zog die Jalousien hoch und sah aus dem Fenster. Als ihr dann der Duft von Lauries Waffeln in die Nase stieg, und das warme Licht eines Frühlingssamstagmorgens das Schlafzimmer durchflutete, schüttelte Caroline die letzten Bande ihres Traums ab.

»Wir schaffen das«, ermunterte sie sich.

Sie wünschte nur, sie wäre sich dessen so sicher, wie die Worte klangen.

Caroline spürte die Spannung, kaum dass sie die Küche betreten hatte. Ryan saß mit tief gefurchter Stirn am Tisch und funkelte seine Schwester wütend an. Laurie, die in drei Monaten dreizehn wurde, war immer noch nicht der Phase entwachsen, wo es ihr ein diebisches Vergnügen bereitere, ihren Bruder auf die Palme zu bringen. Und an diesem Morgen griff sie dafür zu einer Taktik, die noch nie versagt hatte: Sie tat einfach so, als bemerkte sie nicht, dass er stinksauer auf sie

war. Dafür schenkte sie ihrer Mutter ihr strahlendstes Lächeln, das, wie Caroline wusste, nur den einen Zweck verfolgte, sie in dem Streit, der sich in den vergangenen zehn Minuten, seit Ryan das Schlafzimmer verlassen hatte, zwischen ihnen entwickelt hatte, zu ihrer Verbündeten zu machen. Kopfschüttelnd betrachtete sie den Teller mit der in Ahornsirup schwimmenden Waffel, den Laurie vor sich stehen hatte, schenkte sich eine Tasse Kaffee ein, setzte sich, schaute Ryan an und ließ ihren Blick schließlich auf Laurie ruhen. »Also, was war hier los?«, fragte sie.

Lauries Lächeln verblasste eine Spur, doch sie gab sich Mühe, es nicht restlos zu verlieren. »Nichts!«, erwiderte sie empört und hob mit übertriebener Unschuldsmiene die Schultern. »Ich weiß auch nicht, was er schon wieder hat!«

Ryan schaffte es, noch finsterer dreinzuschauen. »Sie sagt, dass wir in den Zoo gehen. Aber du hast gesagt, dass ich vormittags Baseball spielen kann. Dad und ich haben immer am Samstag Baseball gespielt, und am Nachmittag soll ich ein paar Schulfreunde zum Fußballspielen –«

»Warum musst du Baseball *und* Fußball spielen?«, krächte Laurie dazwischen. »Warum kannst du nicht was anderes machen? Warum kannst du nicht mal das tun, was Mom und mir Spaß macht?«

»Das muss ich nicht!«, brauste Ryan trotzig auf. »Wenn Dad noch da wäre –«

Diesmal unterbrach Caroline den Jungen. »Er ist aber nicht da.« Ihre Stimme klang zwar belegt, doch es gelang ihr, die Tränen zurückzuhalten. Der Samstag – besonders so ein herrlicher Samstag wie dieser – war immer ihr Lieblingstag gewesen. Bevor die Kinder auf der Welt waren, als sie noch in dem kleinen Apartment in der Nähe der Columbia University wohnten, hatten Brad und sie endlose Spaziergänge unternommen, die Stadt erforscht und eine geeignete Nachbarschaft gesucht, in der sie ihre Kinder aufziehen wollten. Kurz vor

Lauries Geburt hatten sie die Wohnung entdeckt, in der sie und die Kinder auch jetzt noch wohnten, nur einen Häuserblock vom Park entfernt, in einer Straße, die zwar nicht so ruhig war wie die auf der anderen Seite des Parks, jedoch längst nicht so laut wie manche der West Side. Nach Ryans Geburt hatten sie ihre Samstage überwiegend im Park verbracht, wo sie schnell Kontakt zu anderen jungen Familien mit Kleinkindern fanden. Nach Brads Tod hatte Caroline sich nach Kräften bemüht, die Familienaktivitäten aufrecht zu halten, doch zwangsläufig war nichts mehr so wie früher. Obwohl Brad im vergangenen Herbst damit angefangen hatte, Ryan nach der Schule allein in den Park gehen zu lassen, um mit Freunden Baseball oder Fußball zu spielen, konnte Caroline die Vorstellung nicht ertragen, dass eines ihrer Kinder sich unbeaufsichtigt dort aufhielt. Ryan gefiel diese Einschränkung natürlich nicht, aber er fand sich damit ab, so lange Caroline samstags mit ihm in den Park ging. Laurie jedoch, die vergessen hatte, dass sie bis zum letzten Sommer genau so gern Baseball gespielt hatte wie ihr Bruder, war jetzt in einem Alter, wo sie mit ihrem kleinen Bruder so wenig wie möglich zu tun haben wollte. Aus diesem Grund geriet nun jeder Samstag zu einem Tauziehen zwischen den beiden, mit Caroline in der undankbaren Position, es keinem der beiden Recht machen zu können. Aber sie durfte nicht aufgeben. »Wie wäre es mit einem Kompromiss?«, schlug sie vor. »Wir beide schauen Ryan heute Vormittag beim Spielen zu, gehen dann alle zusammen in den Zoo, und anschließend bleibt vielleicht noch Zeit, dass Ryan mit seinen Freunden Fußball spielen kann.«

Jetzt schwand auch der Rest von Lauries Lächeln dahin. »Der Zoo im Park? Ich hasse diesen Zoo. Die Käfige sind schrecklich, und die Tiere sehen aus, als ob sie sich wohler fühlen würden, wenn sie tot wären!« Zu spät. Laurie konnte ihre Worte nicht mehr rückgängig machen und sah den Schmerz in den Augen ihrer Mutter aufblitzen. »Es ... es tut

mir Leid –«, begann sie, doch Caroline schüttelte rasch den Kopf.

»Schon gut«, wiegelte sie ab. »Du hast ja nicht mal so Unrecht. Aber wenn wir alle in die Bronx fahren ...« Sie hielt inne, während sie im Stillen zusammenrechnete, wie viel der Ausflug kosten würde: einschließlich der U-Bahnfahrkarten an die dreißig Dollar, selbst wenn sie auf Snacks und Cokes verzichten würden.

Dreißig Dollar, die vor einem Jahr noch eine Kleinigkeit waren.

Dreißig Dollar, die sie heute schlicht und einfach nicht hatte.

Nicht angesichts der unbezahlten Miete und der bis ans Limit ausgeschöpften Kreditkarten.

Laurie ahnte, worüber ihre Mutter nachdachte. »Ich habe Geld«, sagte sie. »Auf meinem Babysitter-Konto sind mehr als hundert Dollar. Warum kann ich uns nicht einladen?«

»Weil du dieses Geld fürs College brauchen wirst«, erwiderte Caroline. »Und nur weil ich momentan ein bisschen knapp bei Kasse bin, werden wir dein Konto noch lange nicht plündern.«

»Ich hab noch ein bisschen Geld in meinem Sparschwein«, bot Ryan an, dessen finstere Miene einem besorgten Stirnrunzeln Platz gemacht hatte. »Das könnten wir doch nehmen.«

Das Klingeln des Telefons entband Caroline von der schwierigen Aufgabe, Ryans Vorschlag abzulehnen, ohne ihn dabei in seiner Großzügigkeit zu verletzen, doch sobald sie Claire Robinsons Stimme hörte, war ihr klar, dass diese den Samstagsplänen, die noch gar nicht richtig ausgehandelt waren, ohnehin einen Strich durch die Rechnung machen würde. Ihre Chefin benutzte jenen vergnügten Tonfall, den Caroline und die beiden anderen Angestellten, die für *Antiques By Claire* arbeiteten, als Vorreiter für Worte kennen gelernt hatten, die nicht annähernd so vergnüglich waren wie die Stimme, die sie aussprach.

»Caroline, meine Liebe?«, trällerte es durch den Hörer. Caroline konnte sie in diesem Augenblick hinter ihrem Louis-XIV-Schreibtisch sitzen sehen, eine Zigarette in der Hand und den Telefonhörer zwischen linke Schulter und Ohr geklemmt, wie sie einen Auktionskatalog durchblättert, während sie mit ihr sprach. »Ich muss Sie um einen ungeheuren Gefallen bitten. Und ich weiß, dass ich mich dabei auf ganz unverzeihliche Weise aufdränge, aber ich weiß einfach nicht, an wen ich mich sonst wenden könnte!«

Im Stillen übersetzte Caroline Claires Einleitung: Kevin und Elise waren entweder nicht ans Telefon gegangen, oder hatten sich von Claires inständigem Flehen nicht unterbuttern lassen. Kevin hatte Mark, seinen Partner, und Elise bekam Unterhalt von ihrem Ex-Mann. »Was gibt es denn, Claire?«

»Ich *weiß*, dass Sie die Samstage immer mit Ihren Kindern verbringen, und ich *weiß*, dass ich kein Recht habe, mit dieser unverschämten Bitte an Sie heranzutreten, aber bestünde vielleicht die *klitzekleine* Möglichkeit, dass Sie sich für ein paar Stündchen in den Laden setzen? Ich hoffe, dass es bei zwei bleibt, und kann mir nicht vorstellen, dass es mehr als vier oder fünf werden.«

»Ich habe Ryan versprochen, mit ihm vormittags in den Park zu gehen, und anschließend –«

»Das passt ja prima! Heute Nachmittag kommt bei Sotheby's ein Queen-Anne-Tischchen unter den Hammer, das ich mir unter keinen Umständen wegschnappen lassen darf. Es passt genau zu dem in Estelle Hollinans Foyer, und Estelle wird uns alle umbringen, wenn ich es nicht für sie ersteigere. Also, wenn Sie bis um eins hier sind, verschwinde ich für ein Stündchen, höchstens zwei.«

Caroline sah die Enttäuschung in den Augen ihrer Kinder, die zu Recht vermuteten, dass sie nirgendwo hingehen würden – weder in den Park noch in den Zoo – und unternahm einen letzten Versuch, sich aus Claires Fängen zu befreien. »Können

Sie nicht Kevin oder Elise anrufen? Die Kinder und ich –«

Urplötzlich fiel die Maske der aufgesetzten Fröhlichkeit von Claire ab. »Nein, Caroline, kann ich nicht. Kevin und Mark sind nach Provincetown gefahren, und Elise hat Verpflichtungen.«

Als ob ich keine habe!, schnaubte Caroline innerlich.

»Und offen gesagt, dachte ich, dass Sie die Gelegenheit begrüßen würden, ein paar Dollar zu verdienen. Ihre Umsätze sind nicht so toll, wie sie sein könnten.«

Obwohl die Drohung nicht direkt ausgesprochen wurde, hatte Caroline doch das Gefühl, als hielte ihr jemand ein Messer an die Kehle. »Selbstverständlich kann ich einspringen, Claire«, sagte sie, wobei sie sich alle Mühe gab, ihre Niederlage wie ein großzügige Geste klingen zu lassen. »Um ein Uhr bin ich im Geschäft.«

Sie legte auf, ließ ihre Hand aber noch einen Moment auf dem Hörer liegen. *Was noch?*, dachte sie.

Was könnte noch schief gehen?

Es war, als hätte ihr Gedanke das Telefon zum Klingeln animiert, und sie riss die Finger vom Hörer, als habe sie sich daran verbrannt. Das Telefon klingelte ein zweites Mal, dann ein drittes, aber Caroline stand einfach da und starrte den Apparat stumm an. *Es ist mir egal, wer dran ist*, dachte sie. *Und es ist mir egal, was jemand von mir will. Mir ist alles zu viel. Mir wächst das alles über den Kopf.* Doch als dieser stumme Monolog in ihrem Bewusstsein Form annahm, wehrte sie sie ab. *Ich schaffe das schon*, entschied sie. *Was immer es ist, ich schaffe es.* Für alle Eventualitäten gerüstet, nahm sie abermals den Hörer ab. »Hallo?«

»Caroline?«

Als sie Andrea Costanzas Stimme am anderen Ende erkannte, entspannte sie sich augenblicklich. Sie hatte Andrea vor fünfzehn Jahren auf dem Hunter College kennen gelernt, und obwohl Andrea es nicht gut geheißen hatte, dass Caroline

das College verließ, um Brad Evans zu heiraten, waren sie Freundinnen geblieben. Und seit Andrea vor fünf Jahren ganz in ihre Nähe gezogen war, hatte sich ihre Freundschaft noch vertieft. »Dem Himmel sei Dank«, stieß sie seufzend hervor. »Du weißt ja gar nicht, wie gut es tut, eine freundliche Stimme zu hören!«

»Tja, wie wäre es dann mit drei freundlichen Stimmen zum Lunch am Dienstag?«

»Drei?«

»Bev hat gerade angerufen. Sie und Rochelle machen sich Sorgen um dich.«

Beverly Amondson und Rochelle Newman waren die beiden anderen Frauen, die Caroline als ihre besten Freundinnen betrachtete – oder bis vor kurzem betrachtet hatte, denn es schien, als hörte sie kaum noch von ihnen. »Sie fürchten sich vor dir«, hatte Andrea ihr vor einem Monat erklärt. »Du bist jetzt eine Singlefrau. Und als solche stellst du für sie eine Bedrohung dar.« Sie hatte über Carolines schockierten Gesichtsausdruck gelacht. »Ach komm, wach auf, Caroline! Warum, glaubst du, wurde ich nie eingeladen, wenn Rochelle ihre reizenden, ach so gemütlichen Abendessen gab? Das waren Pärchen-Aktivitäten, und ich war und bin nun mal nicht Teil eines Pärchens. Und du nun auch nicht mehr. Daher Schluss mit Einladungen.«

»Aber das ist doch Unsinn! Warum sollte ich eine Bedrohung darstellen?«

»Weil naturgemäß verheiratete Frauen in den nicht verheirateten Frauen Rivalinnen sehen«, verkündete Andrea. »Du warst die rühmliche Ausnahme und hast dir wegen mir nie Gedanken gemacht. Und versteh mich nicht falsch. Ich mag Bev und Rochelle. Aber ist dir nie aufgefallen, dass sie nie Frauen einladen, die noch zu haben wären, wenn ihre Männer dabei sind? Zum Lunch oder für einen gepflegten Weibertratsch bin ich gut, aber das war's auch. Und jetzt gehörst du

ebenfalls zu dieser Risikogruppe. Wart's nur ab.«

Wie sich herausstellte, sollte Andrea Recht behalten: Innerhalb weniger Wochen nach Brads Tod begannen die Einladungen der Amondsons und der Newmans merklich weniger zu werden.

»Nun, du kannst ihnen ausrichten, dass ich noch am Leben bin, wenn auch nicht in Höchstform«, sagte Caroline jetzt und wünschte im nächsten Moment, dass es ihr gelungen wäre, ein bisschen fröhlicher zu klingen, auch wenn es ihr miserabel ging.

»Dann sollte dich das ein wenig aufheitern. Bev schlägt nämlich vor, dass wir uns alle bei Cipriani treffen.«

Caroline brach in schallendes Gelächter aus. »Harry Cipriani?«, wiederholte sie. »Im Sherry Netherland? Du musst übergeschnappt sein – das kannst du dir doch gar nicht leisten, und ich schon überhaupt nicht!«

»Gut, aber Bev und Rochelle können«, gab Andrea ungerührt zurück. »Sie mögen zwar sonst in ihrer kleinen Geldwelt leben, aber sie wissen, dass wir da nicht mitspielen. Sie laden uns ein!«

»Na prima, jetzt bin ich zwar von der Dinner-Liste gestrichen, dafür aber auf die Almosenempfänger-Liste gesetzt worden!«, höhnte Caroline bitter und bereute ihre Worte schon im nächsten Moment. »Ach, Andrea, entschuldige – das war nicht so gemeint, wie es sich angehört hat.«

»Wen kümmert's? Außerdem hast du Recht – bei Cipriani rangieren wir beide unter Sozialfall. Na, wie sieht's aus? Du klingst so, als könntest du einen guten Lunch vertragen, und mit ›gut‹ meine ich ›pikfein und teuer‹. Komm, pack deine Probleme weg und lass für ein paar Stunden mal eine Fünf gerade sein.«

Caroline zögerte, aber lange konnte sie der Vorstellung, mit ihren drei besten Freundinnen in diesem luxuriösen Restaurant Mittag zu essen, nicht widerstehen. »Ich komme«, versprach

sie. »He, ich gehe mit den Kindern nachher in den Park. Kommst du mit?«

»Ach, ich wünschte, ich könnte«, seufzte Andrea. »Aber ich habe hier drei Kids, die Pflegefamilien brauchen, und vier Familien, die ich auf Herz und Nieren checken muss, ehe ich überhaupt daran denken kann, die Kids zu vermitteln.«

»Sag mal, warum werde ich den Eindruck nicht los, dass die Stadt dich nicht für deine Wochenendschichten bezahlt?«

Andrea kicherte leise. »Weil du ein einigermaßen intelligentes menschliches Wesen bist. Aber die Kids brauchen ein Zuhause, da beißt die Maus keinen Faden ab. Und wenn ich mich nicht bald auf die Socken mache, bin ich zum Abendessen noch nicht wieder daheim. Also, bis Dienstag.«

Als Caroline aufgelegt hatte und sich zu Laurie und Ryan umdrehte, fühlte sie sich ein wenig besser, aufgeheitert von der Aussicht auf ein gemeinsames Mittagessen mit ihren alten Freundinnen. Wenn sie danach nur nicht mit dem bitteren Nachgeschmack nach Hause käme, wie das Leben aussehen würde, wenn Brad an jenem Abend nicht in den Park joggen gegangen wäre.

2. Kapitel

»Kommt, wir laufen noch ein paar Straßen weiter«, schlug Caroline munter vor. Sie standen an der Ecke 77. Straße und Central Park West, und obwohl die Fußgängerampel auf Grün geschaltet hatte, und der Nord-Süd-Verkehr zum Stillstand gekommen war, blieb Caroline an der Bordkante stehen und hielt ihre beiden Kinder so fest an der Hand, als wären sie Dreijährige und nicht bald Halbwüchsige. Während sie über die Straße hinweg auf die Stelle starrte, wo Brad in der Mordnacht den Park betreten hatte, schalt sie sich im Stillen eine Närrin, denn dort war wirklich nichts Bedrohliches zu erkennen. Jeder, der jemals in diesem Park überfallen worden war, musste ihn zwangsläufig irgendwo betreten haben. Was hatte sie vor, wollte sie den Park für den Rest ihres Lebens meiden? Laurie, Ryan und sich selbst an die Wohnung fesseln, weil sie Angst hatte, nach draußen zu gehen?

»Du musst mich nicht begleiten, Mom«, sagte Ryan, der versuchte, sich aus ihrem Handgriff zu befreien. »Ich kenne den Weg. Warum geht ihr beiden nicht gleich in den Zoo?«

Weil ich nicht will, dass dir das Gleiche zustößt wie deinem Vater, dachte Caroline, schaffte es aber, dass ihre Stimme nichts von diesem Gedanken verriet. Stattdessen lächelte sie fröhlich. Zu fröhlich? »Schämst du dich etwa, mit deiner alten Mutter gesehen zu werden?«, fragte sie ihn und erkannte an der Röte, die ihm in die Wangen schoss, dass sie den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

»Die anderen Jungs werden alle mit ihrem Dad da sein«, platzte er heraus und wurde noch eine Spur röter. In dem vergeblichen Versuch, den Tränenschleier zu vertuschen, wischte er sich mit dem Ärmel über die Augen.

»He, ist schon okay.« Caroline beugte sich zu ihm. Ryan wirkte plötzlich viel jünger als seine zehn Jahre, und der

Kummer in seinen Augen traf sie ins Herz. »Ich weiß, dass es schwer ist«, sagte sie und widerstand dem Bedürfnis, ihn in den Arm zu nehmen. »Aber wir schaffen das. Das verspreche ich dir.«

Sein Unterkiefer zitterte, doch dann biss er die Zähne zusammen und drehte sich ein wenig von ihr weg. »Mir geht es gut«, murmelte er.

Da es so offensichtlich war, dass es ihm keineswegs gut ging, spielte Caroline einen Moment – nur einen winzigen Moment – mit dem Gedanken, ihn allein zu seinen Freunden gehen zu lassen. Immerhin trafen sie sich auf einem der Spielplätze am südlichen Ende des Parks, nicht auf einem der Plätze weiter oben.

Genau entgegengesetzt von der Richtung, in die Brad an jenem Abend gelaufen war.

Doch dann suchte ihr Blick den Park ab, der sich an diesem herrlichen Frühlingsmorgen bereits mit Menschen füllte. War es möglich, dass der Mann, der Brad ermordet hatte, auch darunter war? Die Polizei hatte ihn bisher nicht gefasst, nicht die geringste Spur gehabt. Und der Leiter der Ermittlungen in diesem Fall – Frank Oberholzer, ein großer, vierschrötiger Sergeant mit traurigen Augen – hatte erklärt, dass man den Mörder wahrscheinlich auch nie fassen würde. »Die Sache ist die, dass es nicht den Anschein hat, als hätte der Mörder es speziell auf Ihren Gatten abgesehen. Er war schlicht und einfach zur falschen Zeit am falschen Ort. Deshalb werden wir auch nicht sehr viel mehr in Erfahrung bringen, außer wir bekommen noch mehr solcher Fälle auf den Tisch. Gleicher Modus operandi, gleiche Gegend, gleiche Tatzeit. Dann haben wir ein Muster, mit dem wir arbeiten können. Wenn es jedoch nur ein Junkie auf der Suche nach ein paar Dollar war, dann erschließt sich uns kein Muster. Er wird irgendwo anders wieder zuschlagen, aber nicht unbedingt einen Jogger überfallen und auch nicht unbedingt im Central Park. Teufel

auch, womöglich sitzt er bereits wegen einer ganz anderen Sache im Knast, und so lange er nicht redet, werden wir nie auf ihn stoßen.«

»Er könnte aber genau so gut noch im Park herumlaufen und nach seinem nächsten Opfer Ausschau halten«, hatte Caroline dageengehalten. Zumindest hatte der Detective so viel Anstand besessen, ihr die Wahrheit zu sagen.

»Das ist leider auch möglich. Aber wenn dem so ist, und er das Gleiche noch einmal tut, dann haben wir eine Chance. Bei ihrem Gatten gab es keine Zeugen. Beim nächsten Mal hat er vielleicht nicht so viel Glück, oder aber sein Opfer überlebt.«

Was bedeutete, dass er tatsächlich hier sein könnte, genau jetzt.

Und sie beobachtete?

Könnte er wissen, wer sie war?

Natürlich nicht! Sie benahm sich lächerlich. Der Mann hatte Brad ja nicht einmal gekannt – weder seinen Namen noch sonst etwas. Aber nein, das stimmte ja gar nicht – er hatte schließlich Brads Geldbörse gestohlen und könnte eine Menge über ihn wissen, wenn er sich die Zeit genommen hatte, die Börse durchzusehen, statt nur das Bargeld und die Kreditkarten einzustecken. In Brads Geldbörse befand sich auch sein Führerschein, also könnte er ihre Adresse haben. Und Fotos. Fotos von ihr und von den Kindern. Die Fotos der Kinder waren zum Glück schon alt gewesen: Ryan war darauf knapp vier und Laurie sechs oder sieben. Laurie würde man noch wieder erkennen, und sie selbst auch.

Noch einmal musterte sie die Leute, die im Park spazieren gingen, und spürte den beinahe unwiderstehlichen Drang, ihre Kinder an die Hand zu nehmen und sie in die Sicherheit ihrer Wohnung zurückzubringen.

Verfolgungswahn!

Sie war auf dem besten Weg, genauso besessen von dieser Wahnvorstellung zu werden wie Brad! Dem musste sie Einhalt

gebieten, ehe sie zu einer dieser überängstlichen Mütter wurde, die ihre Kinder nie aus den Augen ließen, aus Angst, es könnte ihnen etwas zustoßen. Caroline wusste, dass ihre Angst irrational war; sie hatte die Statistiken gelesen, wonach die Kinder heute auf den Straßen ebenso sicher waren wie früher. Entgegen der Hysterie, die die Medien verbreiteten, lauerten nicht überall Ungeheuer, die nur darauf warteten, unschuldige Kinder zu quälen. Diese Dinge passierten, sicherlich, aber längst nicht so oft, wie Caroline einst geglaubt hatte. Andererseits war sie jedoch nicht bereit, Ryan allein in den Park gehen zu lassen. Noch nicht. Genau genommen war sie auch noch nicht bereit, selbst in den Park zu gehen. Vor allem nicht hier an dieser Stelle. »Lasst uns noch ein paar Straßen weitergehen, ja?«, wiederholte sie.

Sie sah Laurie und Ryan sich so weit vorbeugen, dass sie sich ansehen konnten, und war überzeugt, dass die beiden vor Empörung darüber, dass sie sie behandelte wie Vierjährige, die Augen verdrehten. Sie zwang sich, ihren Griff zu lockern, ehe sie mit ihnen die 77. Straße überquerte und sich nach Süden wandte.

Dann, an der Ecke 70. Straße, war es Ryan, der plötzlich stehen blieb und ihre Hand umklammerte, worauf Caroline ihn verdutzt ansah.

»Können wir hinüber auf die andere Straßenseite gehen?«, fragte er.

Unwillkürlich schaute sie sich um, überlegte, was ihn hatte innehalten lassen. Hatte er etwas gesehen? Oder *jemanden*?

Oder hatte ihn jemand angesehen?

Ihr Herz setzte einen Schlag aus, doch während sie die Leute vor ihnen auf dem Bürgersteig musterte – es waren nicht mehr als ein halbes Dutzend –, konnte sie nichts Auffälliges entdecken. Es waren ganz gewöhnliche Menschen, die ihren Geschäften nachgingen. Dann hörte sie Laurie kichern: »Geht hier irgendwas ab, von dem ich nichts weiß?«

Laurie zwinkerte ihr verschwörerisch zu. »Er glaubt immer noch, dass in dem Haus gegenüber Hexen und Vampire wohnen«, kicherte sie.

»Glaube ich nicht!«, schnaubte Ryan, wurde aber rot dabei und strafte so seine Worte Lügen.

Jetzt hob auch Caroline den Blick zu dem Gebäude gegenüber, und plötzlich begriff sie.

Das Rockwell.

Es war ein riesiges altes Gebäude, das so viele verschiedene Architekturstile in sich vereinigte, dass es von den Bewohnern der Stadt liebevoll der »große alte Bastard von Central Park West« genannt wurde. Dass es eines der ältesten Bauwerke der Gegend war, sah man schon an den Natursteinmauern, die nie gereinigt worden waren – zumindest nicht, soweit Caroline sich erinnern konnte. Die gesamte Fassade war nahezu schwarz vom Schmutz der Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte. Als Caroline an dem alten Gebäude hochsah, fühlte sie sich plötzlich an ein Haus in New Hampshire erinnert, wo sie aufgewachsen war. Es war sehr groß – jedoch bei weitem nicht so groß wie das Rockwell, schließlich war es als Einfamilienhaus konzipiert worden – aber die Mauern bestanden aus denselben Natursteinquadern wie die des Rockwell, und es war genauso schmutzig gewesen. Von der Familie, die es einst für sich gebaut hatte, war nur eine alte Frau übrig geblieben, die nun allein in diesem großen Herrenhaus lebte, inmitten eines gänzlich verwilderten Gartens, der nicht minder unheimlich wirkte wie das Haus selbst. Unter Caroline und ihren Freunden galt es damals als unausgesprochene Tatsache, dass die alte Frau eine Hexe war, und dass jedes Kind, das dem Haus zu nahe kam, auf Nimmerwiedersehen verschwinden würde.

Anscheinend hatte die Geschichte von der Hexe in dem alten Haus an der Ecke den weiten Weg in diese Stadt gefunden, überlegte Caroline, während ihr Blick über die Fassade des alten Wohnhauses wanderte. Sie konnte förmlich hören, wie sie

und ihre Freunde den jüngeren Kindern der Nachbarschaft im Flüsterton diese Schauergeschichten erzählt hatten. »Da muss ich mich doch ernsthaft fragen, wie Ryan auf so was kommt«, meinte sie und fixierte Laurie mit einem wissenden Blick.

Jetzt war die Reihe an Laurie, rot zu werden. »Das sind doch nur Ammenmärchen«, wiegelte sie ab und sah ihren Bruder verächtlich an. »Die glaubt doch kein Mensch.«

»Sind es nicht!«, blaffte Ryan. »Jeff Wheelers sagt –«

»Jeff Wheelers ist eine Memme«, schoss Laurie zurück.

»Ist er nicht! Er ist –«

»Was haltet ihr davon, wenn wir jetzt in den Park gehen?«, mischte sich Caroline ein, ehe der Geschwisterzwist eskalierte. Gnädigerweise tat sich gerade eine Lücke im dichten Verkehrsstrom auf, so dass sie auf die andere Straßenseite wechseln konnten. Dort hatten sie noch einen Häuserblock weit zu gehen, ehe sie den Fußweg nach Tavern on the Green erreichten. »Sobald wir im Park sind, kannst du vorausgehen, einverstanden?«, sagte sie zu Ryan. »Lauf nur nicht zu weit voraus – sonst macht sich deine alte Mutter Sorgen.«

»Ich bin doch kein Baby mehr«, maulte Ryan, musterte jedoch gleichzeitig das Haus gegenüber mit einem ängstlichen Blick.

»Natürlich nicht«, besänftigte ihn Caroline. Sie hatten den Weg in den Park erreicht. »Ich weiß, dass du schon recht vernünftig bist und auf dich selbst aufpassen kannst. Aber ich mache mir trotzdem Sorgen um dich und möchte dich im Auge behalten können. Beim Fußballplatz setzen Laurie und ich uns auf eine Bank und tun so, als würden wir dich gar nicht kennen. Wie findest du das?« Ryan schien kurz darüber nachzudenken und dann zu dem Schluss zu kommen, dass er wohl nichts Besseres aushandeln könnte. Als er nickend davonpreschte, rief Caroline ihm noch schnell nach: »He! Wenn du einen Homerun hinkriegst, dürfen wir dann klatschen?«

Ryan drehte sich um, winkte und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Dann rannte er weiter. In derselben Sekunde überfiel Caroline die Angst, sie könnte ihn aus den Augen verlieren. Doch dann schaute er sich abermals um, stellte scheinbar fest, dass er weit genug von seiner Mutter entfernt war, und lief fortan langsamer weiter. Jetzt konnte sie ihm folgen, ohne den Eindruck zu erwecken, sie jagte ihm hinterher.

Der Blick aus Irene Delamonds Fenster hatte sie schon immer beeindruckt; der Park, der sich unter ihr ausbreitete, gab ihr das Gefühl, irgendwo in einer idyllischen Grafschaft zu leben und nicht in der quirlichsten Stadt der Welt. Und genau das war es, was die Wohnung, die sie sich mit ihrer Schwester Lavinia teilte, so vorzüglich machte. Sie lag hoch genug, dass sie in den Park schauen und während der Wintermonate sogar durch die schwarzen Baumskelette hindurch die Häuser entlang der Fifth Avenue erkennen konnte. Andererseits aber lag die dritte Etage niedrig genug, dass während der übrigen drei Jahreszeiten nur die neu erbauten Wolkenkratzer an der Second und Third Avenue sichtbar waren, und wenn sie diese ignorierte – und Irene verstand es vorzüglich, alles zu ignorieren, was sie nicht sehen wollte –, konnte sie sich der Illusion hingeben, dass die Stadt nicht unmittelbar in ihrer Nähe pulsierte, sondern weit hinter den Baumwipfeln außerhalb ihres Fensters. Um die Illusion freilich perfekt zu machen, durfte sie nicht auf die Straße direkt unter dem Fenster blicken, aber das war eine leichte Übung – waren die Räume doch groß genug, dass sie nur genügend Abstand zum Fenster wahren musste, so dass nichts ihren Blick auf eine beinahe unendliche Parklandschaft trübte.

Und nachts musste man einfach nur die Jalousien runter lassen.

Dieser Morgen war so strahlend, dass der Sonnenschein

Irene ans Fenster gelockt hatte wie das Licht die Motte, und obwohl sie das Fenster seit Jahren nicht geöffnet hatte, war sie heute beinahe versucht, die schweren Fensterflügel hochzuschieben und die Morgenluft hereinzulassen.

Aber nur beinahe.

Was Irene betraf, so war gegen frische Luft nichts einzuwenden, aber bitte nicht innerhalb der Mauern des Rockwell. Dennoch schien dieser Morgen es geradezu zu fordern, dass sie die Haken löste und das Fenster öffnete. Andererseits wusste sie genau, dass der Haken sich nicht lösen und das Fenster sich nicht bewegen ließ; nicht ohne vorher die Lackschichten der letzten drei Renovierungen zu entfernen, die diese Wohnung erlebt hatte. Drei Renovierungen, an die Irene und Lavinia sich zu erinnern geruhten. Es hatte nämlich noch einige andere Umgestaltungen gegeben, doch das waren Launen gewesen, einem kurzlebigen Trend folgend, und die hatte Irene genauso einfach aus ihrer Erinnerung gestrichen wie sie die Stadt aus ihrem Blickwinkel ausblendete. Doch heute Morgen ertappte sie sich dabei, wie sie nicht nur hinaus in den Park schaute, sondern auch hinunter auf die Straße.

Ein paar Minuten zuvor hatte sie eine kleine Familie in den Park gehen sehen: eine Mutter mit ihrem Sohn und ihrer Tochter. Und sofort hatte sie ihr kleines Spiel in Gang gesetzt und Mutmaßungen darüber angestellt, wohin sie gingen und was sie wohl vorhatten. Sie beobachtete, wie sie zunächst auf der anderen Straßenseite gingen, dann die Straße überquerten, und wie der kleine Junge immer wieder das große Gebäude angestarrt hatte. Sie sah, wie sie auf den Fußweg in den Park abgebogen und Richtung Tavern on the Green spazierten. Um diese Zeit würden sie aber sicherlich nicht das Restaurant aufsuchen. War es überhaupt schon offen? Zudem waren sie gar nicht für einen Restaurantbesuch angezogen. Der Junge trug Jeans und einen Baseball-Dress.

Einen Baseball-Dress! Natürlich! Ihr Ziel war das Baseball-

feld in der Nähe des Spielplatzes.

Und hier kam gerade Anthony Fleming.

Beinahe makellos gekleidet wie immer: graue Flanellhose, hellblaues Oberhemd und darüber einen marineblauen Blazer, aus dessen Brusttasche nur die Spitze eines roten Einstecktuchs blitzte. Die Tatsache, dass er keine Krawatte trug, veranlasste Irene dazu, die Perfektion seines Aufzugs einzuschränken. Anthony besaß zweifellos Stil, was Irene sehr für ihn einnahm, doch es gab gewisse Laxheiten, die zwar als flott galten, die sie aber nicht so gern sah.

Eine dieser Modetrends waren offene Hemdkrägen, die ihrer Ansicht nach nur bei ganz wenigen Männern attraktiv wirkten. Bei den meisten anderen Vertretern dieser Spezies entblößten sie entschieden unattraktive Brusthaare, die sich oft um eine vulgäre Goldkette ringelten. Und auf diesen Anblick konnte Irene dankend verzichten. Nicht dass sie grundsätzlich etwas gegen Haut und Fleisch einzuwenden hatte – nur gegen Haare eben. Es hatte Zeiten in ihrem Leben gegeben – und sie hoffte, dass es diese Zeiten wieder geben würde –, da sie die physischen Freuden des Lebens genossen hatte. Doch dabei war ihr die Ästhetik immer sehr wichtig gewesen, einer der Gründe, warum Irene Anthony Fleming so bewunderte. Selbst von ihrem entfernten Standort aus konnte sie feststellen, dass aus seinem Hemd keine unansehnlichen Haare hervorlugten. Trotz seiner Trauer verstand er sich zu kleiden.

Wenn er seiner Trauer auch nicht durch seine Kleidung Ausdruck verlieh, so bemerkte Irene an ihm jedoch eine gewisse Schwerfälligkeit, um nicht zu sagen Überdrüssigkeit. Seit dem Tod von Lenore waren inzwischen etliche Monate vergangen, und obgleich die Nachbarn ihre Ansicht nicht billigten, war für Irene eines ganz klar: Anthony Fleming war ein Mann, und wenn Irene in den Dekaden ihres langen Lebens eines gelernt hatte, dann das, dass Männer eine Frau brauchten. Umgekehrt freilich lag der Fall ganz anders: die meisten

Frauen – und zu denen zählte sich Irene – kamen wunderbar ohne Mann zurecht. Nicht dass sie grundsätzlich etwas gegen Männer hatte. Es war nur einfach so, dass ihrer Erfahrung nach die Männer größtenteils die Mühe nicht wert waren. Sie erwarteten ständig Aufmerksamkeit und Unterstützung, im körperlichen wie seelischen Bereich, und schienen gemeinhin anzunehmen, dass sie mit einer Belohnung in Form von zwei, drei Beischlafen pro Woche eine Frau bei Laune halten könnten. Irene wusste jedoch, dass dem keineswegs so war und hatte schon vor langem entschieden, dass Affären das A und O waren. Solange ein Mann ihre Erwartungen erfüllte und ihr mehr Gutes angedeihen ließ als Schlechtes, konnte eine Beziehung sehr angenehm sein. Aber eine Ehe war etwas ganz anderes. Ihren Beobachtungen nach – und dazu boten sich ihr reichlich Gelegenheiten – zogen Frauen in diesem Arrangement stets den Kürzeren. Sie richteten ein behagliches Heim ein, kümmerten sich um das leibliche Wohl – oder stellten zumindest einen Koch ein und sorgten später dafür, dass er nicht mehr stahl als ihm gebührte –, organisierten die gesellschaftlichen Verpflichtungen und scheuten keine Mühen, auch dann noch attraktiv auszusehen, nachdem der Herr des Hauses bereits kahl geworden und sein Bauch merklich gewachsen war. Aber Männer schienen seltsamerweise nicht ohne die Aufmerksamkeiten einer guten Frau auszukommen, und Anthony Fleming bildete hierbei keine Ausnahme. Doch nachdem Irene ihrerseits keinerlei Ambitionen verspürte, diese Lücke im Leben ihres Nachbarn zu füllen, konnte sie wenigstens ihren Beitrag dazu leisten, eine geeignete Frau für ihn zu finden.

Als hätte er ihren Blick gespürt, sah Anthony plötzlich hoch, erkannte sie und winkte.

Kaum war er durchs Portal des Rockwell getreten, verließ sie das Fenster, ging zum Telefon und wählte die Nummer der Portierloge. »Sagen Sie Mr. Fleming, er soll nicht

heraufkommen. Ich werde in ein paar Minuten unten sein.«

Sie sah kurz nach ihrer Schwester, die noch schlief, und schlüpfte dann in einen leichten Popelinemantel, in Purpurrot, ihrer Lieblingsfarbe. Nachdem sie den Spazierstock aus dem Schirmständer neben der Tür gezogen hatte, verließ sie die Wohnung und hielt sich nicht damit auf, die Tür abzusperrern. In all den vielen Jahren, die sie jetzt schon im Rockwell wohnte, hatte sie es nie für notwendig erachtet, ihre Wohnungstür abzusperrern oder gar zu verriegeln, und sie sah auch keine Veranlassung, jetzt damit zu beginnen. Der Aufzug, den Rodney in ihre Etage geschickt hatte, kam genau in dem Augenblick, als sie in den Flur trat, mit einem metallenen Scheppern zum Stehen. Irene zog die schmiedeeiserne Ziehharmonikatür auf, stieg ein, zog die Tür zu und wollte schon den Knopf hinunter zur Lobby drücken, als sie sich, einer plötzlichen Laune folgend, anders entschied und vier Etagen weiter nach oben fuhr. Dort ließ sie die Fahrstuhlür offen und klingelte an der Tür von Max und Alicia Albion. Alicia machte beinahe im selben Moment auf, und der Kummer in ihren Augen beantwortete auch gleich den Grund ihres Kommens. »Rebecca geht es noch nicht besser?«, fragte sie. Rebecca Mayhew war das Pflegekind, das Max und Alicia vor vier Jahren aufgenommen hatten, ein dürres, verwahrlostes Ding, das viel jünger wirkte als ihre acht Jahre. »Das kommt daher, dass sie nie ordentlich ernährt worden ist«, hatte Alicia Irene versichert, als die ältere Dame sich erkundigt hatte, ob die Kleine krank sei. Irene hatte ihr das nicht ganz abgenommen, da Alicias Antwort auf jedwedes Problem unweigerlich das Essen einschloss. Doch in Rebeccas Fall schien es, als hätte Alicia diesmal tatsächlich Recht gehabt, denn die Kleine war im Lauf der Zeit ordentlich gewachsen und auch etwas fester geworden, ohne so ballonartige Ausmaße anzunehmen wie ihre Pflegeeltern. Doch seit einigen Wochen wirkte das Mädchen sehr blass und müde, und außer Irene

hatten auch einige der anderen Nachbarn angefangen, sich um sie Sorgen zu machen. »Ach, ich dachte, vielleicht ist sie kräftig genug, mich in den Park zu begleiten.«

Alicia schüttelte den Kopf. »Dr. Humphries muss jeden Moment kommen – ich dachte schon, er wäre es. Vielleicht ein andermal?«

»Aber ja«, versicherte Irene. »Bestellen Sie Rebecca einen lieben Gruß von mir und sagen Sie ihr, dass ich mir für Morgen etwas Tolles für sie ausdenken werde.« Zurück im Fahrstuhl, drückte sie den Knopf für die Lobby. Während der altmodische Aufzug in dem Schacht, den das achtgeschossige Treppenhaus bildete, dem Erdgeschoss entgegen ratterte, blickte Irene wehmütig auf die Leiste mit den diversen Knöpfen, die vor etlichen Jahren Willie, den Fahrstuhlführer, ersetzt hatte. Seit die Nachbarn mehrheitlich dafür gestimmt hatten, den Fahrstuhl auf Selbstbedienung umzurüsten, fühlte Irene sich nie mehr ganz sicher. In den Jahren zuvor hatte sie immer gewusst, dass Willie sich um alles kümmern würde, sollte einmal etwas schief gehen. Aber was sollte sie jetzt tun? Lauthals nach Rodney rufen, der die Treppen hinaufgelaufen käme, sie beruhigen, aber sonst nicht wissen würde, was er unternehmen sollte? Aber vielleicht würde ja gar nichts passieren.

Möglicherweise doch, entschied sie eine Sekunde später düster. Aber als kurz darauf der Aufzug scheppernd, aber sicher im Erdgeschoss zum Stehen kam und sie aus dem Käfig entließ, verscheuchte sie diese unangenehmen Gedanken ganz schnell. »Wir werden zusammen einen kleinen Spaziergang unternehmen«, verkündete sie Anthony Fleming, der sie so verwirrt ansah, dass sie sicher sein konnte, mit keinem Widerspruch rechnen zu müssen. »Es ist ein herrlicher Tag, den nicht zu nützen eine Schande wäre.«

»Und wenn ich nun bereits anderweitige Arrangements getroffen hätte?«, versuchte es Fleming und setzte eine ernste

Miene auf, die Irene sogleich durchschaute.

»Dann würden Sie diese selbstverständlich absagen«, erklärte sie. »Wie viel älter, glauben Sie, bin ich wohl als Sie?«

Fleming zuckte unverbindlich die Schultern. »Ein paar Jährchen.«

»Ein paar Dekädchen, meinen Sie wohl«, schoss sie leicht säuerlich zurück. »Zumindest fühle ich mich heute so. Und weil dem so ist, poche ich auf das Altersprivileg und lasse mich von Ihnen zu einem Bummel durch den Park ausführen. Mutter Natur wird sich uns in ihrem schönsten Blütenkleid und in jugendlicher Frische präsentieren. Vielleicht vermag das ja meine Stimmung ein wenig zu heben.«

Anthony Fleming schickte eine hilflose Geste in Richtung Rodney, der aus seiner Loge herausgrinste, und hielt Irene galant die Tür auf. »Wo soll's denn hingehen? Oder lassen wir uns einfach treiben?«

»Kinder«, sagte Irene und wandte sich nach Süden. »Wenn ich mich alt und gebrechlich fühle, dann begeben Sie mich gern in die Nähe von Kindern.«

»Vielleicht hätten Sie selbst welche haben sollen«, schlug Anthony vor.

»Kindern beim Spielen zuzusehen, ist eine Sache. Eigene Kinder zu haben, eine ganz andere.« Sie seufzte nachdrücklich. »Wenn mein Kind krank würde, wüsste ich nicht, wie ich damit umgehen würde.«

»Wie alle anderen Mütter auch«, versicherte Anthony ihr. »Sie würden es einfach durchstehen.«

»Das muss entsetzlich schwer sein.«

Darauf folgte ein langes Schweigen, aber dann nickte Anthony einvernehmlich. »Das ist es«, pflichtete er ihr bei. »Das ist in der Tat sehr schwer.«

Caroline und Laurie waren noch gut hundert Meter vom Spielplatz entfernt, als eine Stimme hinter ihnen rief: »Laurie?

Laurie! Warte auf mich!«

Caroline drehte sich um und sah Amber Blaisdell auf sie zulaufen. Das blonde Mädchen mit den ebenmäßigen Gesichtszügen trug denselben Pagenkopf wie ihre Mutter. Sie steckte in Bermuda-Shorts, einer weißen Bluse und trug den Pulli um die Hüften gebunden – dieselbe Einheitstracht, die die Hälfte der Mädchen von Lauries ehemaliger Schule trugen, wenn sie nicht ihre Schuluniformen anhatten.

»Hallo, Amber«, sagte Laurie, als das andere Mädchen sie eingeholt hatte.

»Ein paar von uns gehen zum Mittagessen in den Russian Tea Room! Kommst du mit?«

Caroline sah, wie Vorfreude Lauries Gesicht erhellte, aber ebenso schnell wieder verschwand, wie sie gekommen war. »Ich ... ich glaube nicht«, stotterte sie verlegen. »Nein, ich bleib bei meiner Mutter.«

»Ach, komm schon!«, drängte Amber. »Das wird bestimmt lustig.« Ihre Stimme wurde eine Spur schärfer. »Seit du die Schule gewechselt hast, kriegen wir dich kaum mehr zu Gesicht.«

Ein Ausdruck von Unsicherheit huschte über Lauries Gesicht. »Das hat damit nichts zu tun.«

»Mit was dann?« Amber ließ nicht locker. »Du hast zu überhaupt nichts mehr Lust.« Ihr Blick wechselte rasch zu den anderen Mädchen, die die Szene gespannt verfolgten. »Einige Mädchen fangen schon an zu reden.«

Laurie warf rasch einen Blick hinüber zu der wartenden Gruppe ihrer früheren Mitschülerinnen. »Worüber denn?«

Amber zögerte kurz, ob sie wiederholen sollte, was ihre Freundinnen über Laurie redeten, und entschloss sich dann, kein Blatt vor den Mund zu nehmen: »Es scheint, als wolltest du mit uns nichts mehr zu tun haben, das ist alles.«

»Das will ich schon«, begann Laurie. »Es ist nur –«

Sie kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden, denn jetzt

rief eines der Mädchen: »Amber, kommt ihr? Wir sind schon spät dran.«

Amber startete einen letzten Versuch. »Sei kein Frosch, Laurie, komm mit!«

Doch Laurie schüttelte immer noch den Kopf, und eine Sekunde später war Amber fort. Caroline war beinahe sicher, dass Lauries Kinn zitterte, während sie zusehen musste, wie die Mädchen, die noch vor wenigen Monaten ihre besten Freundinnen gewesen waren, ohne sie davon marschierten. Besänftigend legte sie ihrer Tochter den Arm um die Schultern. »Es tut mir Leid«, sagte sie und strebte weiter dem Spielplatz zu, wo Ryan bereits in der bunten Jungenschar untergetaucht war, die gerade die Parteien für ihr Baseball-Spiel wählte. »Vielleicht finden wir eine Möglichkeit, dass ihr nächstes Jahr wieder auf die Academy gehen könnt.«

»Nein«, erwiderte Laurie ein bisschen zu schnell und mit einem Unterton, der Caroline warnte, nicht weiter in sie zu dringen. Doch wenig später, als sie eine freie Bank gefunden hatte, die einerseits nahe genug am Spielfeld stand, dass sie das Spiel gut verfolgen konnten, und gleichzeitig weit genug weg, dass Ryan sich nicht über Gebühr beobachtet fühlte, nahm Laurie den Faden wieder auf: »Es ist ... ach, ich weiß nicht ... selbst wenn wir wieder auf die Academy gehen könnten, würde ich doch nicht die gleichen Sachen unternehmen können wie früher.«

Caroline sah ihre Tochter jetzt direkt an, und im Gegensatz zu ihrem Bruder schien sie in den letzten Minuten über ihr Alter hinaus gereift zu sein. »Macht es dir wirklich nichts aus, nicht mehr auf die Academy zu gehen?«

Laurie zuckte die Achseln. »Ach, ich weiß nicht. Früher, als ich dort war, fand ich es ganz okay. Aber es kostet eine Menge, und seit Dad ...« Ihre Stimme verebbte, aber sie musste ihren Gedanken nicht zu Ende formulieren. Die Privatschule war das Erste, das sie nach Brads Tod hatten aufgeben müssen, und das

zu akzeptieren war Caroline mit am schwersten gefallen. Tatsächlich hatte sie bis zur Fälligkeit der Sommersemestergebühren alles daran gesetzt, das nötige Geld aufzutreiben, um Laurie und Ryan auf der Schule lassen zu können, für die sie und Brad so hart gearbeitet hatten, erst um sie dort überhaupt unterzubringen, und dann, um das Schulgeld bezahlen zu können. Aber sie waren beide davon überzeugt gewesen, dass es den Aufwand lohnte, denn an der Elliott Academy bekamen die Kinder nicht nur eine gute Ausbildung, sondern waren dort zudem auch sicher aufgehoben.

Jetzt hatte sie das Geld dafür nicht mehr, und sowohl sie als auch die Kinder mussten sich mit dieser Tatsache abfinden. Doch nach diesem Gespräch zwischen Laurie und Amber Blaisdell und der Sehnsucht, die kurz in Lauries Augen aufgeflammt war, als diese ihre alten Freundinnen ohne sie hatte davonschlendern sehen, fragte sie sich ernsthaft, welchen Schaden der Schulwechsel ihren Kindern wirklich zufügen würde. Das Ausbildungsniveau an der Elliott Academy war fraglos um einiges höher als an der staatlichen Schule, und von Woche zu Woche las sie mehr Artikel über Schlägereien, Diebstähle und Drogenhandel an öffentlichen Schulen, begangen von Kindern, die nur ein oder zwei Jahre älter waren als Laurie.

Hätte sie sich noch intensiver darum bemühen müssen, irgendwie das nötige Schulgeld für die Privatschule ihrer Kinder zusammenzukratzen? Aber noch während diese Frage in ihrem Bewusstsein Gestalt annahm, wusste sie bereits die Antwort: Wenn sie nicht einmal genug Geld für die Miete hatte, war an eine private Schulausbildung für ihre Kinder gar nicht zu denken.

Ich schaffe das nicht, beklagte sich ihre innere Stimme. *Mir wächst das alles über den Kopf!* Doch schon im nächsten Moment hörte sie Brads Widerspruch: »Du *schaffst* das. Du wirst einen Weg finden. Du musst einen Weg finden.«

»Und das werde ich auch«, sagte sie mit fester Stimme und merkte erst, dass sie laut gesprochen hatte, als Laurie sie mit gerunzelter Stirn ansah.

»Was wirst du?«, fragte Laurie.

Wieder legte sie ihrer Tochter den Arm um die Schultern. »Ich kriege das alles auf die Reihe«, antwortete sie.

»Was denn?«

Caroline drückte ihre Tochter kurz an sich. »Das Leben«, erklärte sie. »Einfach das Leben.« Dann lehnte sie sich zurück, um Ryan beim Baseballspielen zuzuschauen, und für eine ganze Weile lösten sich ihre Probleme gnädig in der Wärme und der Klarheit dieses herrlichen Frühlingsvormittags auf.

Irene Delamond und Anthony Fleming spazierten vier Häuserblocks weiter die 66. Straße hinunter, überquerten die Central Park West und betraten dort den Park. Den Spazierstock locker in der rechten Hand, hakte sie sich mit dem anderen Arm bei Anthony unter und sah zu ihm hoch. »Sie vermissen Lenore schrecklich, nicht wahr?« Sie spürte, wie er sich verspannte, und drückte beruhigend seinen Arm. »Wir alle vermissen sie, Anthony. Aber dass sie uns verlassen hat, bedeutet nicht, dass damit Ihr Leben zu Ende ist.« Es folgte ein langes Schweigen, während dem Anthony ihre Bemerkung zu überdenken schien, doch schließlich nickte er, und als er sprach, bemerkte Irene die Unsicherheit in seiner Stimme. »Ich vermute, dass Sie damit Recht haben. Aber es ist erst sechs Monate her.«

»Zeit ist immer relativ, mein lieber Anthony«, stellte Irene fest, während sie den Weg zum Spielplatz einschlug. »Für einen unheilbar Kranken sind sechs Monate ein Leben, und zwar kein sehr langes. Für ein dreijähriges Kind, das sich auf Weihnachten freut, sind sechs Monate eine Ewigkeit.« Sie seufzte. »Für mich vergehen sechs Monate so schnell wie ein Augenblick.«

»Und in meinem Fall?«, erkundigte sich Anthony und sah zu Irene hinab.

Jetzt ertappte sie ihn bei einem winzigen Lächeln – sein Lächeln war mit das Attraktivste an ihm – und registrierte ein Aufblitzen seiner Augen, die die gleiche Farbe wie Türkise hatten, die Härte dieses Steins jedoch vermissen ließen. »Nun, ich denke, das müssen Sie selbst entscheiden, nicht wahr?«

Jetzt floss sein Lächeln in die Breite. »Außer Ihre übereifrigen Freundinnen nehmen mir diese Entscheidung ab.«

Sie knuffte ihn in den Arm. »Tz, tz, spricht man so über seine wohlmeinenden Nachbarn?«

»Anfangs war ich der Meinung, dass eine so große Stadt ein anonymer Ort sei«, bemerkte er düster.

»Ist sie auch. Abgesehen vom Rockwell und, wie ich annehme, dem Dakota.« Sie sprach den Namen des Gebäudes, das nicht weit vom Rockwell entfernt stand, mit kaum verschleierter Geringschätzung aus.

»Was gibt es denn am Dakota auszusetzen? Außer dem unsrigen ist es das einzig sehenswerte Haus an der West Side.«

»Schauspieler«, spuckte sie aus. »Das Dakota quillt über von diesem Volk. Lärmende Partys, und all diese halbseidenen Gestalten. Man muss sich das mal vorstellen!«

»Wenn ich mich recht entsinne, beherbergt das Rockwell ebenfalls eine Vertreterin dieser Gilde.«

»Das ist etwas ganz anderes«, meinte seine Begleiterin verschnupft.

»In der Tat?«, wunderte sich Anthony. »Das müssen Sie mir erklären.«

»Ist das nicht offensichtlich? Virginia Estherbrook ist eine von uns!« Erneut drückten ihre Finger seinen Arm, doch diesmal hatte diese Geste nichts Beruhigendes. »Und glauben Sie bloß nicht, dass Sie bei mir so einfach das Thema wechseln können.« Sie dirigierte ihn zu einem der rautenförmigen Baseballfelder, wo sich eine Schar johlender Kinder um einen

Mann in dem gestreiften Hemd des Schiedsrichters drängte. »Lassen sie uns eine Weile den Kindern zusehen«, sagte sie, als die Gruppe sich in zwei neue Mannschaften aufteilte. Während das eine Team auf das Spielfeld lief, und das andere lauthals die Reihenfolge der Schläger diskutierte, beobachtete Anthony amüsiert, wie Irene die Bänke hinter dem Backstop beäugte, und versuchte vorherzusagen, auf welcher sie Platz nehmen würde. Die meisten Bänke wurden von Männern okkupiert, die sich untereinander zu kennen schienen, und von denen Anthony annahm, dass es geschiedene Väter waren, die das Wochenende mit den Kindern verbrachten, die sie unter der Woche nie zu Gesicht bekamen. Ganz wie erwartet, ignorierte Irene diese Männerdomäne und steuerte die Bank an, auf der eine Frau mit einem Mädchen saß, sie ein paar Jahre jünger als Anthony, die Kleine kurz vor dem Teenageralter.

»Sind hier noch zwei Plätze frei?«, erkundigte sich Irene freundlich.

Die Frau sah hoch, nickte flüchtig und richtete ihren Blick wieder auf das Spiel, das soeben begonnen hatte. Irene setzte sich und klopfte nachdrücklich auf den freien Platz neben sich. Als Anthony keine Anstalten machte, ihrer Aufforderung nachzukommen, fixierte sie ihn mit einem durchdringenden Blick. »Nur ein paar Minuten«, drängte sie. »Das wird Sie nicht umbringen.«

Widerwillig nahm Anthony neben ihr Platz und wartete auf Irenes Eröffnungsmanöver, das auch nicht lange auf sich warten ließ».

»Spielt Ihr Sohn da mit?«, erkundigte sie sich mit einem gewinnenden Lächeln.

Die Frau nickte abermals. »Er ist im linken Feld.«

»Dann muss er ein guter Spieler sein. Die Schlechten stecken sie immer ins rechte Feld.«

Jetzt sah die Frau Irene an. »Wenn er könnte, würde er jeden Tag Baseball spielen. Aber da sein Vater –« Plötzlich stieg ihr

die Röte ins Gesicht, und sie schien sich ein wenig zurück-zuziehen. »Nun, er spielt nicht so oft, wie er gerne möchte.«

»Wie schade«, seufzte Irene mitfühlend und überflog das Spielfeld.

Anthony Fleming beobachtete, wie ihr Blick an einem Jungen im linken Feld hängen blieb, der in diesem Moment lossprintete, um blitzschnell den Ball aus der Luft zu pflücken. Er war sich ziemlich sicher, sie ganz kurz nicken gesehen zu haben, als hätte der Bursche gerade einen Test bestanden, dem sie ihn insgeheim unterzogen hatte.

Und dann schaute der Junge direkt in ihre Pachtung, als wäre er sich der Prüfung bewusst gewesen, doch Irene hatte ihre Aufmerksamkeit schon wieder der Frau am anderen Ende der Bank zugekehrt.

»Es bleibt einfach nicht mehr genug Zeit, habe ich Recht?«, bemerkte sie im Plauderton. »Die Kinder haben heutzutage einfach zu viel um die Ohren.« Sie beugte sich ein wenig vor und richtete das Wort nun an das Mädchen, das auf der anderen Seite von seiner Mutter saß. »Und wie steht es mit dir, kleines Fräulein? Magst du Baseball?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf, blieb aber stumm, und schließlich antwortete die Mutter für sie: »Ich habe ihr versprochen, heute Nachmittag mit ihr in den Bronx-Zoo zu fahren, aber nun muss ich überraschend arbeiten. Ich –«

»Mo-om!« Das Mädchen verdrehte mit übertriebener Empörung die Augen. »Musst du jedem immer gleich alles erzählen?«

»Huch, mein liebes Kind«, säuselte Irene. »Ich fürchte, ich habe meine Nase in Dinge gesteckt, die mich nichts angehen, stimmt das?«

»Nein, keineswegs«, beeilte sich die Frau zu versichern. »Nur ist dieser Samstagvormittag nicht gerade unser Glückstag, das ist alles.« Dann wandte sie sich an ihre Tochter. »Und ich glaube nicht, dass ich dieser Dame ein großes

Geheimnis verraten habe, Laurie. Ich habe versprochen, mit dir in den Zoo zu gehen.«

Das Gesicht des Mädchens glühte vor Verlegenheit. »Würdest du bitte aufhören, mich wie ein Kleinkind zu behandeln?«

»Das wird sie vermutlich nicht«, entgegnete Irene prompt, ehe die Mutter des Mädchens zu einer Antwort ansetzen konnte. »Meine Mutter hat mich bis zu dem Tag, als sie starb, wie ein Kind behandelt, und ich war damals schon fast sechzig. Wenn du glaubst, dass das jetzt schon schlimm ist, dann warte noch ein paar Jahre. Sie wird dich schier wahnsinnig machen.« Laurie, die die Worte der älteren Dame sichtlich verblüfft hatten, starrte Irene an, die ihr kumpelhaft zuzwinkerte. »So sind Mütter nun mal«, endete Irene im übertriebenen Flüsterton. »Ich glaube, sie haben das Gefühl, schlechte Erziehungsarbeit geleistet zu haben, wenn ihre Sprösslinge sich nicht ständig wie Idioten vorkommen.« Jetzt starrte sie auch die Mutter mit großen Augen an. »Ich bin Irene Delamond.«

»Caroline Evans«, antwortete die Frau. »Das ist meine Tochter Laurie.«

»Und das hier ist mein Nachbar, Anthony Fleming«, erwiderte Irene.

»Der jetzt aufbrechen muss«, erklärte Anthony wie aus der Pistole geschossen und erhob sich.

Irene funkelte ihn strafend an. »Nun seien Sie nicht albern, Anthony. Wir sind doch eben erst gekommen. Ein paar Minuten werden Sie doch noch sitzen bleiben können.«

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein«, gab Fleming zurück und richtete ein unverbindliches Lächeln an Caroline Evans. »Nett, Sie kennen gelernt zu haben. Und hüten Sie sich vor Irene – die nimmt Ihr Leben in die Hand, so schnell können Sie gar nicht schauen. Das Beste, was Sie tun können, ist, aufzustehen und zu gehen, bevor sie richtig loslegt. Genau wie ich es jetzt tue«, fügte er gedehnt hinzu, als Irene den Mund

aufmachte, um etwas zu sagen. »Halten Sie sich zurück, Irene.«

Irene sah ihm noch kurz hinterher, dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder Caroline Evans zu und stieß einen resignierten Seufzer aus. »Ich schwöre Ihnen, ich weiß nicht mehr, was ich mit diesem Mann tun soll.«

»Er scheint sehr nett zu sein«, gab Caroline zurück.

»Das ist er«, pflichtete Irene ihr bei. »Doch seit dem Tod seiner geliebten Gattin ...« Ihre Stimme verklang zögernd, doch dann schien sie innerlich den Gang einzulegen. »Ach, das werden Sie sicher nicht hören wollen, nicht wahr? Erzählen Sie mir von sich, Caroline.«

Als sie eine Stunde später den Park verließ, begann es in Irene Delamonds Kopf zu arbeiten, und als sie wieder in ihrer Wohnung war, hatte bereits eine ziemlich genaue Vorstellung Gestalt angenommen. Sie tätigte ein paar Anrufe, doch Anthony war nicht darunter. Im Augenblick bestand noch keine Veranlassung, ihn mit ihren Plänen vertraut zu machen.

Überhaupt keine Veranlassung.

3. Kapitel

Irene Delamond klingelte bei Virginia Esterbrook Sturm, klopfte ein paar Mal an die Tür und rief: »Virgie? Virgie, bist du zu Hause?« Sie wartete ungeduldig, drückte abermals auf die Klingel und überlegte, Rodney zu rufen, damit er den Generalschlüssel brachte, als sie endlich hörte, wie der Schließriegel aufging und die Kette aufgezogen wurde. Die Tür öffnete sich eine Handbreit, und ein rheumatisches Auge lugte durch den schmalen Spalt.

»Natürlich bin ich zu Hause«, sagte eine dünne, kratzige Stimme.

»Steh nicht einfach so da, Virgie«, kommandierte Irene. »Lass mich rein. Und warum, um Himmels willen, legst du die Kette vor und schließt ab?«

Die Tür schwang gerade so weit auf, dass Irene hineinschlüpfen konnte, dann wurde sie sofort wieder geschlossen, und Irene hörte den Schließriegel einrasten.

»Sieh mich doch nur an«, sagte Virginia Estherbrook so bitter, dass Irene spontan die Hand ausstreckte und ihre Schulter tätschelte. »Würdest du nicht auch die Tür verrammeln, wenn du so aussähst?«

Irene nahm Virginias Arm und führte die gebrechliche Frau durch die schummrige Diele in ein Wohnzimmer, das noch geräumiger war als Irenes, aber so düster, dass sie sich in dem dunkel tapezierten Raum wie in einem Verlies vorkam. Als Virginia sich umständlich auf einem Stuhl mit kerzengerader Rückenlehne niedergelassen hatte, ging Irene zu den Fenstern und zog die schweren Vorhänge auf, um die frühe Nachmittagssonne hereinzulassen. Dann knipste sie alle Lampen an, beziehungsweise die Lampen, die noch funktionierten. Bei drei der Tischlampen waren die Birnen durchgebrannt, und die Dreibeugeglühbirnen in den Stehlampen

waren durch gewöhnliche 60-Watt-Birnen ersetzt worden. *Eitelkeit, Eitelkeit*, sagte Irene im Stillen zu sich, *dein Name ist Virginia Estherbrook*. Doch als sie dann in das Gesicht ihrer Freundin blickte, verspürte sie den schmerzhaften Stich des Mitleids.

Unmöglich zu sagen, wie alt genau Virginia Estherbrook war – Virgie hatte es nie verraten, und Irene würde sie nie danach fragen – doch die Zeit hatte tiefe Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen, obwohl Virgie sehr viel Mühe auf ihr Make-up verwendete. Selbst unter der dicken Puderschicht kamen die tiefen Furchen und die papierdünne Haut zum Vorschein, und die Augen schienen in ihrem Schädel zu versinken. Sie trug einen Glockenhut, woraus Irene schloss, dass ihr Haar noch dünner geworden war. Das allein wäre schon Grund genug gewesen, dass Virgie das Licht dimmte, die Vorhänge zuzog und die Tür verriegelte. Denn ihr Haar – einst eine üppige, kastanienrote Lockenpracht, die ihr bis zur Hüfte reichte, wenn sie sie nicht zu einem eleganten französischen Knoten bändigte, der nicht nur ihre außergewöhnliche Schönheit unterstrich, sondern auch ihre Größe – war immer ihr ganzer Stolz und ihre Freude gewesen. In der Blüte ihrer Jahre brauchte Virginia nur einen Raum zu betreten und konnte sicher sein, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich zu vereinigen. Und wenn sie aus der Seitenkulissee in den Lichtkegel der Bodenscheinwerfer trat, dann wusste das Publikum, dass es etwas Großartiges erwarten durfte. In diesen Tagen aber war Virginia zu einem Phantom ihres früheren Selbst geschrumpft, und wenn Irene in die Tiefen ihrer eingesunkenen Augen blickte, war es nicht Angst, was sie darin sah, sondern Scham.

Während ihre alte Freundin sie betrachtete, wandte Virginia Estherbrook das Gesicht ab. »Sieh mich nicht an«, flehte sie. »Würdest du mit meinem Aussehen nicht auch die Türen verschließen? Ach, bitte, kannst du nicht das Licht abdrehen?«

»Es wird alles gut, Virgie«, erwiderte Irene tröstend. »Ich weiß, es wird alles gut.«

Virginia schien sie gar nicht zu hören. »Ich sollte im Bett liegen«, wisperte sie so leise, dass Irene nicht sagen konnte, ob die alte Frau mit ihr sprach oder mit sich selbst. »Ich sollte meine Kräfte aufsparen.« Ihr Kopf schwang herum, und sie machte den Blick an Irene fest. »Ach, aber wofür? Wozu?« Sie streckte eine verwelkte Hand aus, legte sie auf Irenes Arm und begann sich mühsam von ihrem Stuhl zu erheben. Irene bot ihr die freie Hand als Hilfe an, doch Virginia schüttelte unwirsch den Kopf. »Ich komme allein zurecht. Man hat mich noch nie von einer Bühne getragen, und das würde ich auch nicht zulassen!« Offensichtlich ihre letzten Kräfte mobilisierend, rappelte sie sich auf die Füße, hielt sich noch einen Moment an Irene fest, um wieder zu Atem zu kommen, dann ließ sie die Hand fallen. Sie schlurfte auf die Tür zu, die in ihr Schlafzimmer führte. Irene war nicht sicher, ob ihre Freundin wollte, dass sie ging oder blieb, doch dann sagte Virginia: »Weißt du, was ich jetzt gerne hätte?«, begann sie und beantwortete ihre Frage wie immer selbst. »Einen ordentlichen Martini mit einem Spritzer Wermut und einer Olive. Sei ein Schatz und mix mir einen.«

»Darf ich mir selbst auch einen einschenken, Eure Majestät?«, konterte Irene, doch ihr Sarkasmus schien bei Virginia nicht anzukommen.

»Wenn du möchtest.« Steifbeinig einen Fuß vor den anderen setzend, verschwand Virginia in ihrem Schlafzimmer.

Ein paar Minuten später folgte ihr Irene mit zwei Martinis auf einem Silbertablett. Sie sah sich nach einem Platz um, wo sie die Drinks abstellen konnte, doch jede ebene Fläche in dem Raum war mit in Silberrahmen steckenden Fotografien von Männern voll gestellt – alles gut aussehende Männer, alles dem Anschein nach Schauspieler.

»Ist da ein einziger Kerl darunter, mit dem du nicht im Bett

warst?«, erkundigte sich Irene und schob schließlich mit dem Tablett ein Dutzend Bilder beiseite, damit sie es endlich abstellen konnte.

»Selbstverständlich«, erwiderte Virginia, ohne sich auch nur im Geringsten von dieser Frage brüskiert zu zeigen. Sie lehnte mit dem Rücken an einem Kissenberg und trug ein Peignoir, das Irene als Kostüm aus einem Stück wieder erkannte, das Virginia vor mehreren Jahrzehnten gespielt hatte. Sie nahm ihr das angebotene Glas ab. »Manche von ihnen waren schwul.« Während sie mit zusammengekniffenen Augen die Fotosammlung betrachtete, hob sie ihr Glas mit zittriger Hand. »Ein Prosit auf alle anderen! Ihr habt mir eine Menge wundervoller Erinnerungen beschert!« Sie nippte an ihrem Martini, der ihr ein wenig Kraft zu verleihen schien, und klopfte auf den freien Platz neben sich auf dem Bett. »Aber wir wollen nicht länger über mich sprechen. Ich bin meiner überdrüssig, ich langweile mich zu Tode! Komm, erzähl mir alles, was du heute erlebt hast!«

Irene übersah die Aufforderung, sich zu Virginia aufs Bett zu setzen, zog aber ihren Stuhl ein wenig näher ans Bett heran. »Ich glaube, ich habe heute eine Frau für Anthony gefunden«, begann sie, und sofort wurde Virginias Blick klarer.

»Wirklich? Wo denn?«

»Im Park. Sie ist ungefähr in Lenores Alter.«

Virginia Estherbrook seufzte. »Ich vermisse Lenore.«

»Das geht uns allen so«, fiel Irene in ihr Seufzen ein.

»Aber das ist leider nicht zu ändern, nicht wahr? Es wird Zeit für Anthony, sich wieder dem Leben zu stellen.

»Glaubst du, er ist schon bereit dazu?«

Irene schnupfte. »Aber sicher ist er das.«

»Woher weißt du das denn?«, hakte Virginia nach. »Hat er etwas Derartiges verlauten lassen?«

»Du liebes bisschen, Virgie! Was sollte er denn sagen? Er ist ein Mann. Männer sagen nie etwas. Aber es ist an der Zeit, und

ich bin davon überzeugt, dass das die richtige Frau für ihn ist.«

Virginia beugte sich vor, und ihre Augen leuchteten immer noch erwartungsvoll. Seit Wochen debattierten sie nun schon darüber, wie die geeignete Frau für Anthony aussehen könnte, doch bis zum heutigen Tage war es ihnen nicht gelungen, irgendein weibliches Wesen näher ins Auge zu fassen.

»Sie ist ein oder zwei Jahre jünger als Lenore war, aber viel hübscher. Und sie sieht ihr überhaupt nicht ähnlich, was ich für ein großes Plus halte. Sieht die neue Frau nämlich aus wie die frühere, so kann sie nie sicher sein, ob der Mann nun sie liebt oder die Erinnerung an seine frühere Frau. Und warte nur, bis du die Kinder gesehen hast!«

Virginia klatschte in die Hände. »Ach, ich liebe Kinder! Bloß zu klein sollten sie nicht sein. Babys können einen wirklich sehr in Anspruch nehmen.«

»Das Mädchen ist etwa dreizehn, und der Junge ein bisschen jünger.«

»Perfekt!«, krächte Virginia. »Ach, das wird schön, ein paar Kinder im Haus zu haben.« Dann wurde ihre Miene plötzlich nachdenklich. »Aber bist du sicher, dass Anthony sie mag?«

»Na, jedenfalls ist er nicht weggerannt, als wir sie kennen lernten.«

»Er war mit dir zusammen?«, stieß Virginia hervor. »Ach, meine liebe Irene, glaubst du, dass das klug war?«

»Klug oder nicht spielt überhaupt keine Rolle. Was zählt, ist, dass wir im Park waren wie sie mit ihrer kleinen Tochter, und die beiden so perfekt waren, dass ich einfach nicht widerstehen konnte. Anthony trat zwar bald unter fadenscheinigen Entschuldigungen den Rückzug an, aber da war etwas! Ich habe es genau gesehen!«

»Und was hast du jetzt vor?«

Irene zückte eine Braue. »Na, das liegt doch auf der Hand. Ich werde so viel wie möglich über diese Frau in Erfahrung bringen – und da ist ein erster Schritt bereits getan. Sie hat mir

freundlicherweise erzählt, wo sie arbeitet. Jetzt brauchen wir sie uns nur noch an Land ziehen. Warte nur, bis du sie kennen lernst. Du wirst sie gleich ins Herz schließen, und die Kinder auch!«

Virginia Estherbrook lehnte sich auf ihren Kissenberg zurück. »Ich hoffe nur, dass es klappt«, seufzte sie.

»Aber sicher wird es klappen«, beschied ihr Irene, die zum ersten Mal bei Virginia die Geduld verlor. Warum musste sie immer so negativ denken? »Hat bisher nicht immer alles reibungslos funktioniert, was wir uns in den Kopf gesetzt haben?«

4. Kapitel

Claire Robinsons Wut wog schwerer als die dicken Vorhänge, die die nackten Ziegelmauern des Ladens verbergen sollten. Und als das leise Klimpern des Glockenspiels an der Tür verhallt war, spürte Caroline immer noch, wie sich die wütenden Blicke ihrer Arbeitgeberin in ihren Rücken bohrten, und ihre verspannte Kieferpartie – die auch nicht viel weicher wurde, wenn sie bester Stimmung war – warnte Caroline vor jeglichem Versuch, die Viertelstunde zu erklären, um die sie sich verspätet hatte. Eine Erklärung hätte an Claires Laune ohnehin wenig geändert, da die ungeheure Wichtigkeit von Ryans Homerun, den er in der unteren Hälfte des neunten Inning hingelegt hatte, ihr ohnehin nicht das Geringste sagte. Kinder waren für Claire eine fremdartige Spezies, die sie hin und wieder auf die Entfernung genießen konnte, für die ihr aber in geschlossenen Räumen jegliche Toleranz fehlte. »Die Vorstellung, schwanger zu sein, ist schrecklich genug«, hatte sie Caroline einmal erklärt. »Doch die achtzehn Jahre, die diesem Zustand folgen, sind für mich absolut undenkbar. Es muss einen anderen Weg geben, unsere Art zu erhalten als diesen. Der ist barbarisch!« Nachdem sie Claire nicht vorzujammern brauchte, wie schwer es ihr gefallen war, ihre Kinder allein zu Hause zu lassen, beschränkte sich Caroline auf ein simples »Tut mir Leid«, was Claire mit einem steifen Nicken zur Kenntnis nahm.

»Hoffen wir bloß, dass mir noch niemand Estelle Hollinans Tischchen weggeschnappt hat«, meinte sie, als sie in den abgetragenen Trenchcoat schlüpfte, der ihr Markenzeichen war. Ganz gleich, welches Wetter herrschte, ohne ihren Trenchcoat trat Claire keinen Schritt vor die Tür. Früher einmal hatte Caroline sich ernsthaft mit der Frage beschäftigt, warum dieser Mantel unter der konstanten Benutzung nicht aus-

einander fiel und sich gewundert, dass Claire mit diesem doch recht dünnen Kleidungsstück allen Witterungen zu trotzen vermochte. Es war Kevin Barnes gewesen, der sie schließlich aufklärte: »Sie besitzt Dutzende von diesen Dingern. Ich vermute, sie hat eine Philippina angeheuert und irgendwo in Brooklyn oder der Bronx eingesperrt, wo diese arme Maus nichts anderes tut, als für Claire Trenchcoats zu nähen und sie mit den immer gleichen Abnutzungserscheinungen zu versehen. Ach, und da wäre noch der Trick mit dem Futter – Baumwollbatist für den Sommer, Flanell für den Herbst. Und Mark schwört, dass sie sogar einen mit Nerzfutter für die Oper besitzt, aber da übertreibt das Lästermaul, glaube ich.« Anfangs hatte Caroline ihm das nicht abgenommen, doch nachdem sie Claires Mäntel genauer in Augenschein genommen und vier verschiedene Futter entdeckt hatte, wurde sie eines Besseren belehrt.

Mit einem energischen Ruck zog Claire den Gürtel ihres gegenwärtigen Trenchcoats straff und marschierte zur Tür. Doch plötzlich hielt sie inne, unterzog eine große orientalische Vase einer kritischen Musterung und drehte sich noch einmal zu Caroline um. »Fügen Sie dem Preis von diesem Ding noch eine Null hinzu. Ich bin so bald wie möglich zurück.« Ohne ein weiteres Wort zog Claire die Tür auf und verschwand die Madison Avenue hinunter.

»Ihnen auch einen angenehmen Nachmittag«, sagte Caroline zu der langsam zufallenden Ladentür. Sie hängte ihren eigenen abgetragenen Mantel – der es leider nicht mit dem lässigen Schick von Claires Exemplaren aufnehmen konnte – an den Haken im Hinterzimmer, fand auf Claires Schreibtisch einen schwarzen Filzstift und kniete sich vor die hohe Bodenvase, die neben der Ladentür stand. Dort stand sie schon, als Caroline vor einem Jahr in diesem Laden angefangen hatte, und seither hatte niemand auch nur das leiseste Interesse an diesem Stück bekundet. Die Vase aus grünem Seladon war etwa einen Meter

hoch und mit Bambusornamenten in einem Senfgelb verziert, das Caroline äußerst unappetitlich fand. Mit neunzig Dollar war der Preis für diese Vase durchaus angemessenen, gleichwohl man einen Liebhaber finden musste, der an dieser Farbkombination Gefallen fand. Doch *neunhundert* Dollar? Sicherlich hatte Claire ein anderes Stück gemeint. Caroline sah sich um, doch was sonst noch in der Nähe stand, war ein Schirmständer, der bereits mit zweihundert Dollar ausgezeichnet war, und ein Garderobenständer zu zweihundertfünzig. Bei diesen Objekten eine Null hinzuzufügen, wäre derart vermessen, dass sie garantiert niemand kaufen würde.

In der Hoffnung, das Richtige zu tun, änderte Caroline den Preis der Vase, dann schlenderte sie im Laden umher, arrangierte die Porzellanfiguren neu, die auf einem viktorianischen Sideboard standen, rieb einen Fleck von einer silbernen Teekanne, die den Stempel von Paul Revere höchstselbst trug und brachte Ordnung in den Schaukasten, der angefüllt war mit diversen Zigarettenetuis, Schnupftabakdöschen und jeder Menge anderer Gegenstände, die vor hundert Jahren vielleicht nützlich gewesen waren, Caroline hingegen völlig überflüssig erschienen.

»Schätzchen, es ist gänzlich unwichtig, ob solche Dinge einen Zweck erfüllen! Sie sind einfach nur hübsch!«, hatte Kevin ihr erklärt, doch für Caroline fiel der Inhalt dieser Vitrine nach wie vor unter Krimskrums. Ihr gefielen die großen Stücke – die Chippendale-Schränke und Queen-Anne-Sessel, die Tische aus der Werkstatt von Duncan Phyfe mit den herunterklappbaren Seitenteilen und die herrschaftlichen Schreibtische mit den vielen kleinen Laden und Geheimfächern. Sie untersuchte gerade einen Sekretär, der letzte Woche hereingekommen war, in der leisen Hoffnung, hinter einer der Schubladen ein lange verloren geglaubtes Schmuckstück zu finden, als sie die Glocke hörte. Sie hob den Blick und sah Irene Delamond zur Tür hereinkommen, die

Hand heben, als wollte sie ihr zuwinken, und dann plötzlich innezuhalten, als hätte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit abgelenkt. »Ach, das ist ja ein Prachtstück!«, rief sie entzückt aus und senkte den Blick. »Woher die wohl stammen mag?« Caroline näherte sich Irene und stellte überrascht fest, dass es die hässliche Vase war, die Ms. Delamond bewunderte.

Im Hinterkopf hörte sie Claire Robinson eine unglaubliche Geschichte über die Herkunft dieser Vase zum Besten geben, die sie sich gerade erst ausgedacht hatte und so überzeugend erzählte, dass jeder potentielle Käufer nicht umhin konnte zu glauben, dass dieses Stück tatsächlich seinen Preis wert war. Und obgleich Irene Delamond ganz offensichtlich keine arme Frau war, machte ihre Offenheit, mit der sie die Vase bewunderte, es Caroline unmöglich, in die Claire-Robinson-Trickkiste zu greifen. »Ich weiß eigentlich nichts Genaues über ihre Herkunft«, gestand Caroline ein. »Ich denke, sie soll wie etwas aus dem achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert aussehen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es eine Reproduktion ist.«

»Ach, das kümmert mich nicht«, verkündete Irene Delamond. »Ich fürchte, ich muss sie haben!«

»Für neunhundert Dollar?«, platzte Caroline heraus.

Irene ließ ein perlendes Lachen hören, das beinahe wie Musik klang. »Soll ich lieber die Hälfte des Preises dafür bieten und dann den ganzen Nachmittag mit Ihnen verhandeln?« Ehe Caroline noch den Mund aufmachen konnte, beantwortete sie ihre Frage selbst: »Na, darauf können Sie lange warten. Es ist mir egal, woher die Vase stammt, denn ich weiß jetzt schon, dass sie mir neunhundert Dollar wert ist. Würden wir zu handeln beginnen, würde ich entweder das Gefühl haben, vielleicht doch zu viel bezahlt zu haben, oder aber im umgekehrten Fall Sie so heruntergehandelt zu haben, dass Sie anschließend Ärger mit ihrem Boss kriegen. Und das möchte ich nun überhaupt nicht.«

»Da haben Sie Recht«, pflichtete ihr Caroline bei. »Aber was um alles in der Welt hat Sie in diesen Laden verschlagen? Ich dachte, Sie wohnen drüben an der West Side.«

Wieder perlte neues Lachen durch den Raum. »Das stimmt auch. Aber ich schlage gerade drei Fliegen mit einer Klappe: Ich gehe gern spazieren, am liebsten in Verbindung mit einem Einkaufsbummel. Und Sie und Ihre Kinder haben mir heute Vormittag im Park so gefallen, dass ich spontan beschlossen habe, auf einen Sprung bei Ihnen vorbeizuschauen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.« Niedergeschlagen fixierte sie das Seladon-Unding. »Darf ich annehmen, dass Sie diese Vase gar nicht wirklich kaufen möchten?«

»Aber natürlich will ich diese Vase!«, rief Irene aus. »Ich finde sie ausgesprochen hübsch.« Sie kramte in ihrer Tasche – einem eckigen, ranzenartigen Gebilde, das kunstvoll bestickt und sicherlich sehr alt war – und brachte eine goldene Geldklammer zum Vorschein, deren Gravuren von der jahrelangen Benutzung fast völlig abgewetzt waren. »Wird die Zustellung extra berechnet?«

»Selbstverständlich nicht«, versicherte Caroline und überschlug, während sie die Quittung ausstellte, kurz den immensen Gewinn, den Claire mit dieser Scheußlichkeit von Vase erzielen würde. »Ich bin sicher, dass wir Ihnen die Vase am Montag liefern können. Ansonsten könnte ich sie Ihnen auch heute Nachmittag nach Geschäftsschluss vorbeibringen.«

»Nein, nein, Montag passt mir vorzüglich«, wehrte Irene ab. »Es ist schlimm genug, dass Sie den ganzen Nachmittag auf Ihre Kinder verzichten müssen.« Sie zupfte neun Scheine aus der Klammer, zählte noch einmal sorgfältig nach und reichte Caroline dann den Betrag. »Schicken Sie die Vase einfach an 100 Central Park West.«

Caroline klappte der Mund auf. »Das Rockwell?«, fragte sie so erstaunt, als hätte sie sich verhört. »Sie machen Witze!«

Eine von Irenes bleistiftdünnen Brauen hob sich um einen

Millimeter. »Kennen Sie das Gebäude?«, erkundigte sie sich mit merklich kühlerer Stimme.

Caroline spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. »Ähm, verzeihen Sie, ich habe das nicht so gemeint, wie es sich angehört hat. Wir sind nur heute Vormittag an diesem Haus vorbeigekommen, und da hat mein Sohn –« Verlegen hielt sie inne, als ihr klar wurde, dass sie sich immer tiefer in den Schlamassel hineinredete. Doch Irene lächelte schon wieder.

»Hat er Ihnen erzählt, dass dort Hexen wohnen?«, fragte sie und senkte die Stimme zu einem übertriebenen Flüstern. Caroline glühte inzwischen vor Verlegenheit, doch Irene ließ erneut ihr perlendes Lachen hören. »Glauben Sie mir, wir alle kennen diese Geschichten. Meine Lieblingsgeschichte ist die, dass unser Portier eigentlich ein Troll ist, der nachts unter einer der Brücken im Park schläft. Armer Rodney«, kicherte Irene. »Zugegeben, er ist nicht der schönste Mann aller Männer, aber ich denke nicht, dass ihn das zum Menschen fressenden Ungeheuer qualifiziert.«

»Ich fürchte, ich habe bis heute Vormittag noch keine dieser Schauergeschichten gehört«, erwiderte Caroline, deren Unsicherheit angesichts des guten Humors dieser alten Dame allmählich schwand. »Wie nennt man das? Wenn man von etwas zum ersten Mal hört, und kurz darauf gleich noch einmal?«

»Synchronismus, glaube ich.«

»Na, wie auch immer, jedenfalls ist das ein prachtvoller alter Bau, und ich habe bisher kein Wort darüber gehört, dass Ihr Portier angeblich ein Troll ist. Tatsächlich sind Sie die erste Person, die ich kennen gelernt habe, die in diesem Haus wohnt. Angeblich ist es noch schwieriger, dort eine Wohnung zu bekommen als im Dakota!«

Ein zufriedenes Lächeln spielte um Irenes Mundwinkel. »Wir lieben dieses alte Gebäude, mit all seinen Schauer-märchen und Legenden. Vielleicht kommen Sie mich ja einmal

besuchen.«

»Sehr gerne«, antwortete Caroline. »Mich hat schon immer interessiert, wie es dort drinnen aussieht.«

»Gut, dann ist das also abgemacht? Wenn Sie die Vase selbst ausliefern, zeige ich Ihnen gerne meine Wohnung.« Ihr Blick wanderte noch einmal durch den Laden. »Wenn Ihnen diese Dinge hier gefallen, dann werden Sie sicher zu schätzen wissen, was ich Ihnen zu zeigen habe.« Sie warf einen raschen Blick auf die kleine antike Uhr, die an einer mit Juwelen besetzten Nadel an ihrem Kleid hing. »Huch, meine Liebe, jetzt muss ich mich aber sputen.«

Einen Moment später war sie verschwunden, doch ihr helles Lachen schien noch eine kurze Weile im Raum zu schweben, ehe es endgültig verklang und Caroline allein zurückließ.

Viereinhalb Stunden später, als Claire Robinson endlich zurückkehrte, fiel ihr Blick als Erstes auf das VERKAUFT-Schild an der chinesischen Vase. »Sehen Sie, ich hatte Recht!«, rief sie aus. »Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass der Preis zu niedrig ist!« Sie schnippte mit den Fingern. »Voilà!« Dann fragte sie: »Wann wird sie abgeholt?«

»Es ist eine ältere Dame, die sie gekauft hat«, erklärte Caroline ihr. »Ich habe ihr versprochen, dass wir die Vase liefern.«

Claire's Lächeln bröckelte. »Liefern?«, wiederholte sie ungehalten. »Ich nehme doch an, dass sie das bezahlt.«

Caroline schüttelte den Kopf. »Ich dachte, bei dem Gewinn wäre das mit drin. Ich werde am Montag ein Taxi nehmen – es liegt direkt auf meinem Weg.«

»Wenn Sie wollen«, meinte Claire mit einem desinteressierten Achselzucken. »Solange Sie die Taxifahrt von Ihrer Kommission abziehen, soll mir das recht sein.« Inzwischen war sie an ihrem Schreibtisch angelangt, nahm das Kassenbuch und schlug es auf. »Das ist alles?«, rief sie gereizt und nagelte Caroline mit ihrem Blick fest. »Sie haben den

ganzen Nachmittag über nur diese eine Vase verkauft?«

»Es ist ein herrlicher Tag heute«, verteidigte sich Caroline. »Ich nehme an, die meisten Leute hat es hinaus ins Freie gezogen.«

Claire schien ihr gar nicht zuzuhören, doch ihre Miene verhärtete sich angesichts Carolines magerer Umsätze. »Ich weiß nicht«, sagte sie mehr zu sich selbst. »Ich hoffe, dass ich mit Ihnen keinen Fehler gemacht habe.«

Caroline wusste genau, was sie vor sechs Monaten darauf erwidert hätte, als Brad noch am Leben war. »Doch, Sie haben einen Fehler gemacht«, hätte sie zurück geschossen, »Sie haben vergessen, sich bei mir zu bedanken, dass ich an meinem freien Tag eingesprungen bin«, und auf der Stelle gekündigt. Doch Brad war nicht mehr am Leben, und Caroline konnte es sich schlichtweg nicht leisten, diesen Job zu verlieren, ganz gleich, wie schwierig Claire sein konnte. »Es tut mir Leid«, sagte sie und legte so viel Zerknirschtheit in ihre Stimme, wie sie aufbringen konnte. »Ich werde mich bessern. Das verspreche ich.«

Claire bedachte sie mit einem kühlen Lächeln. »Das will ich hoffen«, sagte sie. »Ansonsten werden Sie sich nach einem anderen Job umsehen müssen.«

Beim Verlassen des Ladens zog sie ihren Mantel unter dem Kinn zu, doch der dünne Popelinstoff konnte gegen die Kälte von Claires letzten Worten nichts ausrichten.

5. Kapitel

»Aber du hast es versprochen!«, stieß Ryan mit der geballten Wut eines enttäuschten Zehnjährigen hervor, und das Gewitter, das sich in seinen Augen zusammenbraute, sah aus, als könnte es sich jeden Moment in einen Tornado verwandeln.

»Ich habe gar nichts versprochen«, erwiderte Caroline geduldig. »Ich sagte ›mal sehen‹.«

»Du hast gesagt, wir könnten wahrscheinlich gehen«, hielt Ryan dagegen.

»›Wahrscheinlich‹ ist kein Versprechen«, warf Laurie ein, und obwohl ihre Tochter den Anschein erwecken wollte, sie zu unterstützen, entging Caroline nicht das amüsierte Aufblitzen in ihren Augen, als sie ihren vor Wut kochenden Bruder beobachtete. »›Wahrscheinlich‹ heißt nur ›vielleicht‹.«

Ryan wirbelte zu seiner Schwester herum. »Heißt es nicht!«, blaffte er. »Es ist fast ein Ja!« Damit drehte er sich wieder zu seiner Mutter um. »Wenn Dad noch leben würde –«

»Sei still!«, sagte sie, und die beiden Worte brachen mit einer solchen Kraft aus ihr heraus, dass sie den Jungen nicht nur zum Schweigen brachten, sondern ihm auch die Tränen in die Augen trieben. Gegen seine Wut konnte sie sich noch wehren, nicht aber gegen seinen Kummer. »O mein Schatz, das tut mir Leid«, rief sie aus, kniete sich vor ihn und nahm ihn in den Arm. »So habe ich das nicht gemeint. Es ist nur –«

Nur was? Wie konnte sie Ryan erklären, dass sie es sich einfach nicht leisten konnte, mit ihm und Laurie heute Abend ins Kino zu gehen, nicht solange die Drohung, ihren Job zu verlieren, wie ein Damoklesschwert über ihr hing? Den ganzen Samstagabend über hatten Claires Worte an ihr genagt. Und als sie schließlich zu Bett gegangen war, hatte sie sich stundenlang hin und her gewälzt und gegen die Angst angekämpft, die sie zu überwältigen drohte, als sie überlegte, was passieren würde,

wenn Claire ihre Drohung tatsächlich wahr machte. Und in der tiefen Verzweiflung der frühen Morgenstunden hatte sie exakt die gleichen Worte gedacht, für die sie ihren Sohn soeben getadelt hatte. Tatsächlich war sie sogar noch weiter gegangen als Ryan, hatte Brad im Stillen dafür verflucht, dass er sich davon gemacht und es ihr überlassen hatte, mit der hässlichen Realität zurechtzukommen, die so schnell ihre zerplatzten Träume ersetzt hatte. So war es doch gar nicht gedacht gewesen – ihre Kinder als allein erziehende Mutter großzuziehen, und einen Weg finden zu müssen, mit dem wenigen Geld auszukommen, das sie verdiente. Wenn Brad doch bloß nicht –

Abrupt stoppte sie ihren Gedankengang, genau wie sie zuvor Ryan daran gehindert hatte, die gleichen Worte auszusprechen. Doch der Gedanke hatte sich selbst vollendet, und kein Wunsch war stark genug, Tatsachen zu verändern.

Brad war tot – und das war eine unverrückbare Tatsache.

Und wenn Claire sie feuerte, konnte sie auch nichts dagegen unternehmen.

Sie war am Morgen völlig gerädert aufgestanden, und als Ryan sie mit dem Vorschlag bestürmt hatte, am Abend alle gemeinsam ins Kino zu gehen, hatte sie nicht die Kraft aufgebracht, mit ihm zu debattieren. Was von ihr als Verzögerungstaktik gedacht war, hatte er für bare Münze genommen.

Und jetzt, als sie den Stich, den ihre Worte verursacht hatten, noch stärker spürte als er, schob sich ein anderer Gedanke in der Vordergrund.

Brad mochte tot sein, aber sie lebte, und ebenso Laurie und Ryan.

Und sie mochte ihren Job verlieren, oder vielleicht auch nicht.

Wenn sie ehrlich war, hatte sie nicht die geringste Ahnung, wie ihre Zukunft aussah. Alles, was sie besaß, waren Hoffnungen, und die meisten davon hatte Brads Tod

zerschlagen.

Und obwohl ihr Bankkonto beinahe erschöpft war, hatte sie vom Verkauf der hässlichen Vase eine saftige Provision zu erwarten. Na ja, für die nächste Monatsmiete würde die nicht reichen, wohl aber für drei Kinokarten.

Sie gab Ryan einen aufmunternden Knuff und stand auf. »Also schön, Kinder. Hier ein Vorschlag zur Güte: Ich habe nicht ausdrücklich versprochen, dass wir heute Abend ins Kino gehen, aber Ryan hat Recht – ich sagte wahrscheinlich – was einem Ja näher ist als ›vielleicht‹. Und ich muss zugeben, dass ich heute nicht besonders unterhaltsam war, deshalb würde ich sagen, wir gehen erst zum Chinesen essen und anschließend schauen wir uns einen tollen Film an. Was haltet ihr davon?«

An Stelle einer Antwort sauste Ryan los, um seine Jacke zu holen, ehe seine Mutter es sich noch einmal anders überlegen konnte.

Drei Stunden später, als sie aus dem Loew's an der 84. Straße kamen und Richtung Broadway marschierten, wusste Caroline, dass sie richtig entschieden hatte. Zur Abwechslung einmal im Restaurant zu essen und sich anschließend in dem dunklen Zuschauerraum in einem Sciencefiction-Märchen zu verlieren, das Ryan für sie ausgesucht hatte, das hatte ihr das Gefühl gegeben, dass ihr Leben vielleicht doch nicht völlig aussichtslos war. Zwar hatte sich an ihrem Leben nichts geändert (abgesehen davon, dass sie um ein paar Dollar ärmer war als noch vor drei Stunden), doch die kurze Verschnaufpause von den ständigen Sorgen hatte ihr irgendwie zu der Hoffnung verholfen, dass sie alle miteinander überleben würden. Und während sie durch den Frühlingsabend nach Hause schlenderte, konnte sie sich beinahe vorstellen, dass Brad noch bei ihnen war, dass er hinter ihr ging und sie beobachtete. »Ich mag es, wie deine Hüften sich beim Gehen bewegen«, hörte sie Brad in ihrer Erinnerung ihr ins Ohr flüstern, ehe er ein paar Schritte zurückfiel, um sie besser

beobachten zu können. Aber er hatte ihr nichts ins Ohr geflüstert, und er war auch nicht bei ihnen. Sie bildete sich nur ein, dass er sie beobachtete.

Als sie dann in die 76. Straße abbogen, nur noch einen Häuserblock von ihrer Wohnung entfernt, wurde das Gefühl, dass Brads Augen sie beobachteten, so stark, dass sie einen Blick über die Schulter warf. Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte sie eine Bewegung wahrgenommen zu haben, doch der Gehsteig war leer, und sie entschied, dass es der Wind gewesen sein musste, der die Blätter der Bäume entlang der Straße geschüttelt hatte. Als sie die Amsterdam Avenue überquerten und die letzten Meter zurücklegten, überkam sie erneut dieses Gefühl, beobachtet zu werden, und sie drehte sich noch einmal um.

Und wieder nahm sie eine Bewegung wahr.

Die Blätter?

Vielleicht eine Katze oder ein Eichhörnchen?

Oder vielleicht jemand, der sich blitzschnell in den schützenden Schatten eines Hauseingangs verkrochen hatte?

Sie beschleunigte ihren Schritt, wollte ihre Kinder in der Sicherheit der Wohnung wissen.

Das Ganze war sicherlich nur Einbildung. Wer sollte ihr denn folgen?

Jetzt begannen ihre Gedanken zu rasen, und obwohl sie sich im Stillen vorbetete, dass das Ganze lächerlich war – dass die Straßen von Manhattan so sicher waren wie seit Jahren nicht mehr –, musste sie sich ernsthaft zusammenreißen, nicht loszurennen.

Jetzt raste auch ihr Herz, und ihre Nervosität schien auf die Kinder abzufärben.

»Was ist denn los, Mom?«, fragte Laurie.

»Nichts«, antwortete Caroline ein bisschen zu schnell. »Mir ist nur ein wenig kalt. Ich freue mich auf zu Hause.«

Dann standen sie vor der Eingangstür, und während Caroline

in ihrer Tasche nach dem Schlüssel kramte, spähte sie die Straße entlang und suchte sie nach irgendeinem Anzeichen für Gefahr ab.

Aber da war nichts.

Sie fand den richtigen Schlüssel, drehte ihn im Schloss, und kurz darauf befanden sich die Kinder und sie in der Sicherheit des Hauses. Ehe sie den Aufzug holte, vergewisserte sie sich, dass die Außentür verriegelt und die innere Tür abgeschlossen war. Und obwohl sie sich selbst lächerlich dabei vorkam, konnte sie nicht umhin, sich noch dreimal umzusehen, bis der Aufzug endlich kam. Erst als sie alle in der Wohnung waren, und sie die Tür abgeschlossen und die Kette vorgelegt hatte, entspannte sie sich ein wenig. Während die Kinder sich fürs Zubettgehen fertig machten, schaltete sie nicht nur sämtliche Lichter aus, sondern prüfte auch, ob alle Fenster geschlossen und verriegelt waren. Schließlich ging sie in Lauries Zimmer, wünschte ihr eine gute Nacht, brachte dann Ryan zu Bett, und als sie sich über ihn beugte, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben, schlang er seine Arme um ihren Hals und zog sie zu sich herab.

»Mom?«, flüsterte er. »Stimmt was nicht?«

Caroline erstarrte für einen Moment, aber dann drückte sie ihn beruhigend. »Aber nein«, versicherte sie ihm. »Es ist alles in bester Ordnung. Aber morgen ist wieder Schule, und du solltest schon längst schlafen.« Sie deckte ihn zu, knipste das Licht aus, ließ aber seine Tür einen Spalt offen, so dass das Nachtlicht im Flur noch in sein Zimmer scheinen konnte. Noch einmal überprüfte sie die Wohnungstür und die Fenster, ehe sie sich in ihr Schlafzimmer zurückzog. Dort machte sie ebenfalls das Licht aus, ging zum Fenster und schaute auf die Straße hinunter.

Sie sah nichts.

Und da ist auch nichts, sagte sie sich. Ich bilde mir das nur ein.

Als sie schließlich die Vorhänge zuzog und die Kleider ablegte, wusste sie, dass sie wieder einer schlaflosen Nacht entgegensah.

Währenddessen trat eine Gestalt aus dem Hauseingang des Gebäudes genau gegenüber von dem Wohnhaus, in dem Caroline Evans und ihre Kinder lebten. Den Kopf in den Nacken gelegt, betrachtete sie ein letztes Mal die dunklen Fenster.

Anscheinend zufrieden, verschmolz die Gestalt einen Moment später so vollständig mit der Dunkelheit, als wäre sie überhaupt nie da gewesen.

6. Kapitel

Am Montagmorgen erwachte Anthony Fleming beinahe genauso niedergeschlagen wie Caroline tags zuvor. Er hatte den ganzen Sonntag in seiner Wohnung verbracht – keine gute Idee angesichts der Größe der Wohnung und deren Leere.

Kinder – das ist, was die Wohnung brauchte. Was er brauchte.

Anthony liebte Kinder – deren Kraft und Vitalität. Daran krankte auch das Leben im Rockwell dieser Tage; es lebten einfach nicht genug Kinder in dem Haus. Genau genommen nur noch ein einziges. Rebecca Mayhew, die Ziehtochter von Max und Alicia Albion. Sie war zwar ein süßes Ding, aber eben etwas ganz anderes als eine bunt gemischte Rasselbande, die von Wohnung zu Wohnung rannte, Rodney zur Verzweiflung trieb, andererseits aber auch Leben in dieses alte Gemäuer brachte. So war es damals gewesen, als Lenore und die Kinder noch da waren. Da war es nicht nur in ihrer eigenen Wohnung, sondern im ganzen Haus rund gegangen, wenn die Zwillinge mit den anderen Kindern Versteckspiele organisierten, die sich natürlich nie auf eine einzelne Wohnung beschränkten, sondern in den diversen Stockwerken ausgetragen wurden und manchmal sogar oben im Speicher.

Einmal war ein kleines Mädchen auf die Idee gekommen, sich im Keller zu verstecken, doch zum Glück hatte Rodney die Kleine noch rechtzeitig bemerkt und sie von dem Irrgarten aus Heizungsrohren und alten elektrischen Stromleitungen fern gehalten, die den Keller für jeden, der dort unten zu tun hatte, zu einem Abenteuer machten.

Aber diese Zeiten waren unweigerlich vorübergegangen, die Kinderschar schrumpfte, bis nur noch Rebecca übrig geblieben war. Anthony erinnerte sich noch gut an den Tag, als Max und Alicia sie mit nach Hause gebracht hatten. Ihre braunen Augen

waren beinahe so groß wie die des Kindes auf dem schrecklichen Gemälde in Virginia Estherbrooks Wohnung. Es hing freilich nicht über dem Kamin; diesen Ehrenplatz nahm ein Porträt von Virginia selbst ein, im Kostüm der Kleopatra. Das Gemälde mit dem Kind hingegen war so an einer Wand platziert, dass dessen riesige Augen Virginias Porträt zu fixieren schienen. Virginia meinte, das Kind spräche zu ihr. Angesichts dieser grotesk großen Augen und der einzelnen Träne, die ihm über die linke Wange lief, fragte sich Anthony, was dieses offenbar geschlechtslose Kind wohl zu sagen hatte, vermied es jedoch tunlichst, Virginias Zorn auf sich zu ziehen, indem er sie danach fragte. Als Max und Alicia dann eines Tages Rebecca heruntergebracht hatten, um sie ihm und seiner Familie vorzustellen, war ihm als Erstes dieses seltsame Bild durch den Kopf geschossen. Rebecca hatte sich Lenore und den Zwillingen gegenüber scheu verhalten und sich an Alicias Hand geklammert wie an einen Rettungsanker. Doch dann hatte Samantha, die ungefähr Rebeccas Größe hatte, tatsächlich aber zwei Jahre älter war, das jüngere Mädchen in diese Flüster- und Kicherarien verwickelt, die Lenore im Gegensatz zu ihm immer bestens verstanden hatte. Binnen kurzem waren sie die besten Freundinnen geworden, und von da an hatte Rebecca beinahe ebenso viel Zeit in Anthonys Wohnung verbracht wie in der der Albions, und ihre Augen hatten immer gestrahlt.

Doch dann, als Samantha und die Jungs gegangen waren, und Lenore –

Er verwarf den Gedanken, drängte ihn mit beinahe physischer Kraft weg, verbannte ihn in die hinterste Ecke seines Bewusstseins, wo so viel Vergangenes ruhte, verborgen in den dunkelsten Winkeln seiner Erinnerung.

Lieber an Rebecca denken, obwohl sie mit jedem Tag wieder mehr diesem einsamen Waisenkind glich, das sich einst an Alicias Hand geklammert hatte, zumal ihre Augen immer

größer und ein bisschen leerer wurden.

Es war Rebecca gewesen, der am Samstag Anthonys erster Gedanke gegolten hatte, als er das Mädchen im Park gesehen hatte, das neben seiner Mutter saß und ihrem Bruder beim Baseballspielen zuschaute. Eine ideale Spielgefährtin für Rebecca. Ein Jahr jünger vielleicht, aber altersmäßig passender für Rebecca als es Samantha gewesen war.

Und die Frau –

Anthony verscheuchte den Gedanken. Es war zu früh, um über das wieder nachzudenken. Und dennoch hatte etwas tief in seinem Inneren auf diese Frau im Park reagiert, auch wenn sie kaum ein Wort miteinander gewechselt hatten. Er kramte in seiner Erinnerung, und da war der Name wieder.

Evans.

Caroline Evans.

Nachdem er ihr Bild heraufbeschworen hatte, fühlte er sich plötzlich wohler, und sogar die riesigen Räume seiner Wohnung wirkten nicht mehr ganz so leer. Rasch wusch er das Frühstücksgeschirr ab, klaubte die einzelnen Seiten der Sonntagsausgabe der *Times* zusammen, strich sie glatt und faltete sie wieder ordentlich, dann verließ er die Wohnung.

»Wunderbarer Morgen, Mr. Fleming«, bemerkte Rodney, als er aus dem Lift in die Halle trat.

»Da gebe ich Ihnen recht«, erwiderte Anthony und hielt kurz inne, um Rodney die Zeitung zu reichen. »Werfen Sie die bitte für mich in die Recyclingtonne?«

»Jawohl, Sir«, antwortete Rodney. »Und noch einen schönen Vormittag.«

Zum ersten Mal seit Monaten spürte Anthony ein ehrliches Lächeln über sein Gesicht huschen. »Wissen Sie was, ich glaube, den werde ich haben!«

Von ihrem Fenster im siebten Stock aus beobachtete Rebecca Mayhew wie Anthony Fleming das Haus verließ und wünschte,

sie könnte ihn begleiten.

Aber das ging natürlich nicht; das wusste sie. Es ging ihr immer noch nicht richtig gut, und Tante Alicia hatte ihr heute Morgen gesagt, sie sollte im Bett bleiben. Doch sie hatte dem herrlichen Sonnenlicht, das in ihr Zimmer schien, nicht widerstehen können, war aus dem Bett gekrochen und hatte sich in den Sessel am Fenster gesetzt. Sie verbrachte immer mehr Zeit in diesem Sessel und schaute hinaus in den Park. Während des Winters war das prima gewesen – durch die kahlen Bäume hatte sie alles sehen können, was dort so vor sich ging. Skater, die auf ihren Rollerblades zwischen den Spaziergängern und Joggern umher flitzten. Und weiter unten im Süden konnte sie die Baseballfelder sehen, wo immer ein halbes Dutzend Spiele gleichzeitig liefen.

Vor langer Zeit, als sie hier bei Alicia und Max eingezogen war, war sie immer mit Samantha und ihren Zwillingsbrüdern in den Park zum Spielen gegangen. Dann war Samantha krank geworden, und nach einer Weile hatten sie und Sam aufgehört, im Park zu spielen und hatten die meiste Zeit in Sams Zimmer verbracht. Schließlich hatte man Sam ins Krankenhaus bringen müssen, und weil Tante Alicia befürchtete, sie könnte sich bei Samantha anstecken, hatte sie sie nie besuchen dürfen. »Ihr habt noch so viel Zeit, wenn Samantha wieder zu Hause ist«, hatte Alicia sie getröstet. Aber Sam war nicht nach Hause gekommen.

Jetzt war Rebecca allein, und obwohl Dr. Humphries immer wieder sagte, dass sie gesund werden würde, glaubte ihm Rebecca nicht so recht. Doch an diesem Morgen, als sie so hinaus in den Frühlingssonnenschein blickte und die Vögel in den Bäumen beim Nestbauen beobachtete, hatte sie plötzlich das Gefühl gehabt, dass sie vielleicht doch anfang, sich besser zu fühlen. Und als sie jetzt Anthony Fleming das Haus verlassen und die Central Park West hinuntergehen sah, lag da etwas in seinem Gang, das ihr das Gefühl gab, dass vielleicht

etwas passieren würde.

Etwas Gutes.

Und als hätte er ihren Blick gespürt, drehte Mr. Fleming sich unvermittelt um und schaute zu ihr hinauf. Offenbar sah er sie hinter dem Fenster stehen, denn er winkte ihr zu, und selbst aus dem siebten Stockwerk konnte sie sein Lächeln erkennen. Es war das erste Mal, dass sie ihn seit der schrecklichen Geschehnisse in seiner Familie lächeln sah, und da wusste sie, dass sie Recht hatte.

Nun würde alles besser werden.

Sie konnte es förmlich spüren.

Es war der Anblick von Rebecca hinter dem Fenster, der Anthony Fleming schließlich einen Entschluss fassen ließ, und als er in sein Büro kam, das direkt neben dem Hundred Club lag, begrüßte er Mrs. Haversham, seine einzige Angestellte, mit einem strahlenden Lächeln. Sie kümmerte sich um die Post und die Rechnungen und machte die Buchhaltung. Das Geschäft selbst, die Geldanlagen, oblagen allein Anthony Fleming. Es war eine Tätigkeit, die ihm Spaß machte und die er beherrschte. Er arbeitete nur mit seinem eigenen Geld oder dem der wenigen Menschen, die er sowohl als Freunde, als auch als Kunden schätzte. Niemals investierte er das ihm anvertraute Geld in Wertpapiere, die er nicht auch selbst besaß, und er investierte nur in sichere Anlagen. Demzufolge steckte sein Vermögen und das seiner Klienten ausschließlich in Unternehmen, die so konservativ waren wie die Ausstattung seines Büros: altes Mahagoniholz, altes Leder, alte Stiche.

Dinge, die dem Wandel der Zeiten widerstanden.

Doch an diesem Morgen ignorierte er das *Wall Street Journal*, das exakt in der Mitte seines Schreibtischs lag, und schob den Stapel mit den Investment Newsletters zur Seite.

Als er seinen Computer anschaltete, gönnte er den Kurven der Aktienkurse nur einen flüchtigen Blick. Er loggte bei einer

Suchmaschine ein und tippte zwei Wörter:

Caroline Evans,

Und die Enter-Taste. Dann lehnte er sich zurück und wartete ab, was, falls überhaupt, sich über die Frau in Erfahrung bringen ließe, die er am Samstag im Park kennen gelernt hatte.

Nach den Kindern zu sehen, die in Pflegefamilien untergebracht waren, war der schlimmste Teil ihres Jobs. Sie wusste, dass das getan werden musste, und dass es Plätze gab, wo die Kinder einfach nicht sicher waren. Das Problem bestand darin, dass man das Bild, das sich einem bot, nie genau einschätzen konnte. Vergangenes Jahr hatte sie einem Ehepaar in Harlem ein Kind weggenommen, in der sicheren Überzeugung, dass die Familie bereits viel zu zahlreich war. Da der Vater gerade seinen Job verloren hatte, und neben den zwei eigenen Kindern noch zwei Nichten und einen Neffen durchfütterte, hatte Andrea befunden, dass das Pflegekind – ein achtjähriges Mädchen mit Lernbehinderung, das in der Vergangenheit misshandelt worden war – einfach zu viel für diese Familie sei. Besonders die Frau hatte sie angefleht, das Mädchen bei ihnen zu lassen, doch Andrea hatte sich nicht erweichen lassen. Zumal sie bereits eine viel bessere Unterkunft für die Kleine gefunden hatte – ein Ehepaar von der Upper West Side, die dem Kind nicht nur viel mehr individuelle Aufmerksamkeit, sondern auch ein eigenes Zimmer bieten konnten.

Ein Zimmer, in das der Pflegevater sich schon in der allerersten Nacht geschlichen hatte, sobald seine Frau zu Bett gegangen war. Als Andrea zwei Monate später den ersten Beurteilungsbesuch machte, hatte sich die Kleine in ein nahezu katatonisches Schweigen zurückgezogen, dessen Ursache ein Kinderfacharzt in fünf Minuten diagnostiziert hatte.

Als Andrea die Pflegemutter gefragt hatte, warum sie das Mädchen nicht schon früher zu einem Arzt gebracht habe,

erhielt sie zur Antwort, dass der Ehemann – ein Kinderpsychologe – ihr erklärt habe, dass so ein Verhalten ganz normal sei, da sich die Kleine erst eingewöhnen müsse. Das Mädchen wurde ins Bellevue Hospital eingewiesen – und da war sie heute noch – und Andrea hätte beinahe ihren Job bei der Kinder- und Jugendfürsorge gekündigt. Ihr Supervisor brauchte eine ganze Woche, um ihr einzubläuen, dass jeder andere den gleichen Fehler gemacht hätte, und dass sie sich keine Vorwürfe zu machen brauchte, nicht machen *dürfte*. »Solche Dinge passieren«, hatte er gesagt. »Natürlich wünschen wir, dass dem nicht so wäre, aber man ist nie davor gefeit. Man kann immer nur sein Bestes geben. Und wenn Sie jetzt das Handtuch schmeißen, dann habe ich eine gute Seele weniger, die ein Auge auf die Kinder hat. Man wird diese Stelle nämlich nicht neu besetzen – das nennt man Kosteneinsparung durch Zermürbung.« Schlussendlich war sie dann geblieben und besuchte seither die Kleine jedes Wochenende im Bellevue, wissend, dass sie ihre Anwesenheit gar nicht wahrnahm, doch sie betete, dass ihre Besuche die Schrecken irgendwie sühnen würden, die die Kleine erfahren musste. Doch mit jeder Woche schien der Job härter zu werden, und an diesem Morgen war sie unterwegs zu einer Wohnung, die ihr überhaupt nicht behagte.

Blödsinn, schalt sie sich, als sie sich dem Haus mit der Adresse 100 Central Park West näherte. *Jeder andere in der Stadt liebt dieses alte Gemäuer, an dem es nichts auszusetzen gibt. Es ist ein altes New Yorker Wohnhaus mit langer Tradition.* Und genau da lag der Hund begraben. Andrea mochte diese alten Traditionsbunker einfach nicht, nicht mit den pfeifenden Heizkörpern, den tropfenden Wasserhähnen und antiquierten elektrischen Leitungen. Andrea war in einem hübschen Reihenhaushaus auf Long Island aufgewachsen, das brandneu war, und ganz gleich, wie toll es die Leute fanden, mitten in Manhattan zu wohnen, ihr heimlicher Wunsch war,

zu heiraten und wieder hinaus nach Long Island zu ziehen, wo sie hingehörte. Doch bislang war dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, und allmählich begann sie zu befürchten, dass das wahrscheinlich auch so bleiben werde. Die Statistik in ihrer Altersgruppe war eindeutig gegen sie; aller Wahrscheinlichkeit war es ihr bestimmt, ihren Lebensabend als eine dieser schrulligen alten Jungfern zu beschließen, die sich mit drei Katzen eine winzige Wohnung teilten. Doch bis es so weit war, wollte sie so vielen Kindern wie möglich helfen. Mit einem leisen Seufzer stieß sie die Tür auf, betrat das Vestibül und drückte den Klingelknopf, der Rodney, den Portier, rufen würde. Einen Moment später ging die Tür auf, und Rodney neigte als Zeichen der Begrüßung den Kopf um einen Millimeter.

»Die Albions erwarten Sie.«

Andrea erwiderte die Andeutung eines Nickens und ging auf den Fahrstuhl zu – ein schmiedeeiserner Käfig, der sie an einen alten Film erinnerte, in dem Katherine Hepburn in so einem Ding herabschwebte und man sie schon eine Weile reden hörte, ehe sie endlich sichtbar wurde. Auf dem Weg hinauf in den siebten Stock rüstete Andrea sich für die Begegnung mit den Albions.

Sie konnte das Ehepaar genauso wenig leiden wie das Gebäude.

Alicia, dem Anschein nach in den frühen Vierzigern, erwartete sie an der Tür. Als sie dieser Frau das erste Mal gegenübergestanden hatte, regte sich in ihr eine schwache Erinnerung, als hätte sie Mrs. Albion schon irgendwo einmal gesehen, doch sie konnte sie beim besten Willen nicht einordnen. Ein paar Tage später hatte sie sich durch einen langweiligen Samstagabend gezappt und war auf die Wiederholung einer uralten Familien-Sitcom aus den späten fünfziger oder frühen sechziger Jahren gestoßen. Sie wollte schon weiterdrücken, als ein plötzliches Deja-Vu sie innehalten

ließ. Es war nur ein ganz kurzes Erinnern, dem jedoch eine seltsame Vertrautheit mit dieser Show folgte, so als hätte sie erst vor ein oder zwei Tagen die letzte Folge gesehen. Und dann machte es plötzlich klick bei ihr: Obwohl die Schauspielerin, die die Mutter darstellte, äußerlich keinerlei Ähnlichkeit mit Alicia Albion aufwies, war ihre Aufmachung doch nahezu identisch. Die sorgfältig gezupften Augenbrauen, das Make-up und die Frisur der Schauspielerin, ja sogar die Kleidung erinnerten sie hundertprozentig an Alicia. Zunächst hatte Andrea geglaubt, sie bilde sich das nur ein, doch bei ihrem nächsten Besuch bei den Albions, um zu beurteilen, wie Rebecca Mayhew sich bei dem Ehepaar eingelebt hatte, wusste sie, dass sie sich das damals nicht eingebildet hatte. Alicia Albion sah tatsächlich so aus, als wäre sie gerade dieser alten Fernsehserie entstiegen.

Und es war nicht nur Alicia, die wirkte, als wäre sie in der Vergangenheit stecken geblieben. Alles in dieser Wohnung wirkte irgendwie betagt – die Möbel, die Tapeten, einfach alles sah alt aus.

Nicht antik.

Nur alt.

Rebecca jedoch machte einen zufriedenen Eindruck, und auch wenn Andrea sich in dieser Wohnung irgendwie unwohl fühlte – nein, wenn sie ehrlich war, gruselte es sie schier –, konnte sie nichts Negatives an dem Verhältnis zwischen Alicia und Max und dem Mädchen feststellen. Als sie heute Morgen angerufen hatte, wollte sie eigentlich nur einen Besuchstermin für den nächsten Monat vereinbaren. Doch als sie erfuhr, dass Rebecca an dem Tag nicht zur Schule gegangen war, hatte sie sich spontan entschlossen, kurz bei den Albions vorbeizuschauen, um sich zu vergewissern, dass es wirklich nur ein harmloser Virus war, der Rebecca zu Hause hielt.

Alicia Albion machte einen sehr besorgten Eindruck, als sie Andrea Costanza die Tür öffnete. Besorgt und erschöpft.

»Ich fürchte, ich bin etwas übervorsichtig mit Rebecca«, sagte sie in leicht gereiztem Ton, während sie nervös ihre ein wenig geschwollenen Finger rieb. »Meine Arthritis«, fuhr sie fort, als sie Andreas Blick auf ihre Hände bemerkte. »Meistens verschont sie mich ja, aber an manchen Tagen ...« Ihre Stimme verlor sich, und sie tat das Thema mit einem Achselzucken ab, als lohnte es nicht, darüber zu reden. »Rebecca wollte zur Schule gehen, aber wir haben sie zu Hause behalten. Sie ist noch im Bett; ich koche ihr gerade eine Suppe.«

Jetzt erst bemerkte Andrea den Geruch, der aus der Küche drang. Es war ein seltsamer Geruch, irgendwie bitter und so ganz anders als die Hühnersuppe, die ihre Mutter immer gekocht hatte, und nach deren Kräutern und Gewürzen das ganze Haus geduftet hatte. Alicia Albions Suppe roch fast wie Medizin und beschwor die Erinnerung an diese lauwarme graue Brühe herauf, die Andrea vorgesetzt bekam, als man ihr als Zehnjährige den Blinddarm herausgenommen hatte. Die Suppe hatte so schrecklich geschmeckt, dass ihr Magen selbst heute noch allein bei dem Gedanken daran rebellierte. »Darf ich zu ihr gehen?«, fragte sie und verkniff sich jeglichen Kommentar zu dem abartigen Geruch, der aus der Küche kam.

»Aber bitte«, sagte Alicia. »Sie hat Sie sehr gern.«

Sobald Alicia in der Küche verschwunden war, ging Andrea durch den Flur in das große Eckzimmer, das Rebeccas Schlafzimmer war. Rebecca saß im Bett, an ein paar Kissen gelehnt, und obwohl sie ein wenig blass war, strahlte sie, als sie Andrea sah. »Sie sind gekommen!«, sagte sie.

»Warum sollte ich nicht?«, gab Andrea zurück. »Als ich hörte, dass du krank bist, hätten mich keine zehn bissigen Hunde davon abhalten können, dich zu besuchen.«

»Ich bin nicht richtig krank«, versicherte Rebecca ihr. Am Samstag fühlte ich mich viel schlechter, und morgen gehe ich wieder zur Schule.«

»Wenn Dr. Humphries es erlaubt«, erklärte Alicia, die

soeben mit einem weißen Tablett hereinkam, auf dem eine Schüssel Suppe dampfte. Behutsam stellte sie es vor Rebecca auf ein kleines Betttischchen und band ihr eine weiße Stoffserviette um. »Verbrenn dir nicht die Zunge«, mahnte sie. »Sie ist heiß.«

Rebecca tauchte den Löffel in die Suppe – die tatsächlich genauso dünn und farblos war wie jene, die Andrea damals im Krankenhaus vorgesetzt bekommen hatte – blies kurz darüber und schlürfte den Löffel dann geräuschvoll leer. Wenn die Brühe so schmeckte wie sie aussah, dann musste sie Rebecca wirklich für ihre gelassene Miene bewundern. »Möchten Sie mal kosten?«, fragte das kleine Mädchen.

»Die habe ich doch für dich gekocht«, protestierte Alicia.

»Könnte Andrea nicht mal probieren?«, bettelte sie.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie das möchte!«

Rebecca drehte sich wieder zu Andrea um. »Sagen Sie ihr, dass Sie einen Teller Suppe möchten. Sie ist wirklich gut.«

Während des kurzen Austauschs hatte Andrea das kleine Mädchen und deren Pflegemutter sehr genau beobachtet und ihnen zugehört und war zu dem Schluss gekommen, dass in diesem Haushalt eigentlich alles stimmte.

Rebecca hatte eine Erkältung.

Alicia Albion kümmerte sich um sie.

Beide schienen im Umgang miteinander absolut entspannt zu sein.

Warum hielt sich bei ihr dennoch das hartnäckige Gefühl, dass hier etwas nicht stimmte?

Sie blieb noch eine halbe Stunde, überwand sich sogar dazu, die Suppe zu kosten, die, wie sie sich einredete, gar nicht so schlecht sein konnte, nachdem die Kleine sie hinunterschlürfte, als wäre es das Köstlichste, was sie je gegessen hatte. Abgesehen von der Suppe, die anscheinend nur für Andrea selbst ein Problem darstellte, konnte sie tatsächlich nichts entdecken, was irgendwie zur Klage Anlass gegeben hätte, und

gegen zehn verabschiedete sie sich schließlich.

Das bin nur ich, sagte sie sich auf dem Weg zum Fahrstuhl. *Ich und dieses gruselige Gebäude*. Und als sie gerade in die Kabine steigen wollte, erschien ein Mann auf dem Treppenabsatz. Er war um die sechzig, groß, mit dichtem grauen Haar, das ein zerfurchtes, aber nicht unattraktives Gesicht umrahmte. Er trug einen schwarzen Anzug und hatte eine altmodische Arzttasche in der Hand. In dem Blick, mit dem er sie kurz streifte, glaubte Andrea etwas gesehen zu haben.

Überraschung?

Unsicherheit?

Oder Feindseligkeit?

Der kurze Moment ging so rasch vorüber, dass sie nicht sicher war, ob sie sich nicht getäuscht hatte. Wenig später klopfte er an der Tür 7-C.

»Dr. Humphries!«, hörte sie Alicia Albion ihn begrüßen. »Danke, dass Sie gekommen sind. Rebecca ist auf ihrem Zimmer.« Jetzt drückte Andrea den Knopf, um hinunterzufahren, und kurz bevor sich der Fahrstuhl in Bewegung setzte, sah sie, dass der schwarz gekleidete Mann sich umdrehte und sie noch einmal ansah. Diesmal wusste sie genau, was sie gesehen hatte.

Es war Feindseligkeit, ganz ohne Zweifel. Und das von einem Mann – offenbar einem Arzt – den sie noch nie zuvor gesehen hatte.

Obwohl er inzwischen seit beinahe vier Monaten die Columbus Middle School besuchte, hatte sich Ryan immer noch nicht eingewöhnt. »Es wird dir gefallen«, hatte seine Mutter ihm versprochen, als sie ihm eröffnete, dass er nicht mehr auf die Elliott gehen würde. »Du wirst schon sehen – es wird dir dort gefallen.«

Aber es gefiel ihm dort nicht.

Überhaupt nicht.

Am ersten Tag, als er das Klassenzimmer betrat, hatten ihn alle angestarrt, als wäre er ein Außerirdischer oder so was. Aber das war nicht alles. Viele der Kinder – Mädchen und Jungen – schauten ihn an, als wären sie sauer auf ihn, dabei kannten sie ihn doch gar nicht. Und in der allerersten Pause fand er auch gleich heraus, warum. Der Lehrer hatte den anderen Kindern erzählt, von welcher Schule er kam. Eine Woche zuvor, als er mit ein paar Freunden von der Academy nach Hause gegangen war, kam plötzlich ein Haufen Jungs aus der öffentlichen Schule um die Ecke gebogen. Die fingen sofort an, ihnen Unverschämtheiten zuzubrüllen, und waren offensichtlich auf eine Prügelei aus. Doch Ryan und auch seine anderen Freunde von der Academy hatten sich daran erinnert, was ihr Lehrer ihnen eingeschärft hatte. »Beachtet sie einfach nicht – diese Kinder kennen euch nicht und wollen eigentlich auch nichts mit euch zu tun haben. Sie wollen sich nur mit euch prügeln, und wenn ihr euch darauf einlasst, dann begeben ihr euch damit auf deren Niveau. Erinnert euch, wer ihr seid, und geht einfach weiter.« Nun fand er sich an seinem ersten Tag an der Columbus School plötzlich mitten unter ihnen, ganz auf sich allein gestellt, und konnte nicht einfach weitergehen.

Ein halbes Dutzend Jungs hatten sich im Kreis um ihn herum aufgebaut und angefangen, ihn mit Schimpfnamen zu bombardieren. Bei manchen Ausdrücken wusste er nicht einmal, was sie bedeuteten, doch deswegen taten sie nicht weniger weh. Anfangs hatte er noch versucht, sich genauso zu verhalten, wie Mr. Fields von der Academy es ihm geraten hatte, und einfach weiterzugehen. Doch jedes Mal, wenn er aus dem Kreis zu entkommen versuchte, schubsten ihn seine Klassenkameraden wieder zurück, und bei jedem Versuch etwas brutaler, bis er schließlich beschloss, dass es sicherer wäre, in der Mitte stehen zu bleiben und die Beschimpfungen über sich ergehen zu lassen.

Jetzt, vier Monate später, hatte sich nicht viel geändert. Einige seiner Klassenkameraden ärgerten ihn zwar nicht mehr jeden Tag, doch die Jungs aus der nächst höheren Klasse hatten ein Spiel erfunden, das sie »Greinender Ryan« nannten, und in dem derjenige Sieger war, der Ryan als Erster zum Heulen brachte. Ryan war klug genug, seinen Lehrern nichts von diesem Spiel zu erzählen, denn er wusste, dass es nur zwei Möglichkeiten gab: Im besten Fall würden die Lehrer ihm raten, sich zu wehren, und im schlimmsten Fall würden ihn die Jungs nach der Schule vermöbeln, weil er sie verpetzt hatte. So beschloss er, die Demütigungen in der Hoffnung auszuhalten, dass das Spiel sie langweilen würde, wenn er sich nicht zum Weinen bringen ließe. Doch als er auf ihre Beschimpfungen nicht reagierte, hatten sie begonnen, ihn zu schlagen, und da war er dann sehr bald zu dem Entschluss gekommen, dass es klüger sei zu heulen, um es hinter sich zu bringen.

Als er jetzt mit seiner braunen Papiertüte, die ein Erdnussbutterbrot, ein Honigsandwich, einen Apfel und einen kleinen Karton warme Milch enthielt, den Speisesaal betrat, verspürte er die ersten Vorboten einer unbekannten Angst. Die Mittagspause war der schlimmste Teil seines ersten Schultags hier gewesen, als ein Schüler, den er noch nie gesehen hatte, ihm seine Lunchtüte aus der Hand gerissen, den Inhalt auf den Tisch geleert und unter sich und seinen Freunden aufgeteilt hatte. In der zweiten Woche hatte Ryan gelernt, rechtzeitig nach einem freien Tisch Ausschau zu halten, wo er allein sitzen konnte – niemand hatte sich in der Anfangszeit zu ihm gesetzt – und seine Brote so schnell wie möglich herunterzuschlingen, damit sie ihm niemand wegnehmen konnte. Seit ein paar Monaten nun saß er mit drei anderen Jungen aus seiner Klasse zusammen am Tisch, die etwas freundlicher zu ihm waren, seit sie herausgefunden hatten, dass er recht gut Fußball spielte. Nun ja, als direkt freundlich konnte man sie nicht bezeichnen – sie forderten ihn nicht auf, nach der Schule noch etwas zu

unternehmen, außer wenn ein Fußballspiel angesagt war – aber zumindest versuchten sie nicht mehr, ihm sein Essen zu klauen. Doch als er jetzt zwischen den anderen Tischen hindurch nach hinten ging, wo die drei saßen, spürte er sofort, dass etwas nicht stimmte.

Larry Bronski starrte ihn ein paar Sekunden lang an, dann flüsterte er Jeff Wheeler und Joey Garcia etwas zu. Als Ryan dann am Tisch ankam, starrten sie ihn alle an, und als er sich hinsetzte, redete keiner ein Wort mit ihm.

Die Angst drückte ihm auf den Magen und verursachte ihm Übelkeit. »Was ist denn los?«, fragte er schließlich und sah die Jungs der Reihe nach an. »Was habt ihr denn gegen mich?«

Jeff Wheeler verdrehte genervt die Augen. »Warum hockst du dich nicht woanders hin, Blödmann?«

Ryan zuckte nicht einmal zusammen, nur seine Augen wurden schmaler. »Wovon redet ihr denn? Was habe ich denn verbrochen?«

»Wieso bist du am Samstag nicht aufgekreuzt«, wollte Larry Bronski wissen.

»Zu was denn?« Ryan spielte den Ahnungslosen, obwohl er ganz genau wusste, wovon Bronski sprach.

»Zum Fußballspielen, du Hornochse. Schon vergessen, dass wir am Nachmittag spielen wollten? Aber du hast durch Abwesenheit gegläntzt, und deshalb hatten wir einen Mann zu wenig.«

Ohne nachzudenken platzte Ryan mit der Wahrheit heraus: »Meine Mutter musste arbeiten gehen und hat mir nicht erlaubt, alleine in den Park zu gehen.« Zu spät wurde ihm sein fataler Fehler bewusst, und als Jeff Wheelers Stimme nur eine Sekunde später das allgemeine Gemurmel und Gelächter im Speisesaal übertönte, glühte Ryans Gesicht bereits vor Scham.

»Deine Mammi hat es dir nicht erlaubt? Deine Mammi? He!«, brüllte er jetzt jedem in Hörweite zu, und das waren alle in dem plötzlich mucksmäuschenstillen Speisesaal. »Habt ihr

das gehört? Ryan die Heulsuse darf nicht mal allein in den Park! Seine Mammi muss ihn an der Hand nehmen und hinbringen!«

»Das habe ich nicht gesagt –«, begann Ryan, aber es war zu spät.

»Was hast du dann gemeint?«, bohrte Larry Bronski weiter. »Muss dich dann dein Kindermädchen hinbringen?« Blitzschnell schnappte er sich Ryans Lunchtüte und warf sie jemandem am Nebentisch zu, doch als Ryan sie sich holen wollte, flog sie über seinen Kopf hinweg zu einem anderen Tisch.

Und in diesem Moment, nachdem er sich diese Beleidigungen, Pöbeleien und Tätlichkeiten vier lange Monate hatte gefallen lassen, hatte Ryan die Nase voll. Er schwang zu Larry Bronski herum, und seine Augen glühten vor Wut, als er ihn am Hemd packte und über den Tisch zog. »Gib sie zurück!«, brüllte Ryan. »Gib mir meine Tüte zurück, oder ich schlag dir das Gesicht zu Brei!«

»Flossen weg«, schrie Larry. »Verdammt, was ist –«

Doch die restlichen Worte gingen in dem Gerangel unter, nachdem drei Jungs vom Nachbartisch Ryan gepackt hatten, von Larry wegzerren und ihn zu Boden warfen. Im nächsten Moment brüllte und schrie alles um ihn herum, und jemand trat ihn mit dem Fuß in die Seite. Er versuchte seinen Kopf mit den Armen zu schützen, als er eine andere Stimme hörte.

»Das reicht, meine Herrschaften!«, sagte ein Mann im Befehlston, und während die Menge um ihn herum still wurde, streckte sich ihm eine Hand entgegen, nahm ihn am Arm und zog ihn auf die Füße. »So, wer möchte mir erklären, was hier los war?«, fragte die Stimme.

Während Ryan sich noch mit dem Ärmel die blutende Nase und die Tränen abwischte, hörte er einen der Jungen sagen: »Evans hat angefangen! Hat plötzlich Bronski am Hemd gepackt und ihn ohne jeden Grund angeschrien! Wir wollten

Bronski nur helfen!«

Fünf Minuten später, seine Nase blutete immer noch, fand Ryan sich im Büro des Direktors wieder.

Und der Direktor rief seine Mutter an.

»Es ist für Sie, Caroline.«

Der Tonfall von Claires Stimme verriet Caroline, dass es sich nicht um einen geschäftlichen Anruf handelte, und dass Claire mit ihrer Geduld allmählich am Ende war. Das war jetzt der dritte private Anruf für sie an diesem Vormittag. Der erste kam von Visa, die wissen wollten, wann sie mit der Einzahlung des monatlichen Minimalbetrags auf ihr ausgeschöpftes Visa-Konto rechnen könnten; der zweite von ihrem Vermieter, der ihr vorschlug, sich doch nach einer billigeren Bleibe umzusehen, wenn sie die Miete nicht bezahlen könne. Und wenn der Tonfall nicht ausgereicht hatte, um Caroline klar zu machen, dass die dünne Eisschicht, auf der sie sich bewegte, ziemlich schnell unter ihren Füßen schmolz, so machten Claires Blick und ihre zusammengekniffenen Lippen, als sie ihr das Telefon hinschob, die Botschaft nur zu deutlich.

Drei Minuten später, nach der Nachricht, dass Ryan sich in der Pause geprügelt habe und sie umgehend in der Schule erwartet würde, um ihren Sohn abzuholen und die Angelegenheit zu besprechen, hielt Caroline den Hörer noch eine ganze Minute ans Ohr gepresst, nachdem der Direktor aufgelegt hatte. *Keine Panik*, ermahnte sie sich. *Du machst das schon. Immer eins nach dem anderen.* Und das Wichtigste war Ryan. Der Rest – das Geld für die Rechnungen und die Miete – musste warten. Schließlich legte sie den Hörer auf, drehte sich zu Claire Robinson um, die nur einen Meter von ihr entfernt stand und den Rücken so angestrengt verbogen hatte, um mitzubekommen, was der Anrufer von Caroline gewollt hatte.

»Ich muss mal schnell weg«, sagte sie. »Es wird sicher nicht länger als eine Stunde dauern.« Sie zögerte kurz, beschloss

dann aber, dass sie es auch gleich sagen konnte. »Und wenn ich zurückkomme, können wir dann über mein Gehalt sprechen?«

Claire Robinsons Miene verhärtete sich. »So ein Zufall, das hatte ich ebenfalls vor. Ich denke, es ist an der Zeit, dass Sie nur noch auf Kommissionsbasis arbeiten. Das wird Sie motivieren, mehr zu verkaufen. Natürlich erhöht sich die Kommission, nachdem dann das Fixum wegfällt.« Sie unterbrach sich kurz, ehe sie fortfuhr: »Wenn es Ihnen allerdings nicht möglich ist, die Arbeitszeit einzuhalten ...« Sie ließ die Bedeutung ihrer Worte im Raum hängen, die so deutlich war, dass man sie Caroline nicht zu buchstabieren brauchte.

»Es tut mir Leid«, sagte Caroline kleinlaut. »Ich werde die Stunden reinarbeiten. Ich werde –« Sie brach ab, als sie die Verzweiflung in ihrer Stimme hörte. Sie holte tief Luft, brachte ihre Gefühle wieder unter Kontrolle, und als sie weitersprach, klang ihre Stimme ganz ruhig. »Bin in einer Stunde zurück.« Sie schnappte sich ihre Handtasche und lief zur Tür, wo Kevin Barnes ihr mit einem besorgten Blick den Weg verstellte.

»Ist alles okay?«

Caroline hielt kurz inne, dann nickte sie. »Ja, alles bestens«, antwortete sie. »Abgesehen von ein paar überfälligen Rechnungen, der Tatsache, dass mein Sohn mit blutender Nase im Büro des Direktors sitzt und vielleicht von der Schule geschmissen wird, und Claire mein Gehalt aussetzen will, aber Mann, es könnte schlimmer kommen, oder?«

Kevins Sorgenfalten auf der Stirn vertieften sich. »Caroline, wenn ich dir irgendwie helfen kann –«

Sie schüttelte den Kopf. »Danke. Es ist einfach das Leben, und damit muss ich fertig werden.« Sie lächelte und drückte ihn rasch. »Aber danke für das Angebot.«

7. Kapitel

Irene Delamond trat ans Schlafzimmerfenster, zog die Vorhänge auf und wollte die Jalousien hochziehen, um die Nachmittagssonne hereinzulassen.

»Nicht, Irene«, rief Lavinia Delamond, die im Bett lag und die Hände vors Gesicht schlug. »Ich will nicht, dass du mich so siehst!«

Ohne sich um die Worte ihrer Schwester zu kümmern, zog Irene die Jalousien ganz auf. »So«, sagte sie. »Ist das nicht viel besser?«

»Nein«, jammerte Lavinia. »Das Licht tut meinen Augen weh!«

»Du meinst wohl deiner Eitelkeit«, gab Irene ungerührt zurück, beugte sich über das Bett und nahm ihr behutsam die Hände vom Gesicht. Seit gestern schien Lavinia regelrecht zu verfallen. Die Haut ihrer Hände fühlte sich trocken und wie Papier an, und die Handrücken waren dunkel von Leberflecken. Doch es war der Zustand ihres Gesichts, der Irene am meisten Sorge bereitete. Früher einmal war Lavinia Delamond von einer atemberaubenden Schönheit gewesen, hatte Virginia Estherbrooks bei weitem übertroffen. Dabei fand Irene, dass Virginia nicht einmal in der Blüte ihrer Jahre besonders schön gewesen war. Es waren Virginias Talent und ihr Stil gewesen, die sie zum Star gemacht hatten, nicht ihr Aussehen. An der Schönheit gemessen, hätte Lavinia der Star sein müssen. Doch an diesem Nachmittag erinnerte kaum noch etwas an die junge Lavinia. Die Struktur des Gesichts hatte sich freilich nicht verändert, doch die Züge verschwanden unter den Falten von welker Haut, die von Tag zu Tag mehr zu werden schienen. Auch im Bett trug sie diesen Turban, unter dem sie ihr schütteres Haar zu verbergen suchte, doch während der Nacht hatten sich ein paar dünne Strähnen darunter gelöst

und hingen nun schlaff über ihre linke Wange. Irene beugte sich über ihre Schwester und steckte die Strähnen wieder unter den Turban. »Vielleicht sollte ich Dr. Humphries rufen?«, schlug sie vor.

Lavinia sank tiefer in ihre Kissen. »Nein!« Ihre Stimme klang gereizt. »Ich will ihn nicht sehen!«

Irene legte ermahnend einen Finger an die schrumpeligen Lippen ihrer Schwester. »Aber Lavinia, du hast Theodore doch immer gemocht, und es ist ganz unwichtig, wie du aussiehst.«

Lavinia zog eine Schnute. »Ich will ihn nicht sehen. Außerdem ist es ohnehin zu spät – das spüre ich.«

»Bitte, sag so was nicht.«

»Aber es ist die Wahrheit«, beharrte Lavinia eigensinnig. Sie hob den linken Arm und machte damit eine schwache, ausholende Bewegung. Ihre faltigen Finger zitterten. »Sieh doch selbst. Ich bin genauso alt und abgenutzt wie dieses Zimmer.«

Beinahe gegen ihren Willen musterte Irene das Schlafzimmer ihrer Schwester, und obgleich sie wünschte, es wäre anders, musste sie doch zugeben, dass die ausgebleichenen Tapeten, die fadenscheinigen Polsterbezüge und auch der abgetretene Perserteppich Lavinias Worte nur bestätigten. Die Decke hatte Risse bekommen, und das Parkett war an den Stellen, wo kein Teppich lag, ganz matt.

»Aber wir werden nicht so einfach aufgeben«, sagte Irene munter. »Ich habe dir eine Tasse Suppe mitgebracht, schön heiß und herzhaft, und heute Nachmittag –«

»Brühe?«, wiederholte Lavinia mit matter Stimme, doch ihre Augen schienen ein wenig aufzuleuchten. »Was für eine Brühe?«

Irene nahm die Tasse vom Nachttisch und hielt sie ihrer Schwester an die Lippen. »Die Art von Brühe, die dir gut tun wird«, versicherte sie ihr. »Nur fürchte ich, dass sie mir heute etwas dünn geraten ist.« Anfangs schien es, als würde ihre

Schwester die Suppe verweigern, doch dann öffnete sie die Lippen einen Spalt und kostete ein wenig.

»Gut«, befand sie. Mit zitternden Händen nahm sie Irene die Suppentasse ab und trank sie ohne abzusetzen aus. Das Leuchten in ihren Augen wurde stärker, und auch ihre Wangen bekamen etwas Farbe. »Gibt es noch mehr?«, fragte Lavinia mit bebender Stimme.

»Ein wenig«, erwiderte Irene.

»Kann ich noch etwas haben?«

»Jetzt nicht.« Irene nahm die Tasse und erhob sich. »Ich möchte, dass du dich ausruhst und deine Kräfte sparst.«

Lavinia stieß einen rauen Seufzer aus. »Wozu denn?«, wisperte sie, mehr zu sich als zu Irene.

»Halt noch ein wenig durch, Lavinia«, sagte Irene zu ihr. »Es wird alles wieder gut. Halt noch ein bisschen länger aus.«

Sie zog die Tür von Lavinias Schlafzimmer hinter sich zu und ging in die Küche, um die Tasse abzuwaschen. Auf dem Weg dorthin sah sie sich in den Räumen der Wohnung um, die sie gemeinsam bewohnten, seit sie vor vielen Jahren nach New York gekommen waren, und fragte sich, ob Lavinia nicht Recht hatte. Es waren nicht nur Lavinia und ihr Schlafzimmer, die müde und abgenutzt waren. Wenn sie sich so umsah, musste sie feststellen, dass überall an den Wänden die Farbe abblätterte und alles alt und verwohnt aussah.

Aber dagegen lässt sich etwas unternehmen, sagte sie sich. Das kann alles wieder hergerichtet werden. In der Küche stellte sie die Suppentasse ins Spülbecken und kramte in ihrer großen bestickten Tasche nach der Quittung für die Vase, die sie gestern erstanden hatte. Dann setzte sie sich ans Telefon und wählte die Nummer von Antiques By Claire. Sie erklärte kurz ihr Anliegen und legte wieder auf.

Ja, entschied sie, alles kann wieder ins Lot gebracht werden. Und ich werde das in die Hand nehmen.

»Ist es wirklich zu viel verlangt, wenn Sie mir mit dieser Vase helfen?«, fragte Caroline den Taxifahrer, der vor zwei Minuten vor dem Haus 100 Central Park West geparkt hatte und seither keine Anstalten machte, ihr beim Entladen der großen Orientvase zu helfen, die auf dem Rücksitz lag. Stattdessen saß er wie festgenagelt hinterm Steuer, starrte durch die Windschutzscheibe, hatte das Radio noch lauter gedreht und tat so, als existierte sie gar nicht. »Oder soll ich mich lieber an die TLC wenden und Ihnen das Trinkgeld streichen?« Die Drohung mit der Taxi & Limousine Commission machte ihm schließlich Beine. Und obwohl es jetzt auch nichts mehr nützte, nachdem er sich taub gestellt hatte, als sie ihn vor zwanzig Minuten gebeten hatte, das Radio ein wenig leiser zu drehen, stellte er es jetzt ab und stieg aus. Einen Moment später war die Vase aus dem Taxi gehoben und stand nun auf der untersten der drei Stufen, die den Rinnstein überspannten und das riesige Portal des Rockwell vom Gehsteig trennten. Wortlos bezahlte Caroline den Fahrer und gab ein Trinkgeld, das sich auf exakt zehn Prozent des Fahrpreises belief, doch dann hielt sie kurz inne. *Wahrscheinlich hat er genauso viel Probleme am Hals wie ich*, entschied sie und legte noch zwei Dollarscheine drauf, die sie sich eigentlich gar nicht leisten konnte. Genauso stumm, wie er ihr geholfen hatte, die Vase aus dem Auto zu tragen, nahm er das Geld entgegen und fädelt sich wieder in den Verkehr ein, während die nachmittäglichen Fußgänger an ihr vorüber eilten.

Vor ihr erhob sich das Rockwell mit seiner verschnörkelten Fassade, den Türmchen und Kuppeln, den Bogenfenstern und Terrassen, und Caroline fragte sich unwillkürlich, was sich der Architekt bei seinem Werk wohl gedacht hatte. Als eines der ersten Wohnhäuser an der Avenue erbaut, die an der Westseite des Central Park entlangführte, stand es in den Anfangsjahren noch allein, erst zwischen Feldern und später inmitten des sich rasch ausdehnenden Straßennetzes der Stadt. Niemand hatte je

den Architekturstil genau definieren können, doch Caroline fand, dass der Mann, der dieses Gebäude »Der Große Alte Bastard von Central Park West« getauft hatte, gar nicht so weit daneben lag. Dieses Gebäude vereinigte Elemente nahezu sämtlicher Baustile in sich, zumindest der des neunzehnten Jahrhunderts. Die höchsten Türme und Brüstungen lehnten sich an die Gotik an, doch es gab auch ein vergoldetes Minarett, das über der Ecke 70. Straße prangte und aussah, als stammte es direkt von St. Basilius in Moskau. Unterhalb der Mauertürmchen, Brüstungen und dem Minarett zeigte sich eine erstaunliche Mischung aus den verschiedensten Baustilen, darunter normannische, elisabethanische und auch mediterrane Elemente, besonders bei den Terrassen, die auf den Park hinausgingen. Das ganze Bauwerk erinnerte an ein Märchenschloss, das irgendwie mitten in eine der größten Städte der Welt gelangt war und sich trotz seiner Scheußlichkeit nicht nur zu einer der vornehmsten Adressen in New York gemausert hatte, sondern auch zu einer unerschöpflichen Quelle von Geschichten, die sich die Kinder zuflüsterten und dabei schrecklich gruselten.

Jetzt stand sie hier vor dieser riesigen Flügeltür, deren mit üppigen Gravuren verzierten Bleiglasfenster in einem Rahmen aus Eichenholz steckten, das mittlerweile so grau geworden war wie der Asphalt auf dem Gehsteig davor. Als Caroline sie andächtig beäugte und sich fragte, wie schwer sie wohl sein mochten – und ob sie einen der beiden Flügel wohl so lange offen halten könnte, um das Ungetüm von Vase hineinzubugsieren, hörte sie eine Stimme sagen:

»Gütiger Himmel, ich glaube, ich rieche eine Verschwörung.«

Caroline drehte sich um. Hinter ihr stand ein Mann, der ihr bekannt vorkam und sie mit schräg gelegtem Kopf und einem amüsierten Lächeln ansah. Der Blick seiner zwinkernden Augen wanderte von Caroline zu der Vase.

»Ich vermute, Sie liefern dieses –« Er zögerte und zuckte dann Hilfe suchend die Achseln. »Was immer es auch sein mag zu Irene Delamond?«

Sobald er Irenes Namen ausgesprochen hatte, erinnerte Caroline sich wieder daran, wo sie den Mann schon einmal gesehen hatte, und im selben Moment fiel ihr auch sein Name wieder ein.

»Anthony Fleming«, sagte sie. »Aber ich verstehe nicht, was Sie eben meinten. Ich liefere etwas zu Irene Delamond, aber ich sehe da keinen Zusammenhang mit einer Verschwörung.«

Anthony Flemings Lächeln wuchs in die Breite, als er eine der wuchtigen Türflügel aufzog. »Halten Sie die, dann trage ich das Ding für Sie herein.« Er hob die Vase auf und schleppte sie ins Vestibül, wo eine zweite Flügeltür aus Glas – nicht ganz so sehr verziert wie die äußere – den Weg in die Halle versperrte. »Und bitte, nennen Sie mich nicht Anthony«, bat er sie beinahe flehend. »So nennt mich jeder hier im Haus, und das kann ich nicht leiden. Tony genügt, wenn es Ihnen recht ist.« Er gab dem Portier ein Zeichen, der sogleich aus seiner Loge trat und auf sie zueilte. »Und was diese Verschwörung anbelangt, so hat mich Irene angewiesen, Punkt halb sechs hier zu sein, und zwar in einem Tonfall, als ginge es um Leben oder Tod.«

Plötzlich dämmerte es Caroline. »Sie hat in dem Geschäft, in dem ich arbeite, eine Nachricht für mich hinterlassen, ihr diese Vase um halb sechs zu liefern. Und meine Chefin riet mir angesichts der Adresse, auf die Minute pünktlich zu sein.«

»Oh, ja«, pflichtete Anthony ihr bei, als der ältliche Portier in einem braunen Blazer mit goldenen Epauletten die innere Tür aufzog. »Wir Bewohner des Rockwell sind ein ziemlich anspruchsvoller Haufen. Wer uns verärgert, wird auf der Stelle geköpft! Die Straßen sind voll mit Leuten, die es wagten –«

Aber Caroline hörte gar nicht mehr zu. Fasziniert ließ sie den Blick durch das domartige Foyer wandern, das perfekt zur

äußeren Fassade des Gebäudes passte. Die Eingangshalle erhob sich über zwei Stockwerke und schloss mit einer Decke ab, die so dunkel gehalten war, dass Caroline anfangs nur etwas wie einen Wald bei Nacht darauf erkannte. Doch dann entdeckte sie seltsame Gestalten in den Tiefen des Waldes – gehörnte Männer in Fell gehüllt, die um einen Tisch und die blutigen, ausgeweideten Überreste eines Mahls saßen. In den Ästen der umgebenden Bäume hockten riesige schwarze Vögel mit gebogenen Schnäbeln. Ihre Krallen schienen sich bereits in Erwartung einiger Leckerbissen zu bewegen. In dem von dunklen Wolken verhangenen Himmel schimmerte eine schmale Mondsichel, und während Caroline diese merkwürdige Szene betrachtete, spürte sie, wie ein Kälteschauer sie durchrieselte, als wäre ihr der Anblick des düsteren Deckengemäldes in die Knochen gefahren.

An den mit sonderbar matten Eichenpaneelen verkleideten Wänden hingen goldgerahmte Ölgemälde, die aus derselben Ära zu stammen schienen wie das Gebäude selbst und sich der Umgebung perfekt anpassten: Landschaften und Stilleben, die, obwohl im Laufe der Jahre nachgedunkelt, auch anfangs nicht weniger düster gewesen waren als diese unheimliche Szene oben an der Decke. Direkt vor ihr wand sich eine geschnitzte Holztreppe in viereckigen Spiralen nach oben, in deren Mitte ein altmodischer Aufzug mit Scherengittern Platz gefunden hatte. Über der Kabine verschwanden die Zugseile in den Höhen des Schachts. Links von der Treppe befand sich die Portierloge, auf der rechten Seite ein offener Kamin, in dem ein unermüdliches Feuer brannte, als wollte es der frühlingshaften Wärme des Nachmittags trotzen. Beleuchtet wurde diese riesige Halle allein von hoch oben an der Wand angebrachten bronzenen Wandleuchten, deren Licht nichts gegen die Dürsterheit ausrichten konnte, die über dem gesamten Raum lastete.

»Ich nenne das Dekor ›Rockwell Macabre‹«, bemerkte Tony

Fleming süffisant, während er Caroline bei ihrem ausgiebigen Rundblick beobachtete. »Und ehe wir uns nach oben zu Irene und damit in die Höhle des Löwen begeben, sollten wir uns eine Strategie überlegen. Aber zuallererst eine Frage.« Sein Blick senkte sich auf die Vase. »Was ist Ihre ganz ehrliche Meinung zu diesem guten Stück?«

Wiederhole einfach, was Claire sagen würde, ermahnte Caroline sich im Stillen. Aber es wollte ihr nicht gelingen, nicht angesichts der kühlen blauen Augen, die Tony Fleming auf sie gerichtet hatte, und dem sonderbaren Gefühl, das sein Blick in ihrer Magengrube auslöste. »Ich finde, es ist eines der hässlichsten Stücke, die ich je gesehen habe, und ich weiß, dass Ms. Delamond beim Kauf übervorteilt worden ist. Samstagvormittag lag der Preis dieser Vase noch bei neunzig Dollar, doch meine Chefin hat sie mich, kurz bevor Ms. Delamond den Laden betrat, mit neunhundert Dollar auszeichnen lassen. Ich habe versucht, es ihr irgendwie beizubringen, aber –«

»Aber es hat sie nicht gekümmert«, beendete Tony den Satz. »Machen Sie sich darüber keine Gedanken – Irene kann sich diese Scheußlichkeit leisten. Außerdem bin ich überzeugt davon, dass sie ohnehin nicht der Vase wegen dieses Geschäft aufgesucht hat.« Ihre Blicke trafen sich, und Caroline spürte, dass sie errötete. *Was hat das zu bedeuten?*, fragte sie sich. *Das ist doch verrückt! Ich kenne diesen Mann überhaupt nicht!* »Jetzt ist die Frage, wie Sie die Geschichte zu handhaben gedenken.« Er manövrierte die Vase in den Fahrstuhl. »Wir können Irene ihren Spaß haben lassen, und anschließend getrennte Wege gehen, oder wir können sie wirklich glauben machen, sie hätte einen Coup gelandet, und ich lade Sie zum Abendessen ein.«

Als er das Scherengitter zuzog, und die Kabine ratternd nach oben schwebte, stellte Caroline die Frage, die ihr gerade durch den Kopf geschossen war: »Warum haben Sie mich nach dieser Vase gefragt?«

»Ganz einfach. Wenn sie Ihnen gefallen hätte – oder Sie das zumindest behauptet hätten – wäre ich höflich gewesen, hätte mich von Irene zu einem Martini überreden lassen, und dann ganz schnell den Rückzug angetreten. Nachdem Sie jedoch meine Ansicht über diese Scheußlichkeit zu teilen scheinen, könnten wir doch Irenes Spiel mitspielen und sehen, was dabei herauskommt.«

Mit einem geräuschvollen Scheppern blieb die Kabine stehen. Caroline langte nach dem Türgriff, doch ehe sie ihn aufziehen konnte, hatte Tony seine Hand auf die ihre gelegt. »Nun, was meinen Sie?«, fragte er. »Soll ich mich gleich wieder empfehlen, oder essen wir zusammen zu Abend?«

»Abendessen«, hörte Caroline sich sagen und spürte die Wärme seiner Hand auf der ihren. Doch eine Sekunde später revidierte sie ihre Antwort: »Ach, du meine Güte, was rede ich da? Ich kann mit Ihnen nicht essen gehen – meine Kinder warten zu Hause auf mich.«

»Essen die gern chinesisch?«

Caroline starrte ihn verdutzt an. »Sie machen Witze. Sie wollen mich *und* meine Kinder zum Essen ausführen?«

Tony Fleming zuckte die Achseln. »Ich mag Kinder.«

»Na, warten wir ab, ob Sie sie auch nach dem Essen noch mögen.«

Gemeinsam schleppten sie die Vase aus dem Fahrstuhl und den Flur entlang vor Irenes Wohnungstür, die sich augenblicklich öffnete. Irene, angetan mit einem bodenlangen Kleid und das graue Haar zu einer eleganten Rolle geschlungen, hielt sie weit auf. »Auf die Minute«, stellte sie fest. »Ich schätze Pünktlichkeit. Kommen Sie herein, alle beide!«

Sie drehte sich um und schwebte ihnen voraus durch die Diele in einen riesigen Salon. Anscheinend erwartete sie, dass Caroline und Tony ihr folgten. Tony trug die Vase hinein und flüsterte Caroline im Vorbeigehen zu: »Tun Sie so, als ob Sie mich entsetzlich finden. Das wird sie verrückt machen.«

Doch obwohl sie erst fünf Minuten mit Tony Fleming verbracht hatte, wusste Caroline, dass es ihr gänzlich unmöglich sein würde, dieses Spiel mitzuspielen.

8. Kapitel

Das war ein Fehler, dachte Caroline, als sie am nächsten Tag durch die Tür von Harry Ciprianis Restaurant trat. Aber es war zu spät – Beverly Amondson und Rochelle Newman waren bereits da und saßen nebeneinander auf einer gepolsterten Bank, von wo aus sie das ganze Lokal überblicken konnten. Während Caroline kurz mit dem Gedanken spielte, schnell durch die Tür zu schlüpfen, die Fifth Avenue hinunterzulaufen und um die Ecke der 60. Straße zu verschwinden, wusste sie, dass sie keine Chance hatte: Rochelle winkte ihr schon zu. Als sie sich dem Tisch näherte, beugten sich die beiden Frauen vor und reckten die Gesichter in die Höhe, um diese Luftküsschen auszutauschen, die Zuneigung demonstrieren sollten, ohne das Make-up zu ruinieren. Kaum saß Caroline, griff Beverly über den Tisch und nahm Carolines Hand.

»Wie geht es dir?«, fragte Bev. Sie sah Caroline in die Augen, und ihre Miene arrangierte sich zu einem Ausdruck, der, wie Caroline vermutete, echtes Mitgefühl ausdrücken sollte. »Ehrlich?«

Wenn du mich in den letzten drei Monaten einmal angerufen hättest, wüsstest du es, dachte Caroline bei sich. Warum hatte sie sich überhaupt auf dieses Mittagessen eingelassen? Sie sah sich in dem Lokal um. Die meisten Tische waren von Geschäftsleuten der einen oder anderen Art besetzt, die die enormen Kosten des exklusiven Mahles von ihrem Spesenkonto zahlen würden. Drei Tische jedoch auch von Frauen, die für Carolines Empfinden genauso aussahen wie Bev und Rochelle, und deren betont schlichte, aber perfekt maßgeschneiderte Garderobe den anderen Frauen zu verstehen gab, dass in der Welt, die ihre jeweiligen Gatten bezahlten, alles zum Besten stand. *Bleib fair*, schalt sich Caroline. Bev und Rochelle waren seit Jahren ihre besten Freundinnen, und es

waren ihre eigenen Lebensumstände, die sich verändert hatten, nicht die der anderen. Überdies sahen die Dinge, verglichen mit Samstag, als sie diesem Mittagessen zugestimmt hatte, plötzlich entschieden besser aus.

»Ehrlich gesagt beginne ich zu glauben, dass ich überleben werde«, antwortete sie, gerade als Andrea Costanza das Lokal durchquerte und auf dem Stuhl Platz nahm, den der Maitre für die zurückgeschoben hatte. »Wenn mich der Gerichtsvollzieher noch ein paar Monate verschont, schaffe ich es. Ihr glaubt ja gar nicht, was mir passiert ist!« Indem sie verschwörerisch die Stimme senkte und sich vorbeugte, begann Caroline ihren Freundinnen zu erzählen, was seit Samstagvormittag, als sie Irene Delamond im Park kennen gelernt hatte, bis zum vergangenen Abend, als Tony Fleming sie und die Kinder zum Chinesen eingeladen hatte, alles passiert war. Und auf einmal löste sich die kultivierte Atmosphäre, die Bev und Rochelle so ostentativ verbreitet hatten, in Wohlgefallen auf, und die vier Frauen hätten wieder College-Gören sein können, die die Köpfe zusammensteckten und aufgeregt wispernd über einen gut aussehenden Jungen debattierten.

»Habe ich das jetzt alles richtig mitbekommen?«, erkundigte sich Rochelle, als Caroline geendet hatte. »Dieser Mann wohnt im Rockwell, und er hat ein Faible für chinesische Küche *und* deine Kinder?«

Caroline nickte.

»Dann heirate ihn«, entschied Rochelle.

Aber Beverly Amondson schüttelte den Kopf. »Das klingt zu gut um wahr zu sein. Außerdem, meine Liebe, bist du nicht schon ein bisschen zu alt für das ›Stellt euch nur vor, wir beide lieben chinesisches Essen‹-Argument? *Alle* lieben chinesische Küche, wenn sie mit einem zum ersten Mal ausgehen! Abgesehen davon, finden nicht alle Männer Kinder toll, bis sie einem an die Wäsche dürfen?«

»Beverly!«

Beverly verdrehte die Augen ob Rochelles schockiertem Tonfall. »Ach, komm schon, Rochelle. Das ist die reine Wahrheit, und das weißt du auch.«

»Gut, auch wenn das so ist, finde ich, dass Caroline ihn heiraten sollte.

»Ihn heiraten?«, protestierte Caroline. »Ich kenne ihn doch kaum! Vielleicht ruft er mich ja gar nicht wieder an.«

»Wenn er anruft, dann leg auf.«

Andrea Costanzas entschiedene Worte brachten die anderen drei Frauen zum Schweigen. Aber schließlich war es Caroline selbst, die als Erste Worte fand. »Auflegen?«, wiederholte sie. »Wovon um alles in der Welt redest du?«

»Von diesem Gebäude«, sagte Andrea mit einem unübersehbaren Schaudern.

»Diesem Gebäude?«, wunderte sich Rochelle. »Du meinst das Rockwell? Das ist doch fantastisch!«

Andrea schüttelte den Kopf. »Es ist gruselig.« Damit wandte sie sich Caroline zu. »Wie sah diese Wohnung denn aus, in der du warst?«

Caroline zuckte mit den Schultern. »Da muss einiges gemacht werden, aber sie wird entzückend sein, wenn ich damit fertig bin. Sie möchte, dass ich die Wohnung komplett renoviere.«

»Und warum ist sie jetzt noch nicht entzückend?«, erkundigte sich Andrea spitz. Als sie anderen drei Frauen sie verdutzt anstarrten, sagte sie rasch: »Ach, tut mir Leid. Es ist nur – nun, dieses Mädchen –, eins meiner Schützlinge, sie lebt in diesem Haus bei Pflegeeltern, und jedes Mal, wenn ich sie besuche, kommt mir das Gruseln.

Caroline fürchte die Stirn. »Jetzt hörst du dich an wie die Kinder.« Auf die fragenden Blicke der anderen hin begann sie von den Gerüchten zu erzählen, die die Kinder in der Nachbarschaft untereinander verbreiteten. »Ryan hat am Sonntag sogar darauf bestanden, auf die andere Straßenseite zu

wechseln, um nicht an diesem Gebäude vorbeigehen zu müssen.«

»Hm, das verstehe ich«, meinte Andrea nickend. »Ich sage euch, in diesem alten Gemäuer beschleicht mich immer ein ganz mulmiges Gefühl.«

»Aha, ein mulmiges Gefühl«, echote Beverly. »Das verrät uns eine Menge. Und weil du in einer Wohnung in diesem Gebäude so komische Gefühle kriegst, sollte Caroline nicht mit einem Mann ausgehen, der zufällig auch in diesem Haus wohnt?« Ihre Augen wurden schmal. »Wenn ich dich nicht besser kennen würde, würde ich sagen, du bist eifersüchtig.«

»Eifersüchtig?«, ereiferte sich Andrea. »Herrgott noch mal, warum sollte ich denn eifersüchtig sein?«

»Vielleicht weil du nicht willst, dass Caroline einen zweiten Ehemann abkriegt, bevor du zum ersten Mal unter die Haube gekommen bist?«, mutmaßte Beverly. »Insbesondere einen, der in einem Gebäude wohnt, in dem es andere Mitbewohner gibt, die so freundlich waren, sich eines deiner armen Kinder anzunehmen.«

Andrea straffte die Schultern. »Es ist mir gelungen, keine Eifersucht auf dich zu entwickeln, während du drei Ehemänner verschlissen hast«, strich sie heraus. »Und tatsächlich verhält es sich so, dass ich die Gefühle, die ich in dieser Zeit entwickelt habe, eher als Mitleid bezeichnen würde, denn als Eifersucht.«

»Mitleid? Mit mir?«

»Wohl eher mit deinen Ehegatten«, warf Rochelle Newman ein, um die Situation zu entschärfen, ehe eine ihrer Freundinnen noch etwas sagte, was sie dann nicht mehr zurücknehmen könnte. Andrea und Beverly schienen ihre Ansichten abzuwägen, und schließlich war es Andrea, die als Erste den Mund aufmachte und sich sichtlich anstrebte, ihren Ärger zu verdauen, indem sie nicht weiter auf dem Thema beharrte.

»Wer weiß?«, sagte sie und schenkte Beverly ein Lächeln, das als Versöhnungslächeln gedacht war, auch wenn es etwas schief saß. »Vielleicht hast du Recht.« Dann wandte sie sich an Caroline. »Ja, Bev sieht es gewiss ganz richtig, wenn sie meint, dass es für dich kein Kriterium sein sollte, dass der Mann, mit dem du ausgehst, zufällig in einem Haus wohnt, das mir nicht behagt. Verzeih, dass ich überhaupt davon angefangen habe.«

»Und wenn sie ihn nun doch heiratet?«, fragte Rochelle. »Wirst du sie dann besuchen?«

»Ja«, antwortete Andrea. »Selbstverständlich werde ich das.«

Doch sie hatte einen Augenblick zu lang mit ihrer Antwort gezögert, die sich nicht ganz ehrlich anhörte.

Teil 2

Der zweite Albtraum

Da atmete jemand.

Das Geräusch war leise, doch deutlich zu hören.

Sein eigenes Atmen?

Das seines Bruders?

Er wusste es nicht.

Er hatte keine Ahnung, wie lange er sich schon im Dunkeln befand. Als er sich zuletzt schlafen gelegt hatte – oder was er für das letzte Mal hielt –, war es nicht ganz dunkel gewesen. Soweit er sich erinnern konnte, war es nie stockfinster gewesen. Stets hatte es etwas Licht gegeben. Das Nachtlicht aus ihrer Babyzeit, als sie zusammen in einem Körbchen gelegen hatten und später in den Bettchen, die einander genauso glichen wie sie sich.

Konnte er sich wirklich daran erinnern, in einem Körbchen geschlafen zu haben?

Oder war die Erinnerung daran nur wieder einer dieser Träume, die aus der Dunkelheit sickerten?

Die Dunkelheit... gib ihr nicht nach ... denke an das Licht...

Als es das Nachtlicht nicht mehr gab, nachdem seine Mutter gemeint hatte, er sei zu alt für so was, war immer noch draußen vor den Fenstern Licht gewesen. Wo immer er gewohnt hatte, hatte es die eine oder andere Art von Licht gegeben.

Er erinnerte sich an eine Straßenlaterne, eine leuchtende gelbe Glaskugel auf einer Betonsäule. Sie stand nicht direkt vor dem Fenster, sondern ein paar Meter weiter, so dass ihr Licht an die Wand gegenüber von seinem Bett fiel und über die halbe Zimmerdecke.

Ein anderes Zimmer, wo das einzige Licht von den Scheinwerfern vorbeifahrender Autos stammte und in endloser

Folge rasende Schatten an die Wände warf. Diese Schatten hatten schlechte Träume mit sich gebracht, Träume, in denen er das Opfer war, das gejagt wurde, und ganz gleich, wie schnell er rannte, es gab kein Entkommen. Doch damals, als es noch Licht gegeben hatte, erwachte er immer aus diesem Traum, konnte sich immer wieder ins Licht flüchten.

Im letzten Zimmer war es die ganze Nacht über hell gewesen. Das weiße Licht der Straßenbeleuchtung schien herein, die Scheinwerfer der Autos und Lastwagen, die die ganze Nacht hindurch die Straßen entlangdonnerten, die Lichter der Hochhäuser in der Umgebung, und an einigen Tagen im Monat sogar der Mond.

Dies waren die Lichter, die die Albträume brachten, in denen er sich schließlich verloren hatte.

Die Albträume, in denen er nicht schnell genug rennen konnte, er immer eingeholt wurde und trotz aller Anstrengungen niemals den Qualen entinnen konnte, die seiner Gefangennahme folgten, Qualen, die nicht aufhörten, bis er glaubte sterben zu müssen.

Qualen, bei denen er sein Leben dahinschwinden spürte, bis er sich schließlich in der Dunkelheit auflöste, die ihn umschloss. Doch selbst dann würde das Licht irgendwann einmal diesen Traum verjagen, nur konnte er nicht mehr sagen, wann er träumte und wann er wach war, denn selbst im wachen Zustand spürte er jetzt, wie ihm sein Leben entglitt.

Dann kam die Nacht, in der er der Dunkelheit nicht mehr hatte entfliehen können.

Damals überfielen ihn diese Albträume so häufig, dass er sich vor dem Schlafengehen fürchtete, aber was immer er tat, stets glitt er irgendwie an diesen grauenhaften Ort, von dem es kein Entfliehen gab. Dort war er umgeben von schemenhaften Gestalten, die ihn knufften und anstießen und ihm am ganzen Körper Schmerzen zufügten wie Tausende von Stecknadeln, die miteinander flüsterten, Worte, die er kaum verstehen konnte,

und die ihm mehr Angst einjagten als ein heulendes Wolfsrudel draußen vor seinem Fenster.

Jetzt war er gefangen in seinem Albtraum, und alles war umgekehrt. Jetzt fürchtete er sich vor dem Licht, denn wenn das Licht kam – irgendein Licht – brachte es Gestalten mit sich, und die Stimmen und die Qualen.

War das die Bedeutung dieses Atmens?

Waren sie schon in der Nähe, lauerten ihm auf?

Er öffnete den Mund.

Um nach Hilfe zu rufen?

Nach jemandem – irgendjemandem – der ihm antwortet?

Aber das hätte auch nichts geholfen, denn seinem erschöpften Körper entrang sich kein einziger Laut.

Das Atmen kam näher, und das Geräusch wispernder Stimmen umfing ihn. Seine Nerven spannten sich zum Zerreißen, als er die Nähe der Peiniger spürte. Er versuchte sich ganz klein zu machen, von ihnen wegzuschrumpfen.

Ein Licht – blendend weiß – flammte auf, und in dem Bruchteil einer Sekunde, bevor ihn das Licht genauso blind machte wie die Dunkelheit zuvor, sah er die umrisse.

Die Gestalten umkreisten ihn, kamen immer näher.

Zitternde Hände, die in knöchigen Fingern endeten, griffen nach ihm.

Es ist ein Traum, beruhigte er sich. Nur ein Traum, aus dem ich wieder erwachen werde.

Erwachen, um wieder im Dunkeln zu sein?

Ihm war, als würde er hochgehoben, von dem harten Bett, auf dem er lag.

Jetzt wurde er getragen.

Man trug ihn in den Folterraum.

Sein Verstand schrie auf, doch wie schon zuvor weigerte sich sein schwacher Körper, den Kommandos des Verstands Folge zu leisten.

Jetzt standen die Gestalten in einem engen Kreis um ihn

herum, und das Flüstern der Stimmen wurde lauter und aufgeregter.

Zum ersten Mal tauchten Worte aus dem Gebrabbel auf.

»Meiner«, wisperte jemand. »Den beanspruche ich. Es ist meiner.«

Das Gebrabbel wurde lauter, und jetzt bohrten sich abgebrochene Fingernägel in seine Haut. Etwas drückte auf seinen Bauch, etwas Hartes und Scharfes. Dann hörte es sich an, als platzte etwas, und der Druck auf seinen Bauch ließ nach, aber nur um etwas viel Schlimmerem Platz zu machen.

Einem unsäglichen Schmerz. Der erst vom Bauch nach oben raste, dann hinab. Beinahe so als ob –

Er versuchte, den Gedanken zu verdrängen, doch allen Anstrengungen zum Trotz verschaffte das Bild sich Raum. Es war, als schwebte er in der Luft und schaute hinab auf das Gemetzel, das sein eigener Leib war:

Sein Körper, von der Leiste bis zur Kehle aufgeschlitzt.

Blut quillt aus den klaffenden Wunden, tropft durch seine Eingeweide.

Sein zur Hälfte zerrissenes Zwerchfell zittert schwach bei dem Versuch, Luft in seine Lungen zu saugen, die schlaff in seiner offenen Brusthöhle liegen.

Sein Herz, das erst wie wild rast, dann langsamer wird, hält sich an keinen Rhythmus mehr.

Bleibt stehen.

Bleibt stehen!

Er lag im Sterben!

Diesmal starb er wirklich!

Aber es war nur ein Traum! Ein Albtraum, aus dem er erwachen und sich wieder finden würde in der –

Dunkelheit?

Der grauenvollen Dunkelheit, wo nichts, nicht einmal die Zeit existierte.

Er spürte sie jetzt, spürte, wie sich die Dunkelheit um ihn

legte. Das schreckliche Bild seines abgeschlachteten Körpers verblasste, aber anderswo – irgendwo über ihm, erschien ein winziger Lichtpunkt.

Ein Punkt, der größer und heller wurde, aber immer noch weit entfernt war.

Er strebte dem Licht zu, ließ die Angst, die Dunkelheit und die schemenhaften Gestalten hinter sich.

jetzt rannte er, so schnell er konnte, flog dem Licht entgegen, während ihn ein Gefühl der Schwerelosigkeit erfasste, ihn aufhob und in das leuchtende Weiß entließ.

Der Traum, der endlose Albtraum, aus dem es anscheinend kein Entrinnen gegeben hatte, fand schließlich doch ein Ende, und ließ ihn frei.

Frei, um in die Ewigkeit zu entschweben.

9. Kapitel

Ich tue das Richtige, sagte sich Caroline. *Ich weiß, dass ich das Richtige tue*. Doch obgleich die bestärkenden Worte noch nachhallten, schwirrte ein nagender Zweifel wie eine Stechfliege um sie herum, so winzig, dass sie sie kaum sehen konnte. Aber gerade diese beinahe Unsichtbarkeit machte ihre Anstrengungen, sie zu vertreiben, so vergeblich. Mit prüfendem Blick betrachtete sie ihr Spiegelbild, überzeugt, dass das Bild, das sich ihr bot, sie beruhigen würde. Die Sorgenfalten, die sich noch vor wenigen Monaten zwischen ihre Augenbrauen gegraben hatten, waren verschwunden, und selbst ohne eine Spur Make-up sah sie genauso jung aus wie bei ihrer Hochzeit mit Brad.

Brad.

Obwohl er erst knapp ein Jahr tot war, gab es bereits Tage, an denen sie nicht an ihn dachte. Nicht viele, aber einige. Doch das war normal, oder? Da sie heute heiraten würde, war es doch nur natürlich, dass sie mehr an Tony Fleming dachte als an Brad Evans.

Woher kam dann dieses vage Schuldgefühl? Das Gefühl, irgendwie unloyal zu sein? Sie kannte die Antwort. Zum Teil beruhte dieses Gefühl darauf, dass sie vor ihrer Begegnung mit Tony Fleming an die Möglichkeit einer zweiten Ehe überhaupt nie gedacht hatte. Selbst mit einem Mann auszugehen, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen, nachdem der Kummer über Brads Tod noch so frisch war. Doch von dem Moment an, als Tonys Hand im Fahrstuhl die ihre berührt hatte, war ihr klar gewesen, dass etwas passieren würde. Dennoch war sie sehr zurückhaltend gewesen, hatte gewusst, dass selbst wenn er an ihr Interesse zu haben schien, die Beziehung wahrscheinlich dennoch nirgendwo hinführen würde.

Aber wie sich herausstellte, mochte er Kinder wirklich, und

seine Augen blitzten oft vor Fröhlichkeit, und an diesem ersten Abend, als sie ihm noch ein Glas Wein angeboten hatte, nachdem die Kinder im Bett waren, stellte sie fest, dass sie ihm ihre Probleme viel leichter anvertraute, als sie gedacht hatte. Als er ihr dann erklärte, dass sie sich viel zu viele Sorgen machte und sich solche Dinge meist von selbst regelten, da hatte sie ihm nicht geglaubt. Und als tags darauf Irene Delamond sie anrief und fragte, ob sie nicht Lust hätte, ihr bei der Umgestaltung der Wohnung behilflich zu sein, die sie mit ihrer Schwester teilte, da war sie davon überzeugt gewesen, dass Tony dabei seine Hand mit im Spiel hatte. Doch im Grunde war es gleichgültig, wie sie zu dem Job gekommen war – mit der Kommission an den Stücken, die Irene noch am selben Nachmittag ausgewählt hatte, hatte sie die laufende Miete und alle noch ausstehenden Rechnungen bezahlen können.

Plötzlich musste sie nicht mehr um ihre Anstellung bangen, und es sollte sich schnell herausstellen, dass sie ein gutes Gespür dafür besaß, was zusammenpasste und was nicht. Irene hatte sogar eines Tages zugestimmt, sich von dieser hässlichen Vase zu trennen, die noch vor ein paar Wochen so »perfekt« gepasst hatte.

Rasch hatte sich eine Routine zwischen ihnen entwickelt – Tony hatte sie am nächsten Samstag im Park aufgesucht, wo sie Ryan beim Baseballspielen zugeesehen hatte, und schließlich den ganzen Tag mit ihr verbracht. Eigentlich hatten sie nichts Aufregendes unternommen – aber es war angenehm gewesen, ihn um sich zu haben. Ein paar Wochenenden später, als sie eine Auktion besuchen musste, um Irene dabei zu helfen, ein paar Stücke für ihre Wohnung auszuwählen, hatte er sich angeboten, ein Auge auf Ryan zu werfen, wenn er vormittags Baseball und am Nachmittag Fußball spielte, hatte sich zu den anderen Wochenendvätern gesellt, ganz so, als wäre Ryan sein Sohn, auch wenn Ryan sich gegen dieses Arrangement heftig

gewehrt hatte.

»Warum muss *der* denn dabei sein?«, hatte er gemeutert, als sie im selben chinesischen Restaurant saßen wie vor ein paar Wochen. »Er ist nicht mein Dad!«

»Ryan!«, hatte Caroline begonnen. »Es gibt keinen Grund, so unhöflich –«

»He«, war Tony ihr ins Wort gefallen, anscheinend gänzlich unbeeindruckt von Ryans Ausbruch. »Ganz ruhig! Der Bursche ist immerhin schon elf und braucht keinen Babysitter.« Dann hatte er Ryan zugezwinkert. »Andererseits habe ich so das Gefühl, dass du mit mir Vorlieb nehmen musst, wenn du nicht das Baseball- und Fußballspielen ganz aufgeben willst. Mütter machen sich einfach zu viele Sorgen, und manchmal lassen sie nicht mit sich verhandeln.«

Am Wochenende darauf, als Ryan Krach geschlagen hatte, weil er sich nicht die Haare schneiden lassen wollte, hatte Tony abermals für den Jungen Partei ergriffen. »Warum sollte er in einen Damensalon gehen wollen?« Und wieder hatte er sich an Ryan gewandt. »Wie wäre es, wenn ich dich zu meinem Friseur an der Columbus mitnehme?« Nachdem er sich anscheinend überlegt hatte, dass ein Herrenfriseur allemal besser war als ein Damensalon, auch wenn das bedeutete, dass er mit Tony zusammen sein musste, hatte Ryan schließlich eingewilligt. Doch trotz aller Anstrengungen von Tonys Seite aus, war Ryan abweisend geblieben, und als Caroline ihm eröffnete, dass sie und Tony heiraten würden, war er völlig ausgerastet.

So vehement, dass Caroline beinahe ihre Meinung geändert hätte.

Aber eben nur beinahe.

»Ist doch klar, dass Ryan sich dagegen wehrt«, hatte Beverly Amondson ihr erklärt. »Was hast du denn erwartet? Er ist gerade mal elf Jahre alt und vermisst seinen Vater. Es ist nicht Tony Fleming, den er ablehnt – sondern einen anderen Mann.

Er will seine Mutter für sich allein haben.«

Nun war Caroline tatsächlich nahe daran, ihre Heiratspläne aufzugeben, und als sie mit Tony darüber sprach, hatte dieser erklärt, dass er genau verstünde, wie sie sich fühlte, dass aber ihre Entscheidung, ganz gleich, wie diese ausfiele, an seinen Gefühlen für sie nichts ändern würde. »Wenn wir warten müssen, bis er achtzehn ist und aufs College geht, dann warten wir eben. Wir finden schon einen Weg.«

Schlussendlich war es jedoch Kevin Barnes gewesen, der ihr die Augen geöffnet hatte. »Himmelherrgott noch mal, Caroline, er ist der ideale Mann! Wäre ich mit Mark nicht so glücklich, dann würde ich ihn selbst anbaggern. Das war nur Spaß«, fügte er grinsend hinzu, als sie ihm ein Pommes frites an den Kopf werfen wollte. Aber dann war seine Miene ernst geworden.

»Okay, Ryan kann ihn nicht leiden. Aber Ryan wird viel schneller erwachsen werden als du denkst, und wo bleibst du dann? Glaubst du denn, Tony wird bis in alle Ewigkeit auf dich warten? Und warum sollte er auch, wenn er sieht, dass du eine Frau bist, die sich von einem Elfjährigen vorschreiben lässt, wie sie ihr Leben zu leben hat? Glaub mir, Schätzchen, er wird eine andere finden – und nicht, weil er dich nicht liebt. Er will eine Frau und Gefährtin und keine Freundin, und du kannst von ihm nicht erwarten, dass er auf dich wartet, während du Ryans Launen nachgibst.«

»Es geht dabei nicht um Launen!«, hatte Caroline eingeworfen, aber Kevin hatte nur die Augen verdreht.

»Okay, vielleicht war das ein bisschen zu hart ausgedrückt. Aber denk darüber nach, ja? Denk noch einmal in Ruhe über alles nach.«

Und genau das hatte sie getan und am Ende entschieden, dass Kevin Recht hatte.

An diesem Nachmittag sollten sie also in einer Suite des Plaza Hotel getraut werden, und in ein paar Minuten würde sie ihre Wohnung ein letztes Mal verlassen.

Ihr Blick huschte zu der Stelle auf ihrer Frisiertoilette, wo Brads Bild gestanden hatte, und seine Augen ihr beim Schminken und Abschminken zugesehen hatten. Wie viele Male in den Monaten nach seinem Tod hatte sie vor seinem Bild gesessen und mit ihm gesprochen, wissend, dass sie wahrscheinlich keine Antwort erhalten würde, aber mit dem Gefühl, dass er ihr immer noch sehr nahe war. Doch nachdem sie den Entschluss gefasst hatte, Tonys Frau zu werden, hatte sie das Bild zu den anderen Erinnerungsstücken gelegt, die sie aufbewahrte, um sie später ihren Kinder zu geben, wenn diese erwachsen waren. Als sie jetzt ihr Make-up auflegte, sprach sie ein letztes Mal mit Brad.

»Sag mir, dass ich das Richtige tue«, flüsterte sie. »Sag mir, dass meine Entscheidung kein Fehler war.«

Sie erhielt keine Antwort.

Caroline zögerte ein letztes Mal, ehe sie den Salon im Plaza betrat. Schon durch die Tür konnte sie den Duft der Rosensträuße riechen, die seit dem Morgen unentwegt eintrafen; ein Bouquet nach dem anderen, eines üppiger als das vorige. »Du hast mir doch erzählt, dass du allergisch bist«, hatte sie zu Tony gesagt, als sie ihn nach dem dritten Rosenstrauß anrief. »Und mich gebeten, keine Blumen zu bestellen, weil du sonst während der ganzen Feier niesen müsstest.«

»Und du hast mir geglaubt«, hatte er geantwortet. »Was nur beweist, dass du nicht sehr aufmerksam bist. Ist dir nie aufgefallen, dass ich im Park immer stehen geblieben bin, um an den Rosen zu schnuppern?«

Bis zum Nachmittag war jede freie Stelle im Salon mit Vasen voll gestellt, und jeder einzelne Lieferbursche war mit detaillierten Instruktionen gekommen, wo genau diese Vase stehen sollte. Die Anordnung wurde rasch klar: weiße Rosen an der Seite des Salons, wo sich die Tür zum Schlafzimmer befand, dann eine allmähliche Abstufung sämtlicher Rosatöne

bis hin zu einer wahren Explosion tiefroter Rosen auf der anderen Seite des Raumes, wo die Trauungszeremonie stattfinden sollte. Tony hatte sie alle selbst ausgesucht und ihre, wie sie geglaubt hatte, blumenlose Hochzeit in ein wahres Blütenfest verwandelt.

Nach einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel hinter der Schlafzimmertür streckte sie die Hand aus, drehte den Türkopf und trat in den Salon. Da stand Tony, der in seinem Smoking mit der dunkelroten Rose am Revers fabelhaft aussah. Neben ihm Ryan, der ebenfalls im Smoking wie eine Miniaturausgabe von Tony aussah, mit dem Unterschied, dass Tony lächelte, während Ryan eine grimmige Gewittermiene zur Schau trug. Laurie stand auf der anderen Seite von Tony, in einem Kleid, das eine jugendlichere Version von Carolines war, aber nicht identisch. »Es ist eine nette Idee, wenn du und Ryan gleich angezogen seid«, hatte sie Tony erklärt, als sie die Garderobe für die Trauung besprochen hatten. »Aber keine Frau möchte auf ihrer Hochzeit eine andere Frau in exakt dem gleichen Kleid wie ihres sehen. Außerdem ziehen sich Männer immer gleich an. Für Mütter und Töchter ist das zu niedlich.« Doch jetzt, als Caroline auf Tony und ihre Kinder zuschritt, wünschte sie, sie hätte Tonys Vorschlag zugestimmt. Es wäre nicht niedlich gewesen – sondern hinreißend. Einen Moment später nahm sie die Hand, die Tony ihr darbot, und der Richter, den sie mit der Durchführung der Trauung beauftragt hatten, begann mit der kurzen Zeremonie.

Caroline reichte Laurie ihren Brautstrauß, winzige Rosen in allen Rottönen, dann streifte Tony ihr den Ehering über, und sie hörte den Richter leise die Worte sprechen: »Kraft des mir vom Staate New York verliehenen Amtes, erkläre ich Sie hiermit zu Mann und Frau.«

Tonys starke Arme umfassten sie, zogen sie zu sich heran, und eine Sekunde später zupfte Ryan an ihrem Arm. Nachdem sie erst ihren Sohn und dann ihre Tochter umarmt hatte,

richtete sie sich auf und wandte sich zu der kleinen Gruppe um, die sich eingefunden hatte, um der Trauung beizuwohnen.

Kevin Barnes und Mark Noble standen ihr am nächsten; Kevin strahlte, als hätte er die ganze Sache höchstpersönlich eingefädelt. Claire Robinson war auch dabei. Ihr Lächeln wirkte beinahe echt, obwohl Caroline nicht sicher war, ob sie sich für sie freute, oder nur auf die Aussicht, ein halbes Dutzend Bewohner vom Rockwell kennen zu lernen, ein jeder von ihnen ein potentieller Kunde.

Beverly Amondson und Rochelle Newman waren mit ihren Angetrauten gekommen, gemeinsam mit Andrea Costanza, die von einem Mann begleitet wurde, der dem Anschein nach ein wenig jünger war als sie und ganz passabel aussah, wenn man über seine fahle Gesichtsfarbe und die Schuppen auf seinen Schultern hinwegsah.

Auf der anderen Seite des Raumes hatten sich Irene Delamond und einige andere Nachbarn aus dem Rockwell versammelt.

Ehe Caroline noch mit irgendeinem von ihnen sprechen konnte, stand Claire Robinson schon neben ihr, als wollte sie einen dieser Küsse in die Luft hauchen, die Caroline so verabscheute. Doch stattdessen flüsterte sie etwas zu laut: »Ist das dort drüben Virginia Estherbrook? Stellen Sie mich ihr vor, Caroline. Sie *müssen* mich ihr einfach vorstellen!«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten meiner Frau erst einmal gratulieren, Claire?«, meinte Tony und legte beschützend den Arm um Caroline.

Zum ersten Mal sah Caroline Claire Robinson rot werden – zumindest hielt sie die leichte Verfärbung ihrer Wangen für ein Erröten, das jedoch so schnell wieder verschwand wie es erschienen war. »Warum sollte ich wohl einer Frau gratulieren, die den Mann bekommen hat, den ich mir geangelt hätte, wenn ich ihn nur zuerst kennen gelernt hätte?«, konterte Claire, die sich keine Verlegenheit anmerken ließ. Und dann schenkte sie

Caroline ihr strahlendes Lächeln, das üblicherweise nur ihren besten Kunden vorbehalten war. »Meine Liebe, Sie wissen doch, dass ich Ihnen gratuliere und Ihnen nur das Beste wünsche, und jetzt, bitte, bitte, stellen Sie mich Virginia Estherbrook vor, ja? Ich habe sie als Kleopatra, als Portia, als Amanda in *Private Lives* und in Gott weiß welchen Rollen noch gesehen.«

»Virgie?«, rief Tony. In der anderen Ecke des Raumes drehte sich die alternde Diva um und ging auf Tony, Caroline und Claire zu. Die Menge teilte sich wie damals das Rote Meer für Moses, und Virginia streckte die Hand aus, als erwartete sie, dass jemand den riesigen Rubin küsste, der an einem ihrer arthritischen Finger funkelte.

»Was für eine wundervolle Hochzeit«, rief sie entzückt aus und schob ihre Hand in Tonys. »Da könnte ich doch beinahe Lust kriegen, es auch noch einmal zu versuchen.« Mit einem überschwänglichen Lächeln wandte sie sich an Caroline: »Aber Sie haben gerade den einzigen Mann genommen, den ich immer wollte, aber nie haben konnte, und so werde ich wohl die Jahre, die mir noch bleiben, als einsame alte Hexe verbringen und vertrocknen müssen, bis mich eines Tages eine Winterbrise hinwegweht. Ist das eine Zeile aus irgendeinem Stück? Wenn nicht, dann sollte es eine werden.« Schließlich richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf Claire. »Ich glaube nicht, dass wir uns kennen.« Abermals streckte sie die Hand mit dem kostbaren Rubin aus, und für einen Moment – nur für einen Moment – glaubte Caroline, Claire Robinson würde den Stein tatsächlich küssen.«

»Ich bin Claire Robinson«, sagte Claire. »Sie können sich gar nicht vorstellen, was für eine Freude es für mich bedeutet – ich bin seit so vielen Jahren ein glühender Fan von –«

Virginia Estherbrooks Lächeln kühlte eine Nuance ab. »So viele Jahre nun auch wieder nicht, möchte ich meinen«, gab sie mit leicht frostigem Unterton zurück.

»Oh, ich ... ich habe das nicht so gemeint«, beeilte sich Claire abzuwiegeln. »Ich wollte damit nur sagen – ich meine, als Sie die Lady Teazle spielten –«

»Ich fürchte, das war Helen Hayes«, verbesserte die Schauspielerin sie und wandte sich an Caroline. »Wo um alles in der Welt haben Sie dieses hinreißende Wesen gefunden?« Sie wartete lange genug, bis Claire anfang, sich zu entspannen, dann fuhr sie fort: »Ich vermute, sie ist eine von Ihrem Schlag, denn von *unserem* gewiss nicht.« Die Betonung auf dem Wort »unserem« ließ Claire zusammenzucken.

»Verzeihen Sie«, begann Claire. »Ich wollte keineswegs –«

Aber Virginia Estherbrook wedelte ihre Worte elegant beiseite. »Gewiss nicht. Menschen wie Sie meinen nie, was sie sagen, habe ich Recht? Zerschlagen Sie sich nicht den Kopf, Schätzchen – Ende gut, alles gut. Und das, meine Lieben, *ist* eine bekannte Zeile, und wie ich meine, eine Abgangszeile.« Nochmals heftete sie ihren Blick auf Claire, doch diesmal machte sie keine Anstalten, die Hand auszustrecken. »Es war mir ein Vergnügen, Verehrteste. Ich hoffe, ich lebe noch lange genug, dass Sie mich noch einmal sehen.« Sie unterbrach sich einen Herzschlag lang, um dann spitz hinzuzufügen: »Auf der *Bühne*.« Eine Sekunde später war sie verschwunden, so schnell in der Menge untergetaucht, als wäre sie nie in Erscheinung getreten.

»Oh, Gott«, stöhnte Claire Robinson. »Ich komme mir vor wie eine Idiotin!«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken«, tröstete Tony sie. »Virgies Bellen ist schlimmer als ihr Biss.« Plötzlich öffneten sich die Türen der Suite und eine Armada von Kellnern strömte herein, bewaffnet mit Tablett voll Champagner und Hors d'Oeuvres, und das eigentliche Fest begann. Caroline, flankiert von ihren Kindern und ihrem Ehemann, schlenderte umher, von einer Gruppe zur anderen, und stellte zu ihrer Erleichterung fest, dass sich alle

Anwesenden blendend zu unterhalten schienen und sich untereinander mischten. Laurie und Rebecca Mayhew hatten sich gefunden und in eine Ecke zurückgezogen, wo sie zusammen kicherten, wie das nur Mädchen in ihrem Alter können, obwohl Rebecca so blass aussah, dass Caroline sich wunderte, dass sie nicht vom Stuhl kippte.

Dann entdeckte sie im Augenwinkel Andrea Costanza, die allein auf einer Couch saß und im Gegensatz zu allen anderen Gästen kein bisschen Fröhlichkeit ausstrahlte. Caroline schlängelte sich durch die Menge und setzte sich neben ihre Freundin.

»Okay, spuck's aus«, sagte sie forsch. »Was ist los?«

Andrea zuckte zusammen, als hätte sie Caroline gar nicht bemerkt. »Nichts«, stieß sie ein wenig zu schnell hervor.

»Da muss was sein«, bohrte Caroline. »Man könnte meinen, du bist auf einer Beerdigung, statt auf meiner Hochzeit.«

»Oh, Caroline, verzeih«, erwiderte Andrea. »Es ist nur –« Sie verstummte und schüttelte den Kopf. »Ach, nichts. Es ist wirklich nichts. Ich bin sicher, dass du und Tony sehr glücklich werdet.«

Caroline sah ihrer Freundin direkt in die Augen. »Aber du freust dich nicht für mich.«

»Es tut mir Leid«, sagte sie mit einem unbestimmten Achselzucken. »Das liegt nur an mir.« Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Vielleicht hat Bev ja Recht, und ich bin nur eifersüchtig, weil ihr zusammen bereits ein halbes Dutzend Ehemänner an Land gezogen habt, und ich noch keinen Einzigen.«

Caroline glaubte ihr nicht. »Das ist es nicht. Es ist wegen Tony. Du magst ihn immer noch nicht, stimmt's?«

»Es ist nicht so, dass ich ihn verabscheue«, begann Andrea, doch Caroline unterbrach sie.

»Jemanden nicht zu verabscheuen ist nicht das Gleiche wie ihn zu mögen.«

»Wie soll ich es sonst ausdrücken?«, seufzte Andrea. »Wahrscheinlich bilde ich mir das alles nur ein.« Beinahe gegen ihren Willen schweifte ihr Blick zu Rebecca Mayhew ab. Obwohl Alicia Albion ihr versichert hatte, dass sich das Mädchen auf dem Weg der Besserung befände, schien sich nichts an ihrem Zustand geändert zu haben; im Gegenteil, Rebecca wirkte noch blasser und dünner als im Frühling. Und genau das war es, was sie beunruhigte. Das und dieses gruselige alte Wohnhaus, in das Caroline nun einziehen würde. Aber wie sollte sie Caroline ihre Gefühle erklären? Sollte sie ihr sagen, dass sie sich große Sorgen um Rebecca machte? Warum? Was hatte das mit Caroline zu tun? Sie fasste einen Entschluss. »Es ist nichts!«, erklärte sie schließlich. »Das hier ist deine Hochzeit, und ich sollte mich für dich freuen; und wenn du glücklich bist, dann bin ich es auch.« Damit erhob sie sich. »Komm, trinken wir ein Glas Champagner. Lass uns feiern.«

Doch noch ehe sie einen der Kellner heranwinken konnten, erhob sich eine Stimme über das allgemeine Gemurmel hinweg.

Ryans Stimme.

»Ich bin nicht dein Sohn!«, brüllte er. »Du bist nicht mein Vater, und das wirst du auch nie sein!« Als die Schlafzimmertür krachend ins Schloss fiel, wurde es totenstill im Raum, und die Blicke aller Anwesenden schienen sich auf Caroline zu richten.

Es wird alles gut, sagte sie sich, bereits auf dem Weg ins Schlafzimmer, um herauszufinden, was schief gelaufen war. *Es muss alles gut werden*. Dann stand sie Ryan gegenüber, der sie wütend anfunkelte.

»Ich hasse ihn«, stieß der Junge hervor. »Ich hasse ihn und werde ihn immer hassen.«

Caroline schlang die Arme um ihren Sohn und hielt ihn ganz fest. »Oh, Schatz, sag das nicht. Tony liebt dich. Er liebt uns

alle.«

Ryan sagte nichts, machte sich aber in ihren Armen ganz steif, was ihr verriet, dass er nicht glaubte, was sie eben gesagt hatte. Trotzdem würde sich alles zum Guten wenden.

Dafür würde sie sorgen.

10. Kapitel

Andrea Costanzas Finger trommelten jetzt schon eine geschlagene halbe Stunde auf ihre Schreibtischplatte, was ihr selbst kaum bewusst war, ihre Kollegen, die mit ihr im gleichen Raum arbeiteten, jedoch schier zum Wahnsinn trieb. Es war schließlich Nathan Rosenberg, dessen Arbeitsplatz von Andreas Schreibtisch nur durch einen metallenen Raumteiler abgetrennt war, und der nun endgültig die Nase voll hatte. Er stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und spähte über den Raumteiler. Wie erwartet starrte Andrea in die Luft, ihre rechte Hand lag auf der Schreibtischkante, und ihre Finger trommelten einen unermüdlichen Rhythmus. »Schluss mit dem Getrommel«, sagte er.

Plötzlich aus ihren Gedanken gerissen, zuckte Andrea zusammen, und das Trommeln verstummte augenblicklich.

Dafür erhob sich von den anderen der abgeteilten Arbeitsplätze freudiger Applaus, und Andrea sah schuldbewusst hoch. »O Gott, ich muss mir das unbedingt abgewöhnen«, sagte sie kleinlaut. »Aber ich merke nicht mal, dass ich trommle.«

»Du trommelst immer, wenn du dir über etwas Sorgen machst«, erklärte ihr Nathan. »Also, was ist es diesmal?«

Andrea seufzte. »Rebecca Mayhew.«

Nathan verdrehte die Augen. »Ach, die arme Rebecca, die nichts hat außer einer eleganten Wohnung an der Central Park West und Pflegeeltern, die sie mehr lieben als meine Eltern mich je geliebt haben. Ja, ich kann verstehen, dass dir das auf die Seele drückt.«

Andrea ging auf seinen Sarkasmus nicht ein. »Das ist ja die Krux an der Sache. Ich werde verdammt noch mal das Gefühl nicht los, dass da was nicht stimmt.« Sie legte den Kopf schief. »Bist du jemals im Rockwell gewesen?«

»Selbstredend«, feixte Nathan. »Virginia Estherbrook lädt

mich ständig zum Cocktail ein.« Er schüttelte den Kopf. »Herrgott, Andrea. Warum sollte ich jemals einen Fuß in dieses ehrenwerte Gebäude gesetzt haben?«

»Das ist merkwürdig«, seufzte Andrea. »Du weißt, was ein krankes Gebäude ist?«

»Klar? Ich habe mal in so einem gearbeitet. Eins dieser Hochhäuser mit hermetisch verschlossenen Fenstern, wo man nie frische Luft kriegt. Dann ist irgendwas in die Klimaanlage geraten, und alle wurden krank.«

»Aber das passiert nur in Neubauten, stimmt's?«

Nathan hob in einer hilflosen Geste die Hände. »Sehe ich aus wie ein Ingenieur? Ich nehme an, das kann in allen Gebäuden passieren. Warum?«

»Ich habe Rebecca gestern gesehen, und –« Sie hielt inne, zuckte die Achseln. »Ach, wahrscheinlich hat es nichts zu bedeuten.«

Jetzt kam Nathan um die Trennwand herum und ließ sich auf den Stuhl neben Andrea fallen. »Du machst dir nie grundlos Sorgen, Andrea. Also, erzähl mir, was da los ist.«

»Ach, darum geht es ja. Nichts ist los. Zumindest nichts, wo ich einhaken könnte. Rebecca ist ganz verrückt nach den Albions, und sie nach ihr. Aber irgendetwas stimmt mit diesem ganzen Gebäude nicht, und Rebecca scheint mir ständig krank zu sein.«

Nathans linke Augenbraue hob sich ein wenig skeptisch. »Ständig?«, wiederholte er. »Genauer, bitte.«

»Also gut. Als ich sie im Frühling besuchte, lag sie mit irgendeiner Erkältung im Bett. Und gestern sah sie so blass aus, als hätte sie sich noch immer nicht davon erholt.«

»Oder sich eine neue zugezogen.«

Andrea nickte, aber nicht zustimmend. »Auch möglich. Das versuche ich mir auch einzureden. Aber das Mädchen sieht verdammt noch mal nicht gesund aus.«

»Wie nicht gesund?«

»Zu dünn – zu bleich.«

Nathan Rosenberg verschränkte die Arme vor der Brust.

»Okay, Andrea, jetzt reden wir mal Klartext. Erklär mir bitte, warum du dich bei all den Kindern dieser Stadt, die in Slums bei Pflegeeltern leben, die sie nur wegen der Kohle aufnehmen, die sie jeden Monat für sie einstreichen, ausgerechnet über diese Rebecca Mayhew den Kopf zerbrichst, die in den Honigtopf gefallen ist? Für die meisten Kinder ist Übergewicht das Problem, nicht, dass sie zu dünn sind. Und ›bleich‹? Das klingt so nach viktorianischen Romanen. Was stört dich wirklich an der Sache?«

Ganz automatisch begann Andrea wieder mit den Fingern zu trommeln, bemerkte es diesmal jedoch schnell. »Ich sagte doch schon – ich weiß es nicht. Irgendwie ist bei der Sache alles ein bisschen schräg.« Eins nach dem anderen hakte sie alle Dinge an dem Gebäude ab, die ihr missfielen, von der Lobby bis zum Fahrstuhl, den abgetretenen Teppichen und der abblätternden Wandfarbe.

»Was nur bedeutet, dass die Hausverwaltung am Unterhalt spart«, fasste Nathan Rosenberg zusammen.

»Es ist nicht nur dieses Gebäude. Da ist noch Mrs. Albion und der Doktor und die Nachbarn und –«

Rosenberg gebot ihrem Wortschwall Halt, indem er die Hand hob. »Wow! Der Doktor? Welcher Doktor?«

»Sein Name ist Humphries«, erwiderte Andrea. »Ich bin ihm zweimal begegnet. Das erste Mal im Frühling bei den Albions. Er kam gerade, als ich ging, und hat mir einen äußerst merkwürdigen Blick zugeworfen. Ich meine, er hat mich noch nie zuvor gesehen und starrt mich an wie – ich weiß nicht – wie einen Feind, würde ich sagen.«

»Er kommt zu den Albions?«, erkundigte sich Rosenberg. »Sie haben einen Arzt gefunden, der Hausbesuche macht?« Er grinste. »Jetzt wird die Geschichte aber wirklich sonderbar!«

»Es war tatsächlich sonderbar«, beharrte Andrea. »Offenbar

wohnt er auch in diesem Haus, deshalb finde ich seine Hausbesuche nun nicht so merkwürdig. Aber die Sache ist die, dass ich kein Krankenhaus in ganz New York finden kann, wo er praktiziert, und im Telefonbuch steht er auch nicht.«

»Vielleicht ist er schon in Pension und tut den Albions nur einen Gefallen?«

»Wenn er in Pension ist und seine Zulassung zurückgegeben hat, dann kann er nicht praktizieren, Gefallen hin oder her.«

»Und, was willst du nun tun? Das Mädchen dort wegnehmen, weil die Pflegeeltern einen Arzt gerufen haben, als es krank war?«

Andrea funkelte ihn wütend an. »Nein, will ich nicht. Aber ich werde das Gefühl nicht los, dass da was nicht stimmt, und ich will wissen, was es ist.«

Rosenberg fing ihren Blick auf. »Und ich werde das Gefühl nicht los, dass da noch etwas ist, was du mir verschweigst?«

Ein paar Sekunden lang schwieg Andrea, aber dann nickte sie: »Da wäre noch meine beste Freundin«, sagte sie. »Meine Freundin Caroline, mit der ich aufs College gegangen bin, erinnerst du dich an sie?« Nate Rosenberg nickte. »Sie hat gestern geheiratet. Einen Typ, der im Rockwell wohnt.«

Rosenberg stieß einen leisen Pfiff aus. »Klingt, als habe sie fette Beute gemacht.«

»Ich hatte ihr geraten, ihn fallen zu lassen. Nein, nicht exakt fallen zu lassen, aber als sie mir zum ersten Mal von ihm erzählte, riet ich ihr, sich nicht mit ihm zu verabreden. Nun, anscheinend hat sie sich nicht an meinen Rat gehalten.«

»Warum sollte sie auch? Weißt du denn etwas über diesen Typ? Hat er etwas mit Rebecca Mayhew zu tun?«

»Nein, es ist wie gesagt nur so ein Gefühl, das ich habe. Nichts Konkretes. Doch sobald sie von der Hochzeitsreise zurückkommen, wird sie mit den Kindern bei ihm einziehen.«

Rosenberg setzte eine übertrieben erschrockene Miene auf. »Jetzt begreife ich, was dich so beschäftigt. Ich meine, man

stelle sich vor – da zieht die gute Frau nach der Hochzeit in die Wohnung ihres frisch gebackenen Ehemanns! Wie schockierend!«

Andrea warf einen Bleistift nach ihm. »Würdest du bitte damit aufhören?«

»Okay, ist ja gut«, gab Nate zurück und hielt vorsichtshalber die Hand hoch, als wollte er weitere Geschosse abwehren. »Ich sage dir, was ich machen werde. Du gehst heute Abend mit mir zum Essen, und ich sehe mal, was ich über diesen Mediziner herausfinde. Wie war doch noch sein Name? Humphrey?«

»Humphries«, korrigierte Andrea und buchstabierte ihm den Namen.

»Und der Typ, den deine Freundin geheiratet hat? Wie heißt der?«

»Fleming. Anthony Fleming.«

Nate Rosenberg schrieb den Namen des Mannes auf den Zettel, wo er sich auch den Namen des Arztes notiert hatte, dann zog er sich wieder an seinen Schreibtisch zurück, und einen Moment später hörte Andrea ihn eifrig auf der Tastatur seines Computers tippen.

Während sie versuchte, sich auf andere Fälle als Rebecca Mayhew zu konzentrieren, fragte sie sich, ob ihr Trommeln wirklich nerviger war als Nates Einhacken auf die Tastatur. Als sie das bejahte, beschloss sie gleichzeitig, ihre schlechte Angewohnheit aufzugeben. Doch als sie kurz darauf am Grübeln war, was sie mit dem zweijährigen Jungen machen sollte, dessen Mutter ihn als »schwer erziehbar« beschrieb, begannen ihre Finger wieder zu trommeln.

»So, hier die versprochenen Auskünfte«, begann Nathan Rosenberg, als sie sich am Abend in einem kleinen Restaurant an der Amsterdam Avenue gegenüber saßen. »Theodore Humphries ist Arzt, aber er ist kein M.D. Er ist Osteopath und

Homöopath, was ihn an den meisten Krankenhäusern, die ich kenne, nicht sehr beliebt macht.«

»Aber er ist berechtigt, medizinisch tätig zu sein?«

»Absolut«, antwortete Rosenberg. »Vielleicht werde ich ihn demnächst einmal aufsuchen. Unsere Hausärztin früher war auch Osteopathin, und wenn sie nicht so weit draußen auf Long Island praktizieren würde, würde ich immer noch zu ihr gehen.«

»Aber er ist kein Doktor der Medizin«, schränkte Andrea ein.

Rosenberg zuckte mit den Achseln. »Das hängt von der Definition ab. Die Mediziner mit Dokortitel waren früher überhaupt nicht gut auf die Naturheilkundler zu sprechen. In Kalifornien haben sie sogar versucht, sie ganz aus der Medizin zu vertreiben. Aber nur, weil der amerikanische Ärzteverband sie nicht leiden kann, macht sie das noch nicht zu schlechten Ärzten. Es ist nur eine unterschiedliche Philosophie. Genau das Gleiche gilt für die Homöopathen; es gibt viele Menschen, die daran glauben, und noch mehr, die nicht daran glauben.«

»Was bedeutet?«

»Dass es mit der Medizin genauso ist wie mit allem anderen – du findest heraus, was dir gut tut, und bleibst dabei. In diesem Land bevorzugen wir das medizinische Modell der Keime, Erreger und Antibiotika. An anderen Orten bevorzugt man die Akupunktur, die Kräuterheilkunde oder sonst etwas.«

Andrea sah ihn aufmerksam an. »Du findest es also nicht befremdlich, dass die Albions keinen richtigen Arzt für Rebecca holen?«

»Hast du mir nicht zugehört? Er *ist* ein richtiger Arzt. Nur eben kein M.D.«

»Und was ist mit Anthony Fleming?«, wechselte Andrea das Thema, da sie wusste, dass es zu nichts führen würde, mit Nathan über die Qualifikationen von Dr. Humphries zu diskutieren.

»Da gibt es nicht viel. Er hat eine Investment-Firma unten an der 53. West. Das war's auch schon.«

»Und was ist mit seiner Ex-Frau?«, insistierte Andrea. »Wo ist sie?«

Nate zog die Stirn kraus. »Welche Ex-Frau? Ich habe nichts über eine erste Frau gefunden?«

Andrea rollte genervt mit den Augen. »Was hast du gemacht? In den Gelben Seiten nachgeblättert? Ich weiß, dass es eine frühere Frau gab – Caroline hat es mir erzählt. Und auch ein paar Kinder, glaube ich.«

Nathan Rosenberg schnalzte hilflos mit der Zunge. »Ich kann dir nur erzählen, was ich weiß – keine Schulden auf der Bank, besitzt ein paar Kreditkarten und gleicht seine Konten jeden Monat aus.«

»Seine Wohnung im Rockwell ist bezahlt?«

»So viel ich herausgefunden habe, ja. Und nirgends werden eine Frau oder Kinder erwähnt.«

»Das ergibt doch keinen Sinn«, warf Andrea ein.

»Und wenn er die erste Frau nun gar nicht geheiratet hat? Wenn sie einfach nur so zusammengelebt haben?« Er schmunzelte, als er die Enttäuschung in Andreas Gesicht bemerkte.

»Himmel noch mal, Andrea, ich glaube, du wärst glücklicher, wenn ich dir erzählt hätte, dass deine beste Freundin einen Massenmörder gehehlicht hat.«

Jetzt lachte Andrea. »Bin ich so schlimm?«

»Ach wo«, erwiderte Nate. »Aber ich muss dir sagen, dass du in diesem Fall anscheinend nach Problemen suchst, wo es keine gibt.«

»Vielleicht«, seufzte Andrea. Doch sie wusste, dass sie nicht glaubte, was sie eben gesagt hatte.

11. Kapitel

Auf das leise Klopfen hin öffnete sich Rebeccas Zimmertür gerade so weit, dass sie Alicia Albions Augen hereinspähen sah.

»Mir geht es gut, Tante Alicia. Ich bin auf.«

Alicia schob mit ihrer Schulter die Tür weiter auf und kam mit einem Tablett, das sie in beiden Händen hielt, rückwärts herein. Von ihrem Sessel am Fenster aus konnte Rebecca den Duft der frischen Zimtrollen riechen, und als Alicia sich umdrehte, sah sie den Dampf aus der Tülle der silbernen Teekanne aufsteigen, die Alicia immer benutzte – und die fallen zu lassen Rebecca immer Angst hatte. Bis jetzt war ihr das noch nicht passiert, aber jeder konnte sehen, wie wertvoll sie war.

»Das ist nur eine alte Teekanne«, hatte Alicia sie beim ersten Mal beruhigt, als sie die Kanne in Rebeccas Zimmer gebracht, und diese sich geweigert hatte, sie anzufassen. »Nachdem die Kanne schon so lange überlebt hat, wird sie auch nicht kaputtgehen, wenn du sie fallen lässt. Sie wurde zum Gebrauch gemacht, nicht um bewundert zu werden.«

Rebecca hatte die hübsche Kanne vorsichtig hochgehoben und hielt den Henkel so fest umklammert, dass ihre Knöchel weiß hervortraten, während sie mit den Fingern der anderen Hand den Deckel festhielt, wie Alicia es immer tat.

»Miss Delamond hat die Zimtrollen gebacken«, erklärte Alicia und stellte das Tablett auf dem kleinen Tisch neben Rebeccas Sessel ab. »Sehen sie nicht lecker aus?«

»Ist sie noch hier?«, erkundigte sich Rebecca, während sie das Gebäck unsicher beäugte. Obwohl Miss Delamonds Zimtrollen immer köstlich dufteten, hatten sie doch einen komischen Beigeschmack – bitter beinahe –, von dem Rebecca jedes Mal übel wurde. Aber da sie fand, dass es immer noch

besser war, wenn ihr ein wenig schlecht wurde, als Miss Delamond zu beleidigen, biss sie ein Stück von dem noch warmen Gebäck ab.

Alicia schüttelte den Kopf. »Nein. Ihrer Schwester geht es heute Morgen nicht so gut. Aber sie lässt dir ausrichten, dass es noch mehr von den Zimtrollen gibt.« Alicia setzte sich an die andere Seite des Tisches auf einen hochlehnigen Stuhl, schenkte Rebecca Tee ein und musterte sie dann kritisch. »Mir scheint, dass du heute Morgen wohler aussiehst«, erklärte sie. »Hast du die Medizin genommen, die Dr. Humphries gestern für dich dagelassen hat?«

Rebecca nickte. »Ich fühle mich auch viel besser. Morgen kann ich bestimmt in den Park gehen.«

»Wäre das nicht herrlich?« Alicia blickte aus dem Fenster. Die Bäume auf der Straßenseite gegenüber begannen unter der Augusthitze allmählich die Blätter hängen zu lassen, und die Menschen im Park schlichen wie in Zeitlupe dahin. In Rebeccas Zimmer war es noch verhältnismäßig kühl, und als Alicia die etwas zerfledderte Ausgabe von *Anne of Green Gables* zur Hand nahm, die sie und Rebecca seit zwei Wochen lasen, war sie beinahe froh, dass die Kleine noch nicht fit genug war, um hinauszugehen. »So, wo waren wir?«, fragte sie und schlug das Buch auf. »Ah, ich hab's. Kapitel sieben-unddreißig: Der Schnitter Tod. ›Matthew, Matthew, was ist denn los? Matthew, bist du krank?‹« Rebecca unterbrach sie, ehe sie weiterlesen konnte.

»Nicht«, sagte das kleines Mädchen. »Ich mag dieses Kapitel nicht.«

Alicia machte ein verwundertes Gesicht. »Aber du weißt doch gar nicht, was passiert.«

»Doch. Matthew stirbt«, erwiderte Rebecca. »Ich habe gestern Abend im Bett noch ein bisschen gelesen. Die Geschichte macht mich traurig – ich musste immer denken, dass Matthew Onkel Max war, und dann kamen mir die

Tränen.«

Alicia legte das Buch beiseite. »Aber das ist doch nur eine Geschichte, Rebecca.«

»Ich weiß. Aber es ist so schrecklich, dass Menschen sterben müssen. Wenn du oder Onkel Max –« Ihre Stimme versagte, und ihre Augen bekamen einen feuchten Schimmer.

»Mach dir keine Gedanken«, beruhigte Alicia sie. »Wir werden nicht sterben. Weder Onkel Max, noch ich oder sonst jemand, den du gern hast.« Nun nahm sie das Buch wieder hoch. »Ich sage dir was – wir lesen einfach beim nächsten Kapitel weiter, ja?«

Doch Rebecca hörte gar nicht mehr zu. Sie war schon vom Sessel aufgesprungen, zum Fenster geeilt und versuchte, die Scheibe hochzuschieben. »Sie sind wieder da!«, rief sie und mühte sich mit dem Riegel ab. »Tante Alicia, sie sind wieder da!«

»Wer?«, fragte Alicia, indem sie das Buch zurück auf den Tisch legte und ebenfalls aufstand.

»Laurie! Laurie und Ryan! Sie sind zurück!« Endlich hatte sie das Fenster hochgeschoben und lehnte sich hinaus. »Laurie!«, rief sie. »Laurie! Ich bin hier oben!«

»Vorsicht, Rebecca!«, schrie Alicia, packte das Mädchen um die Hüfte und zog es vom Fenster weg.

»Darf ich runter zu Laurie?«, bettelte sie. »Bitte!«

Alicia zögerte nur kurz. »Selbstverständlich darfst du«, sagte sie. »Aber bleib nicht zu lang – sie sind doch eben erst angekommen.«

Tony Fleming schloss gerade die Wohnungstür im fünften Stock auf, da kam Rebecca die Treppen heruntergeflogen. »Laurie! Du bist wieder da! Wie war es? Wie ist Mustique? Du musst mir alles erzählen! Oh, ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es dort ist.«

»Und was ist mit dem Rest von uns?«, fragte Tony. »Willst

du uns denn nicht begrüßen?»

Rebecca errötete vor Verlegenheit. »Verzeihen Sie, Mr. Fleming – ich wollte nicht unhöflich sein. Hallo, Mrs. Fleming. Hi, Ryan.« Noch bevor jemand ihren Gruß erwidern konnte, hatte sie sich schon wieder an Laurie gewandt. »Kann ich dein Zimmer sehen?«

Laurie zögerte kurz. Es war erst das dritte Mal, dass sie in der riesigen Wohnung ihres Stiefvaters war, und das erste Mal seit der Hochzeit, als sie alle zusammen die Nacht im Plaza verbracht hatten. Am nächsten Morgen waren sie in die Karibik geflogen, wo Tony auf der kleinen Insel Mustique ein Haus gemietet hatte. Das gelb gestrichene viktorianische Gutshaus mit vielen Stuckornamenten, die eine Seite zum Meer hin offen, verfügte über einen Meerwasserpool, einen privaten Strand, einen Koch, ein Hausmädchen und einen Gärtner. Zwei Wochen lang hatten sie nichts anderes getan als am Pool zu liegen, Schnorcheln zu gehen oder einen der anderen Strände zu erkunden und in den Wellen zu spielen. In ihrem Kopf spukten immer noch die Bilder der Kokospalmen und Bougainvilleen, die die kleine Insel bedeckten, und jetzt, wieder zu Hause in der Stadt, war ihr plötzlich alles so fremd wie vor zwei Wochen auf Mustique. Statt zu ihrer Wohnung an der 76. Straße waren sie direkt zur Central Park West gefahren.

»Fahren wir denn nicht nach Hause?«, hatte Ryan gefragt, als die Limousine, die sie am Flughafen abgeholt hatte, an der 71. Straße abgebogen war, anstatt weiter bis zur 77. zu fahren.«

»Wir fahren in unser neues Zuhause«, hatte Caroline erklärt. »Erinnerst du dich nicht? Deshalb haben wir doch vor der Hochzeit alles zusammengepackt. Und während wir verreist waren, ist alles hierher gebracht worden. In unserer alten Wohnung wohnt jetzt jemand anderes.«

Als die Limousine vor dem Rockwell anhielt und Ryan nervös die dunkle Fassade hinaufspähte, hatte Laurie sich nur mit Mühe das Lachen verkneifen können, so offensichtlich war

es, dass ihr Bruder sich wieder an all die Gruselgeschichten erinnerte, die sie und ihre Freunde ihm im Laufe der Jahre erzählt hatten. »Na, hast wohl Schiss, hineinzugehen, wie?«, neckte sie ihn. »Hast Angst, dass der Troll dich schnappt?«

Damit handelte sie sich einen tadelnden Blick von ihrer Mutter ein, doch Tony lachte nur. »Ich hab mir doch schon immer gedacht, dass dieser Rodney merkwürdig ist. Jetzt weiß ich auch warum.«

Obwohl sie ihren Bruder mit diesen Geschichten aufgezogen hatte, musste sie sich eingestehen, dass es auch ihr selbst nicht ganz geheuer war, in dieses Gebäude einzuziehen, und als sie jetzt vor der Wohnungstür stand, wurde ihr zudem bewusst, dass sie gar nicht wusste, wo ihr Zimmer lag.

Als hätte Tony ihre Gedanken erraten, nickte er mit dem Kopf in Richtung der breiten Treppe, die von der Diele hinauf in den ersten Stock führte. »Die Treppe hoch und den Flur entlang. Dann die rechte Tür.«

Laurie, die Rebecca erwartungsvoll angrinste, sah rasch zu ihrer Mutter. »Darf ich?«

»Natürlich darfst du«, erwiderte Caroline. »Aber nimm deinen Koffer mit, ja?«

Zu zweit packten die Mädchen den Koffer, um ihn die Treppe hinaufzuschleppen, und als sie auf dem riesigen Treppenabsatz ankamen – groß genug für ein Sofa und zwei Polstersessel – betrachtete Rebecca die dunklen Bücherregale, die vom Boden bis zur Decke reichten, und die Leiter auf Rollen, die oben an einer Messingschiene befestigt war und sich über die ganze Bücherwand verschieben ließ, damit man auch an die höchsten Regale reichte. »Diese Wohnung ist ja riesig«, wisperte sie ehrfurchtsvoll. »Sie ist mindestens doppelt so groß wie die von Tante Alicia und Onkel Max.«

Sie gingen den langen, breiten Korridor entlang und kamen schließlich zur letzten Tür auf der rechten Seite. Als Laurie sie aufstieß, quiekte Rebecca vor Aufregung: »Es liegt genau unter

meinem Zimmer. Da können wir Sachen mit einem Korb an einer Schnur rauf und runter lassen!«

Aber Laurie hörte ihr kaum zu, sondern schaute sich sprachlos vor Erstaunen in dem großen Zimmer um. Die Decke war mindestens dreimal so hoch wie Laurie groß. In der Mitte des Raumes hing ein bronzener Kristalllüster, und an einer Wand stand ein Himmelbett mit vier Pfosten und schweren violetten Vorhängen. Als sie den altmodischen Knopf drückte, um den Lüster anzuschalten, gab er kaum genug Licht, um die Dürsterheit aus dem ungeheuer großen Raum zu vertreiben. Zudem schien das bisschen Licht von den dunklen Stofftapeten aufgesaugt zu werden, die inzwischen an den Säumen aufklafften und den schimmeligen Putz darunter sehen ließen.

Als Laurie die wellige Tapete berührte, zerkrümelte sie unter ihren Fingern, und ein kleines Stück von dem Verputz bröckelte ab.

Abgesehen von dem Himmelbett stammte die übrige Einrichtung aus ihrem alten Zimmer. Der Kleiderschrank, der darin so groß gewirkt hatte, kauerte sich jetzt an die Wand und sah so klein und verlassen aus, als sei es ihm unangenehm, in so einem großen Raum zu stehen.

Ihr Schreibtisch und der dazu gehörige Stuhl wirkten genauso verloren wie der Schrank.

Den machte Laurie auf und stellte fest, dass ihre ganzen Kleider bereits eingeräumt waren und nicht einmal ein Viertel des geräumigen Möbelstücks füllten. Auch ihre Schuhe nahmen nur eines von sechs eigens dafür vorgesehenen Fächern ein.

Und obwohl sie alle ihre Sachen um sich hatte, und das neue Zimmer so viel größer war als sie es sich je hatte träumen lassen, hätte Laurie Evans am liebsten geheult.

12. Kapitel

Es war später Nachmittag, als Caroline die Tür hinter dem, wie sie hoffte, Letzten der Gäste schloss, die eben nur mal kurz hatten vorbeischaun wollen, und sie sich fühlte, als hätte sie in den letzten zwei Wochen hart geschuftet und nicht faul an einem Karibikstrand gelegen. Und der morgige Tag und das Wochenende würden noch schlimmer werden, denn am Montag fing die Schule wieder an, weshalb sie auch darauf bestanden hatte, am Donnerstag zurückzufliegen und nicht erst am Sonntag. »Ich brauche den Freitag und das Wochenende, basta«, hatte sie Tony erklärt, der beinahe genauso inständig gebettelt hatte wie die Kinder, noch ein bisschen länger zu bleiben. »Wir fliegen am Donnerstag zurück, und jetzt möchte ich keine Klagen mehr hören, von keinem von euch.« Doch von dem Moment ihrer Ankunft an, als Rebecca Mayhew die Treppe herabgerannt kam, noch ehe sie die Wohnungstür aufgeschlossen hatten, war der Besucherstrom nicht mehr versiegt – es war, als zöge ein Magnet die Menschen zu ihrer Tür. Nach Rebecca kamen Alicia und Max Albion, entschuldigten sich überschwänglich für Rebeccas Überfall, brachten aber eine große Terrine mit, der ein entschieden sonderbarer Geruch entströmte.

»Das ist nur eine Hühnersuppe«, erklärte Alicia entschuldigend. »Und ich weiß, dass es heute recht warm ist, und Sie sie vielleicht gar nicht mögen, aber sie ist meine Spezialität, und ich konnte nicht widerstehen, Ihnen einen Topf davon zu kochen. Wenn sie Ihnen nicht schmeckt, dann schütten Sie sie einfach weg – das tun die anderen gewiss auch.«

»Niemand schüttet deine Suppe weg, und das weißt du«, versicherte Max seiner Frau, während Caroline die Terrine entgegennahm. »Alicias Hühnersuppe ist berühmt. Und hier

habe ich noch etwas für den Jungen.«

Ryan, der den beiden Mädchen nicht hinauf ins obere Stockwerk der Maisonnette-Wohnung gefolgt war, rückte näher an seine Mutter heran und schob seine Hand in die ihre, während er misstrauisch die Plastiktüte mit dem Sports-Authority-Logo beäugte, die Max Albion ihm hinhielt.

»Ist schon in Ordnung«, sagte Caroline leise und zog sanft ihre Hand aus der seinen.

Widerstrebend bewegte Ryan sich gerade so weit zu Max Albion hin, dass er ihm die Tüte abnehmen konnte, und öffnete sie so argwöhnisch, als erwartete er, darin eine giftige Natter zu finden. Doch als er dann entdeckte, was in der Tragetasche lag, änderte sich seine Miene schlagartig. »Wow!«, stieß er ungläubig hervor, zog den Baseballhandschuh heraus und streifte ihn über.

»Wahnsinn!« Er hielt ihn hoch, damit seine Mutter ihn bewundern konnte. »Schau! Das ist genau der, den ich wollte!«

Caroline hatte den Handschuh genauso schnell erkannt wie ihr Sohn – das letzte Mal hatte sie ihn am Tag vor der Hochzeit gesehen, als Ryan sie in Sports Authority an der 57. Straße gezerzt und ihr zum wiederholten Male wortreich erklärt hatte, warum er ohne diesen Handschuh absolut nicht leben könne. Der Preis von hundertfünfzig Dollar hatte jedoch ausgereicht, dass sie ihrem Sprössling erklärte, warum er diese Handschuh absolut *nicht* haben könne, obwohl die Provision, die sie für die Umgestaltung von Irene Delamonds Wohnung erhalten hatte, so reichlich war, dass sie ihn sich unter Umständen sogar hätte leisten können. Jetzt sah sie Max Albion unsicher an. »Das hätten Sie nicht tun sollen. Das ist doch viel zu viel.«

Albion schüttelte den Kopf, und seine roten Hängebacken zitterten. »Unsinn«, wiegelte er ab. »Ein Junge braucht seinen eigenen Baseballhandschuh, und das sollte nicht irgendein alter ausgedienter sein.« Jetzt wandte er sich an Ryan. »Und, was sagst du dazu? Ist der okay?«

Ryan, der bereits seine rechte Faust in den Handschuh rammte, um eine Kuhle zu erzeugen, sah zu ihm hoch. »Der ist super! Ich bitte Mom schon seit dem Sommer, dass sie mir einen kauft, aber sie sagt, der kostet zu viel!«

»Und das stimmt auch«, beharrte Caroline. »Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Albion, aber ich bin nicht sicher, ob Ryan dieses Geschenk annehmen kann.«

»Aber ich bitte Sie«, entgegnete Max Albion mit dröhnender Stimme. »Selbstverständlich kann er es annehmen. Außerdem ist es eh schon zu spät, den Handschuh zurückzubringen – er hat ihn bereits beschädigt.«

Sichtlich erschrocken darüber, dass er den Handschuh tatsächlich kaputtgemacht haben könnte, schaute Ryan hoch und sah, wie sein Wohltäter ihm zuzwinkerte. »Stimmt das nicht, Ryan? Wenn man den Handschuh einmal seiner Hand angepasst hat, kann ihn kein anderer mehr benutzen, oder?«

Ryan nickte schweigend, obwohl er wusste, dass er Monate brauchen würde, um den Handschuh richtig zu formen.

Caroline, die wusste, dass sie verloren hatte, gab so taktvoll, wie das der Mutter eines Elfjährigen möglich war, nach. »Willst du dich nicht bei Mr. Albion bedanken?«

»Danke, Mr. –«

»Onkel Max«, berichtete ihn Max Albion. »Nenn mich Onkel Max. Vielleicht können wir den Handschuh am Wochenende gleich mal richtig einspielen.« Damit wandte er sich wieder Caroline zu. »Sie wissen ja gar nicht, wie schön das ist, einen Jungen im Haus zu haben. Mit den Mädchen allein wird das viel zu ruhig hier. Und das ist für uns Männer gar nicht gut«, fügte er mit einem Blick auf Tony hinzu.

Der restliche Tag verging unter dem ständigen Kommen und Gehen der Nachbarn, von denen jeder etwas mitbrachte – ein Körbchen mit Teegebäck, eine Platte Zimtrollen, selbst gemachtes Fondant, das köstlicher war als alles, was Caroline je in einer Konditorei gegessen hatte. Am Abend war dann jede

verfügbare Abstellfläche in der Küche mit Platten, Körben oder Schüsseln voll gestellt. Sogar Virginia Estherbrook hatte sich herbemüht und einen ganz extravaganten Blumenstrauß mitgebracht, unter anderem mit Tulpen und Narzissen, die zu dieser Jahreszeit kaum zu bekommen waren. »Für den Frühling Ihrer Ehe, wenn nicht für das ganze Jahr«, verkündete sie, als sie die Vase – ein Kristallkunstwerk in der Form zweier aneinander geschmiegtter Tauben, die Caroline schon seit Jahren in der Lalique-Boutique an der Madison Avenue bewundert hatte – auf einem viktorianischen Tischchen in der Eingangsdiele abstellte, wo man sie nur schwer übersehen konnte. »In einem anderen Leben muss ich Floristin gewesen sein«, erklärte sie ganz unbescheiden, während sie auf eine beinahe einstudierte Art und Weise ein paar Blumen zurechtzupfte, dass man meinen konnte, sie stünde auf der Bühne. Sie trat einen Schritt zurück, bewunderte ihr Werk und stieß dann einen Seufzer aus, der plötzlich zu einem krampfartigen Husten wurde.

»Ist Ihnen nicht gut?«, erkundigte sich Caroline, indem sie die Hand ausstreckte, um die ältliche Schauspielerin zu stützen.

Virginia Estherbrook winkte sie mit einer ungeduldigen Handbewegung weg. »Nichts Ernstes. Ich bin nur entsetzlich müde und glaube, ich werde jetzt ganz schnell in mein Bett kriechen und einen ganzen Monat durchschlafen. Sie sind mir doch nicht böse, wenn ich jetzt nach Hause schleiche, oder?«

Am späten Nachmittag waren Beverly Amondson und Rochelle gekommen, Beverly mit einem Asternstrauß und Rochelle mit einem Pfund Pralinen von Godiva. Beverlys Lächeln gefror für einen Moment, als ihr Blick auf die Vase mit den Tulpen und Narzissen fiel, und Rochelle schüttelte über die zahllosen Schüsseln und Platten in der Küche den Kopf, als Caroline ihre beiden Freundinnen durch die Maisonnette-Wohnung führte. »Das Empfangskomitee in diesem Haus scheint ja wirklich auf Draht zu sein. Der

Partyservice ist wohl mit einem ganzen Lastwagen angerückt.«

»Nein, das ist alles selbst gemacht«, erklärte Caroline. »Ich glaube, ich brauche den nächsten Monat nicht zu kochen.«

»Es gibt auch jede Menge anderes zu tun«, meinte Beverly während des Rundgangs, denn in jedem Raum, den sie betraten, musste irgendetwas renoviert oder erneuert werden. Die Wasserflecken an den Decken der oberen Räumlichkeiten zeugten von einer mittleren Überschwemmung im Stockwerk darüber – »was deinem Ehegatten anscheinend entgangen ist«, wie Rochelle spitz bemerkte. Darüber hinaus lösten sich die Tapeten ab und viele der Teppiche waren so abgenutzt, dass die Unterseite durchschien. In einigen Räumen hing ein schaler, modriger Geruch, als wären sie schon ewig nicht mehr betreten worden.

Und als die Frauen in Ryans Zimmer kamen, hockte der Junge wie ein Häufchen Elend auf seinem Bett, hatte den Baseballhandschuh noch an, doch seine Augen schwammen in Tränen.

»Was ist denn mit dir, mein Schatz?«, fragte Caroline und setzte sich zu ihm.

Ryan sah sie verzweifelt an. »Können wir nicht wieder nach Hause ziehen?«

»Liebling, das ist jetzt unser Zuhause«, erinnerte ihn Caroline, worauf Ryan sich mit einem traurigen Blick in dem ihm zugewiesenen Zimmer umsah. Es war zwar nicht ganz so groß wie das von Laurie, hatte aber trotzdem sein Bett nahezu verschluckt, und sein Schreibtisch und die Kommode mit seinen Kleidern wirkten wie Appetithäppchen. Die Zimmerdecke war fleckig, die Wände so schmutzig wie in den meisten anderen Zimmern dieser Wohnung, und der ganze Raum wirkte so leer, dass Caroline genau verstand, was in Ryan vorging. »Ich weiß, dass dieses Zimmer schrecklich groß ist«, versuchte sie ihn zu trösten. »Aber in ein paar Tagen wirst du dich daran gewöhnt haben, und dann wird es dir nicht mehr

so leer vorkommen.«

»Hier stinkt es«, erklärte Ryan und zog die Nase kraus. Gleichzeitig wischte er sich mit dem Ärmel die Tränen ab.

»Ach, das werden wir nächste Woche alles ändern«, versicherte ihm Caroline. »Wir reißen die alten Tapeten runter und malen dein Zimmer frisch aus, ganz nach deinem Geschmack. Und in der Zwischenzeit«, fügte sie hinzu, nachdem Ryan durch herzhaftes Schniefen angedeutet hatte, dass es ihm besser ging, »kannst du dich an dem Geschenk von Onkel Max freuen.«

Sofort verdüsterte sich Ryans Miene wieder. »Muss ich ihn denn unbedingt Onkel Max nennen?«

»Selbstverständlich nicht – wenn du nicht willst. Aber ich dachte, du magst ihn.«

Ryan zuckte mit den Schultern. »Ich schätze, er ist ganz in Ordnung«, meinte er mit keinem Funken Überzeugung in der Stimme.

»Na ja, es war immerhin sehr nett von ihm, dir diesen Baseballhandschuh mitzubringen, und er scheint dich zu mögen«, sagte Caroline und drückte ihn kurz, ehe sie von seinem Bett aufstand. »Aber Onkel Max brauchst du ihn deswegen nicht zu nennen. Und jetzt hör auf, dir Gedanken zu machen – alles wird ganz prima werden. Du wirst schon sehen, okay?«

Ryan nickte, aber als sie das Zimmer verließen, saß er immer noch auf seinem Bett und starrte unglücklich auf den Boden.

»Wer ist dieser Onkel Max?«, fragte Rochelle auf dem Weg nach unten.

»Max Albion, einer der Nachbarn. Er und seine Frau haben ein Pflegekind aufgenommen, mit dem sich Laurie schon angefreundet hat.«

Beverly hob eine Augenbraue. »Ist das vielleicht das Mädchen, wegen dem Andrea sich solche Sorgen macht?«

Caroline nickte. »Genau dieses Mädchen.«

Rochelle rollte unheilvoll mit den Augen. »Mann o Mann, lässt Andrea ja nicht hören, was Onkel Max für Ryan getan hat – sonst fängt sie gleich an, ihn für einen Perversen oder so was zu halten. Oder hat sie Tony bereits mit diesem Titel bedacht?«

»Ach, komm schon – so ist Andrea nun auch wieder nicht. Sie hat einfach nur den ganzen Tag mit diesen grässlichen Menschen zu tun und glaubt wohl, dass alle so sind. So wie Cops denken, dass jeder ein Krimineller ist, und Ärzte, dass alle Leute krank sind.«

Sie kamen wieder unten an, und Beverly sah sich noch einmal in der weiträumigen Diele um, von der diverse, nicht weniger imposante Räumlichkeiten abgingen. »Sie war doch auch diejenige, die dir dringend davon abgeraten hat, mit Tony etwas anzufangen, erinnerst du dich? Also, lass dir von ihr nicht deine Ehe vermiesen.«

»Keine Angst – sie freut sich genauso für mich wie ihr.«

Rochelle drehte sich um und sah Caroline scharf an. »Wenn du das glaubst, dann spinnst du. Sie wünscht mir nichts Gutes, und Beverly auch nicht. Wir haben beide viel zu reich geheiratet. Mit dir und Brad war es damals okay – er war zwar nicht ganz so arm, wie sie gehofft hatte, aber eben auch nicht richtig reich. Das hier hingegen –« Ihr Blick wanderte noch einmal über die verstaubte Eleganz dieser feudalen Wohnung. »Darauf ist sie eifersüchtig, und sobald die Wohnung renoviert ist, und du und Tony euch hier richtig eingerichtet habt, wird sie alles tun, um euch das Leben madig zu machen.«

Ein paar Minuten später waren Rochelle und Beverly gegangen, und gegen neun hatten sich auch die letzten Besucher verabschiedet.

Um zehn lagen die Kinder im Bett und schliefen.

Um elf liebten sich Caroline und Tony.

Und um Mitternacht, nachdem Caroline eingeschlafen war, begannen die Stimmen ...

13. Kapitel

Sie war wach.

Diesmal war sie ganz sicher wach. Aber sie war blind.

Nein, nicht blind. Nur verloren in der Finsternis, die sie schon so lange umfing, dass sie schließlich zu ihrem Freund geworden war.

Wenn es ganz dunkel um sie herum war, dann klangen zumindest die Stimmen gedämpft, und manchmal konnte sie beinahe glauben, dass sie für immer verstummt waren.

Nun lauschte sie, spürte in der Dunkelheit angestrengt jeder Art von Gefahr nach, die sich dort verbergen mochte.

Aber da war nichts.

Vielleicht war sie sicher, zumindest für eine kurze Weile.

In der Stille und der Dunkelheit ließ sie ihre Gedanken zu anderen Dingen wandern.

Ihrem Körper.

Sie versuchte ihren Körper zu spüren, ihre Finger und Zehen zu bewegen.

Eine Hand oder einen Arm zu heben.

Nichts.

War ihr Körper verschwunden?

War ihr nur der Verstand geblieben, in der lautlosen Dunkelheit schwebend?

Würde danach nichts mehr kommen? Würde sie bis in alle Ewigkeit im Dunkeln verbringen müssen, ohne etwas zu sehen, zu hören, zu fühlen?

Panik wallte in ihr hoch, und einen Moment lang fürchtete sie, dass letztendlich auch noch ihr Verstand vergehen, und sie unwiderruflich in diese Alptraumwelt abgleiten würde, wo das grelle Licht über ihr hing und sie so sehr blendete wie die Dunkelheit, sie jedoch die Umrisse ihrer Peiniger erkennen und somit den schrecklichen Schmerz erahnen ließ, der in ihr

aufstieg, wenn sie anfangen, sie zu stechen und zu stoßen. Sie kämpfte gegen den aufwallenden Schrecken an, der sie zu überwältigen drohte, und schaffte es schließlich, ihn zurück in die Dunkelheit zu drängen.

Ein Geräusch!

Die entsetzliche Furcht kehrte zurück, schien sie abermals zu überwältigen, und als der Laut – nicht mehr als ein feines Schnaufen – aus der Dunkelheit gekrochen kam, rüstete sie sich für das Licht, das unweigerlich folgen würde.

Das Licht und der Albtraum.

Das Geräusch wurde lauter, und jetzt bildete sie sich ein, leises Gelächter zu hören.

Das Licht ging an; die grelle Helligkeit peitschte ihre Augen.

Die Silhouetten von Fingern bewegten sich um sie herum, schwarze Schatten vor dem Licht. Dann begann das Wispern, Laute, die an Worte erinnerten, von ihrem Gehör aber nicht wahrgenommen wurden.

Das Licht über ihr schien sich zu bewegen, doch bald wurde ihr klar, dass sich nicht das Licht bewegte – sondern sie selbst.

Dann befand sie sich außerhalb des grellen Lichtscheins und glitt ins Dunkel.

Das Dunkel des Albtraums.

Laurie war schließlich in eine Art Halbschlaf gefallen. Sie wusste, dass sie nicht richtig schlief, aber auch nicht richtig wach war. *Nicht richtig* wach war immerhin besser als die vergangenen Stunden, als sie sich unablässig von einer Seite auf die andere gedreht, die Decke weggestrampelt und wieder hinaufgezogen, das Licht angedreht hatte, um zu lesen, und es wieder abgedreht hatte, den Thermostaten gesucht hatte, um die Heizung kühler zu stellen, dann versucht hatte, das Fenster zu öffnen und anschließend mit der Gewissheit wieder ins Bett gekrochen war, dass sie die ganze Nacht in diesem Zimmer wach liegen würde, das so groß war, dass es eigentlich nicht

voll gestellt hätte wirken dürfen, doch in dem es ihr immer schwerer fiel, zu atmen, und erst recht einzuschlafen. Bei ihrem letzten Blick auf den Wecker – einem kleinen Reisewecker in einem goldfarbenen Gehäuse, den Tony ihr für den Urlaub in Mustique geschenkt hatte – war es halb zwölf gewesen. Seither war die Zeit so langsam dahingekrochen, dass sie fest damit rechnete, den Morgen herandämmern zu sehen, ehe sie überhaupt eingeschlafen war. Doch schließlich hatte sich eine gnädige Mattigkeit über sie gelegt, und als sie zum ersten Mal diese undeutlichen Geräusche in der Dunkelheit vernahm, glaubte sie, geträumt zu haben.

Aber einen Moment später, als sie ganz deutlich ein Lachen hörte, da wusste sie, dass sie nicht schlief.

Sie streckte die Hand aus und drückte den großen Knopf oben auf dem Wecker, überzeugt, dass es schon auf die vier Uhr morgens zuing. Doch die schwarzen Zeiger auf dem leuchtend grünen Zifferblatt zeigten an, dass es erst kurz nach Mitternacht war.

Konnte es tatsächlich möglich sein, dass die Zeit so langsam verging? Es kam ihr vor wie eine Ewigkeit, dass sie das letzte Mal auf die Uhr geschaut hatte – und doch war seither nur eine halbe Stunde vergangen. Seufzend stellte sie das Licht an dem Wecker wieder aus.

Dann hörte sie es wieder.

Gelächter, undeutlich und gedämpft.

Angst durchfuhr sie. Aber wovor sollte sie sich fürchten? An Gelächter war doch nichts Angsteinflößendes. Nicht so, als hätte sie einen Schrei, ein Schluchzen oder ein wirklich gruseliges Geräusch wie ein Ächzen gehört. Doch noch während sie versuchte, die plötzliche Angst abzuschütteln, fiel ihr wieder ein, wie sie und Amber Blaisdall, damals waren sie sieben oder acht Jahre alt, auf der anderen Straßenseite gegenüber dem Rockwell gestanden und die Ohren gespitzt hatten, als eines der älteren Kinder ihnen von all den gruseligen

Dingen erzählte, die sich angeblich in diesem alten Gemäuer zutrugen.

Grässliche Geschichten von Geistern und Monstern und Trollen und Hexen und Menschen fressenden Ungeheuern. Schon damals hatte sie gewusst, dass diese Horrorgeschichten erfunden waren, dass Geister, Monster, Trolle, Hexen und Menschen fressende Ungeheuer nicht existierten. »Das sind nur Geschichten«, hatte ihr Vater erklärt, als er ihr das erste Mal das Märchen von »Hänsel und Gretel« vorgelesen hatte. »Es gibt keine Hexen.« Und dennoch hatte sie danach schlecht geträumt.

Und jetzt, als sie im Dunkeln lag, tauchten all diese Geschichten wieder auf.

Aber es sind einfach nur Geschichten, sagte sich Laurie. Was ich da gehört habe, waren nur Leute unten auf der Straße.

Wie um sich zu beweisen, dass es nichts gab, wovor sie Angst haben musste, stand sie auf und ging ans Fenster, um hinunterzuspähen. Ein paar Autos fuhren die Straße auf und ab, zumeist Taxis mit optimistisch erhellten Leuchtschildern auf dem Dach. Die Nacht war so lau, dass die wenigen Menschen, die noch unterwegs waren, gern zu Fuß gingen. Doch dort am Fenster war von dem Gelächter nichts mehr zu hören, und auch als sie noch ein paar Minuten stehen blieb, hörte sie nichts. Schließlich kroch sie wieder in ihr Bett, lag im Dunkeln, wartete.

Auf den Schlaf?

Oder darauf, dass das Geräusch zurückkehrte?

Dann, gerade als sie abermals am Einschlafen war, passierte es.

Diesmal war es kein Lachen.

Diesmal war es eher ein schniefender Laut!

Und geflüsterte Worte: »Sch! Du wirst die Toten aufwecken!«

Ein Kichern, das so schnell verhallte, wie es erklingen war.

Dann mehr Schniefen und mehr Geflüster, jedoch so leise, dass sie kein Wort davon verstehen konnte. *Aber es klang, als käme es von der anderen Seite der Schlafzimmerwand.*

Abermals verließ sie ihr Bett und drückte das Ohr an die Wand.

Lauter!

Das Zimmer nebenan? Jetzt raste ihr Herz. Ryans Zimmer? War jemand in Ryans Zimmer? Aber sein Zimmer lag auf der anderen Seite des Flurs, in der Nähe der Treppe!

Mehr Geflüster. Und jetzt war sie sicher, Schritte gehört zu haben, als sie ihr Ohr noch einmal an die Mauer presste.

Die Angst, die sie gerade eben erst besiegt zu haben glaubte, kehrte mit unverminderter Wucht zurück, doch Laurie wollte sich davon nicht unterkriegen lassen. Sie ging zur Tür, lauschte, und als sie draußen kein Geräusch hörte, drehte sie den Schlüssel.

Der Bolzen schnappte ein.

Die Tür war abgesperrt!

Und jetzt, was sollte sie jetzt tun?

Nach ihrer Mutter rufen?

Verzweifelt versuchte sie sich daran zu erinnern, wo das Schlafzimmer ihrer Mutter lag. Unten? Nein – auf dieser Etage, da war sie sich ziemlich sicher.

Sie ging zurück zu der Wand, wo sie die leisen Wortfetzen gehört hatte, das Gelächter und die Leute.

Jetzt war nichts mehr zu hören.

Sie stand ganz still, presste das Ohr an die Wand, hielt den Atem an und lauschte angestrengt.

Nichts.

Doch ihr Herz schlug wie wild, und ihr Magen war vor lauter Angst zu einem Knoten zusammengeballt.

Wie lange sie dort stand und in die Stille hinter der Wand lauschte, wusste sie nicht, doch als ihr Kopf zu schmerzen anfang, weil sie das Ohr so fest an die Wand presste, ging sie

wieder zurück in ihr Bett und drückte noch einmal auf den Knopf oben auf ihrem kleinen Wecker.

Drei viertel eins.

Am Bettrand aufgestützt und jetzt hellwach, starrte sie ungläubig auf das Zifferblatt. War tatsächlich erst eine Dreiviertelstunde vergangen, seit sie diese Geräusche erstmals vernommen hatte?

Wie lange schon waren die Geräusche verstummt?, fragte sie sich.

Schließlich stand sie wieder auf, ging zur Tür und lauschte nochmals.

Stille.

Mit angehaltenem Atem drehte sie den Schlüssel wieder in die andere Richtung, und das Zurückschnappen des Bolzens erschreckte sie so, dass sie einen Satz von der Tür zurück machte. Doch dann nahm sie allen Mut zusammen und drehte langsam den Türknapf.

Zog die Tür auf, nur einen Spalt weit.

Hielt das Ohr an den Spalt.

Spähte hinaus in den Flur.

Dort glomm ein schwaches Nachtlicht.

Stille.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie die Tür aufzog und hinaus in den Flur schlich. Sie wollte zum Zimmer ihrer Mutter rennen, die Tür aufreißen und in ihr Bett springen.

Aber welche war die Tür zu Mutters Zimmer?

Und außerdem, ihre Mutter war nicht allein.

Tony würde bei ihr sein.

Vielleicht sollte sie besser wieder zurück in ihr eigenes Bett kriechen.

Aber wenn sie nun wieder dieses Geräusch hörte? Eine Ewigkeit lang stand Laurie im Flur vor ihrer Zimmertür. Der Flur und der obere Treppenabsatz erschienen ihr im matten Schein des Nachtlichts noch größer als noch vor kurzem auf

dem Weg in ihr Zimmer. Aber den Flur entlang, nur ein paar Meter weiter, befand sich die Tür zu dem Zimmer, das an ihres angrenzte.

Das Zimmer, in dem sie die Geräusche gehört hatte.

Hatte sie tatsächlich etwas gehört?

Möglicherweise nicht – vielleicht war sie eingeschlafen, und die Geräusche hatten nur in ihrem Traum existiert.

Aber wenn nicht – wenn in diesem Zimmer Leute waren ...

Plötzlich fühlte sie sich wie innerlich zerrissen. Ein Teil von ihr wollte loslaufen und ihre Mutter suchen, ein anderer wollte sich wieder in ihr Zimmer zurückziehen, die Tür verriegeln und sich die Decke über den Kopf ziehen.

Doch ein dritter Teil von ihr – ein Teil, der mit jedem Atemzug stärker zu werden schien – wollte zu der besagten Tür gehen, sie öffnen und in dieses Zimmer schauen.

Tu das nicht, ermahnte Laurie sich selbst. Doch während sie sich stumm den Befehl erteilte, trugen ihre Beine sie bereits den Flur entlang. Ein paar Sekunden später blieb sie mit klopfendem Herzen und flachem Atem vor der Mahagonitür stehen. Der verzierte Türknauf aus Kristall schien von innen heraus zu leuchten, als er die Strahlen des Nachtlichts einfiel und in regenbogenfarbene Lichtpunkte brach.

Und als sich Lauries Finger um den Knauf schlossen, kam er ihr beinahe warm vor, als hätte das seltsame Licht darin ihn aufgeheizt. Sie zögerte, während ein Teil ihres Bewusstseins sie immer noch anbrüllte, zurück in ihr Zimmer zu laufen, die Tür zu versperren und unter ihre Decken zu kriechen. Doch dieser andere Teil – der, der wissen wollte – gewann die Oberhand.

Sie drehte den Türknauf und stieß die Tür auf.

Wartete, zu angespannt, um Luft holen zu können.

Aber nichts geschah – der Raum hinter der Tür war genauso still wie finster.

Nach einer Weile überwand sich Laurie, griff um den

Türstock, tastete nach dem Lichtschalter und drückte ihn.

Der Kristalllüster, der gleiche wie in ihrem Zimmer, leuchtete auf und vertrieb die Dunkelheit.

Der Raum war leer.

Leer und still.

Totenstill.

Etliche lange Sekunden stand Laurie in der Tür, während ihr Blick jeden Winkel des Zimmers erforschte. Es war beinahe so groß wie ihres, aber nicht nur mit einem Bett ausgestattet, sondern auch noch mit einer Chaiselongue, einem Ohrensessel, einem Sekretär und einem Tisch.

Alle diese Möbel waren unter weißen Leintüchern verborgen, um sie gegen Staub zu schützen.

Der Raum machte den Eindruck, als hätte ihn seit Jahren niemand mehr betreten.

Kein Mensch befand sich darin – kein Wispern oder Kichern oder Lachen war zu hören, kein Schlurfen von Füßen.

Sie blickte einfach in ein unbewohntes Zimmer.

Also war es doch nur ein Traum gewesen – ein Streich, den ihre Fantasie ihr gespielt hatte.

Leise schloss sie die Tür, ging zurück in ihr Zimmer, schloss auch hier die Tür und verriegelte sie, ehe sie wieder in ihr Bett schlüpfte.

Und lag noch gut eine weitere Stunde wach, verfolgt nicht nur von den seltsamen Geräuschen, die aus der Dunkelheit gekommen waren, sondern auch von den Geschichten, die sie lange hinter sich gelassen zu haben glaubte.

14. Kapitel

Die Stimmen schwebten noch immer spürbar im Raum, als Laurie langsam erwachte und sich fühlte, als hätte sie die ganze Nacht überhaupt kein Auge zugetan. Doch die Morgensonne, die von Osten her in ihr Zimmer flutete, brachte die wispernden Stimmen rasch zum Schweigen, und als sie aus dem Bett stieg und zum Fenster ging, um hinunter in den Park zu schauen, verschwanden die Ängste der vergangenen Nacht endgültig. Sie zog ihren Morgenmantel an und hüpfte die Treppe hinunter, und noch ehe sie den Treppenabsatz erreicht hatte, roch sie schon den herrlichen Duft von gebratenem Speck. Sie folgte dem Duft in die Küche und erwartete, ihre Mutter am Herd stehen zu sehen.

Stattdessen stand dort Tony Fleming.

Plötzlich unsicher, blieb Laurie in der Küchentür stehen. Was sollte sie jetzt tun?

Warum hatte sie auf einmal das Gefühl, als gehörte sie hier nicht her?

Auf Mustique war das ganz und gar nicht so gewesen. Dort war Tony beinahe jeden Morgen als Erster aufgestanden, und gewöhnlich war Laurie die Nächste gewesen. Meist saß er im Wohnzimmer, trank seinen Kaffee und blickte aufs Meer hinaus. Sie hatte sich dann ein Glas von dem frisch gepressten Orangensaft eingegossen, den die Köchin immer auf die Anrichte vor der Küche stellte, und anschließend hatten Tony und sie Pläne für den Tag geschmiedet.

Aber an diesem Morgen war auf einmal alles anders. Sie waren nicht mehr auf Mustique, und das hier war nicht das Haus, das sie für zwei Wochen gemietet hatten. Das hier war Tonys Wohnung und Tonys Küche und plötzlich wusste Laurie nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sollte sie einfach in die Küche gehen? Sie schaute sich nach einem Krug mit

Orangensaft um, fand aber keinen.

Sollte sie im Kühlschrank nachsehen, wie sie es Zuhause getan hätte?

Oder zurück in ihr Zimmer gehen, bis ihre Mutter herunterkäme?

Doch noch ehe sie eine Entscheidung fällen konnte, drehte Tony sich zu ihr um, lächelte sie an und nickte Richtung Kühlschrank. »Kein Personal«, sagte er. »Nur wir. Im Kühlschrank steht Orangensaft. Leider nicht frisch gepresst, nachdem wir uns jetzt selbst versorgen müssen.«

Laurie machte den Kühlschrank auf und fand einen Karton mit Orangensaft, der noch ungeöffnet war.

»Soll ich dir verraten, wo die Gläser stehen, oder willst du selbst herumstöbern, bis du sie findest?«

Laurie sah sich in der Küche um, die größer war als ihr Wohnzimmer in der 76. Straße. Vor einem der Fenster stand ein Tisch mit vier Stühlen, und von der Spüle aus sah man hinunter in den Park. Es gab zwei große Öfen, einen Herd mit sechs Flammen und eine Arbeitsfläche, an der leicht ein Dutzend Köche hätten arbeiten können. In ihre alte Küche hatten sie zu viert gerade so hineingepasst, und das einzige Fenster hatte in einen schmalen Schacht hinausgeführt, den der Hausmeister als Lichtschacht bezeichnete, obwohl dort kaum genug Licht hereinfiel, um entscheiden zu können, ob draußen Tag war oder Nacht. Laurie musterte die Reihe von Hängeschränken über der ganzen Länge der Arbeitsfläche und entschied, dass die Gläser in der Nähe der Spüle sein könnten.

»Gute Spürnase«, bemerkte Tony, als sie eine Schranktür öffnete, hinter der sich zwei Regale voll mit Gläsern in den unterschiedlichsten Größen befanden. »Wie hast du geschlafen?«

Wieder war Laurie unsicher, wie sie sich verhalten sollte. Sollte sie ihm von den Stimmen erzählen, die sie gehört hatte? Dass sie sich gefürchtet hatte? Doch ehe sie den Mund

aufmachen konnte, erschien ihre Mutter in der Küche, noch halb verschlafen, ließ sich von Tony eine Tasse Kaffee in die Hand drücken und setzte sich dann auf einen der Stühle. »Ich mache gleich Frühstück«, sagte sie. »Lasst mich erst einen Schluck Kaffee trinken.«

Verschwörerisch zwinkerte Tony Laurie zu. »Falls es dir entgangen sein sollte, haben einige von uns nicht den halben Vormittag verschlafen. Das Frühstück ist so gut wie fertig.«

Als dann Ryan in die Küche geschlurft kam – in denselben Kleidern wie am Abend zuvor – war Caroline ganz wach. Laurie stellte einen Teller mit Rühreiern und Schinken vor sie auf den Tisch, und als sie zu ihr hochsah, um ihr zu danken, und ihr Gesicht nun genauer betrachtete, erstarben die Worte auf ihren Lippen. Laurie sah an diesem Morgen noch erschöpfter aus als am Abend zuvor. »Fühlst du dich nicht wohl?«, erkundigte sie sich besorgt.

Laurie zuckte unbestimmt die Schultern, wusste nicht, ob sie ihr die Wahrheit sagen sollte. Denn hier in der sonnendurchfluteten Küche kamen ihr die Ängste, die sie gestern Nacht ausgestanden hatte, als sie glaubte, im Nebenzimmer Stimmen gehört zu haben, geradezu lächerlich vor. »Doch, mir geht es gut. Nur ...«

»Nur was?«, hakte Caroline nach und fühlte mit der Hand die Stirn ihrer Tochter. Sie war nicht heiß, im Gegenteil, sie fühlte sich sogar kühl an. »Bist du krank?«

Laurie schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe nur nicht sehr gut geschlafen.«

Skeptisch kniff sie die Brauen zusammen, doch ehe sie etwas sagen konnte, meldete sich Ryan zu Wort.

»Ich habe überhaupt nicht geschlafen«, verkündete er. »Ich hasse diese Wohnung.«

Verwundert musterte Caroline erst Laurie dann Ryan. Ryan sah keineswegs so müde aus wie seine Schwester und hatte auch nicht diese dunklen Ringe unter den Augen. »Was ist

los?«, fragte sie. »Was hat dich wach gehalten?«

Ryan machte ein finsternes Gesicht. »Geister oder so was, genau wie Jeff Wheeler gesagt hat! Sie haben gelacht und geflüstert.«

»Geister?«, wiederholte Caroline und sah Laurie verdutzt an. »Weißt du, wovon er spricht?«

Laurie war unsicher. »Es gibt keine Geister«, begann sie.

»Doch, die gibt es schon!«, brauste Ryan auf. »Jeff Wheeler hat gesagt –«

Caroline hob die Hand, um Ryans Redefluss zu stoppen. »Ich will nur wissen, was passiert ist.« Dann wandte sie sich an Laurie. »Hast du auch etwas gehört?«

Laurie nickte zögernd. »Ja, irgendwas schon«, gab sie zu. »Es ... na ja, es war, als wären Leute in der Wohnung gewesen.«

»Dem war ja auch so«, sagte Tony, der sich als Letzter zu ihnen an den Tisch gesellte. »Den ganzen Nachmittag und Abend.«

Aber Laurie schüttelte den Kopf. »Nein, später, nachdem wir ins Bett gegangen sind.« Nun erzählte sie ihrer Mutter und Tony, was sich in der Nacht abgespielt hatte.

»Und du hast das auch gehört?«, erkundigte Caroline sich bei Ryan. Der nickte und sah sie kampfeslustig an, als erwartete er von ihr zu hören, dass er sich das nur eingebildet hätte. Nun fragte Caroline auch Tony. »Hast du etwas dergleichen gehört?«

Tony verneinte. »Aber ich behaupte nicht, dass die Kinder sich irren. Ich habe geschlafen wie ein Toter, und du auch, meine Liebe.«

In diesem Augenblick klingelte es an der Tür, und Tony stand auf, um nachzusehen. Gleich darauf schallte Virginia Estherbrooks Stimme durch die Diele: »Muffins!«, krächte sie vergnügt und stand auch schon in der Küchentür, mit einer makellosen, frisch gestärkten Schürze über einem Kleid, das,

wie Caroline vermutete, aus dem Stück »Picknick« stammte, in dem die alte Dame vor einigen Jahrzehnten gespielt hatte. In der Hand trug sie einen Korb, zugedeckt mit einem rot-weiß karierten Geschirrtuch, das eine Requisite aus demselben Stück hätte sein können, und sah aus, als hätte sie tatsächlich, wie sie gestern angekündigt hatte, einen ganzen Monat geschlafen. »Ich konnte einfach nicht umhin, den Kindern ein paar Muffins zu bringen«, flötete sie und tänzelte durch die Küche, als stünde sie auf der Bühne, und stellte den Korb genau zwischen Laurie und Ryan ab. »Na, na, Finger weg«, tadelte sie und gab Caroline einen Klaps auf die Finger, als diese das Geschirrtuch von dem köstlich duftendem Gebäck ziehen wollte. »Muffins sind gut für Kinder, aber Sie wissen ja, was sie bei uns Frauen anrichten.« Sie deckte selbst den Korb ab und legte je einen Muffin auf Lauries und Ryans Teller. »Lasst es euch schmecken, meine Lieben«, rief sie auffordernd und musterte dann Lauries Gesicht mit einem scharfen Blick. »Du siehst ein bisschen spitz aus um die Nase.«

»Ich ... ich habe nicht gut ge –«, begann Laurie, wurde aber von ihrem Bruder unterbrochen.

»Wir haben Geister gehört!«, erklärte er.

Virginia Estherbrook verzog das Gesicht zu einer dramatischen Schreckensmiene. »Geister? Was du nicht sagst! Ich wäre auf der Stelle tot umgefallen!«

»Irgendwie glaube ich nicht so recht, dass es Geister waren, Miss Estherbrook«, wiegelte Caroline ab.

»Virgie«, wurde sie von der einstigen Diva korrigiert. »Miss Estherbrook klingt so schrecklich alt, findest du nicht?«

»Es waren nur Stimmen«, sagte Laurie. »Wie auf einer Party. Es hat sich so angehört, als fände diese Party in dem Zimmer neben dem meinen statt.«

Virgie Estherbrook griff sich an die Stirn. »Oje, meine armen Kinder, das tut mir aber Leid!«, rief sie aus. »Das war meine Schuld! Ich hatte gestern Abend ein paar Freunde bei

mir, und wir haben uns einfach *prächtig* amüsiert – ihr wisst ja, wie Schauspieler sind –, wir sind es so gewöhnt, Rollen zu spielen, dass wir gar nicht mehr damit aufhören können. Und in diesen alten Gemäuern –« Sie verstummte, und setzte eine so übertrieben tragische Miene auf, dass Caroline alle Mühe hatte, nicht laut loszuprusten. »Wie kann ich das je wieder gutmachen? Die armen Kleinen müssen sich ja zu Tode gefürchtet haben!«

»Na, so schlimm war es nun auch wieder nicht«, begann Caroline, doch Virginia Estherbrook schüttelte heftig den Kopf.

»Das war ganz schrecklich gedankenlos von mir, und ich verspreche euch, dass so was nie wieder vorkommt.« Sie fiel vor Lauries Stuhl auf die Knie und rang theatralisch die Hände. »Kannst du mir das jemals verzeihen?«

»Wenn ein Kritiker diese Vorstellung sähe, würden Sie unter Garantie nie wieder eine Rolle bekommen«, bemerkte Tony Fleming, womit er sich einen bitterbösen Blick der alten Dame einhandelte, ehe diese sich erhob. Als sie dann weitersprach, hatte ihre Stimme wieder eine normale Tonlage angenommen.

»Ganz gleich, was Tony meint: Mir tut es Leid, und ich sehe zu, dass es nicht wieder vorkommt. Einverstanden?«

»Selbstverständlich«, beeilte sich Caroline zu versichern und wandte sich an Ryan. »Siehst du? Keine Geister. Nur eine Party.«

»Seid nur froh, dass sie nicht Lady Macbeth geprobt hat«, warf Tony ein. »Das wäre wirklich gruselig gewesen.«

Doch auch nachdem Virginia Estherbrook gegangen war, machte Ryan noch immer keinen ganz überzeugten Eindruck. »Ich mag dieses Haus nicht«, wiederholte er stur. »Ich will nach Hause.«

»Du bist zu Hause«, erklärte Tony ihm. »Probier mal einen von den Muffins – dann wirst du die gestrige Nacht schnell vergessen.«

Der Junge starrte seinen Stiefvater finster an. »Ich muss nichts essen, was ich nicht will.«

»Ryan!«, sagte Caroline etwas schärfer als beabsichtigt. Die Augen des Jungen weiteten sich, er wollte etwas sagen, schien dann aber seine Meinung zu ändern. »Das war nur die erste Nacht«, versuchte Caroline ihn zu besänftigen. »Es wird alles gut werden.«

»Ich hasse diese Wohnung«, erklärte Ryan mit verstockter Miene. Und ich hasse mein Zimmer. Ich will nach Hause!«

Wieder kam Tony Caroline zuvor. »Dein Zimmer wird dir sicher besser gefallen, wenn du es wirklich zu deinem machst«, schlug er vor. Ryan sah ihn argwöhnisch an.

»Pass auf, ich sage dir was«, fuhr Tony fort. »Wenn du heute Schulkleidung einkaufen gehst, kannst du dich doch auch gleich nach Tapeten oder Möbeln für dein Zimmer umsehen. Du kannst es ganz nach deinem Geschmack einrichten, und in ein paar Wochen wirst du das Gefühl haben, dass du schon immer hier wohnst.« Nun wandte er Caroline seine Aufmerksamkeit zu. »Man könnte doch gleich mit den Kinderzimmern anfangen, nicht wahr? Und dann kannst du dich weiter durch die ganze Wohnung arbeiten.« Er lachte über ihre überraschte Miene. »Glaubst du, ich habe nicht mitgekriegt, worüber du mit deinen Freundinnen gestern gesprochen hast? Ich kann zwar nicht von den Lippen ablesen, aber ich kann deutlich erkennen, wenn eine Frau die Renovierung einer Wohnung für angebracht hält. Also, lass deiner Fantasie freien Lauf, nur mein Arbeitszimmer bleibt bitte unangetastet. Das ist der einzige Raum, den ich so mag, wie er ist.«

Laurie war sofort Feuer und Flamme, ihr Zimmer umzugestalten, Ryan aber schwieg trotzig, und der Ausdruck auf seinem Gesicht sagte Caroline, dass er sich auch weiterhin äußerst unkooperativ zeigen würde. Er hatte weder gewollt, dass sie Tony heiratete, noch dass sie in diese Wohnung zogen.

Und er schien wild entschlossen, sich auch gegen alle gut

gemeinten Vorschläge von Tony zu sperren.

Und Caroline wusste nicht, wie sie das ändern könnte.

Mit einem skeptischen Blick betrachtete Ryan die Fahrstuhlkabine. »Was ist, wenn das Seil reißt?«

»Das reißt nicht«, erwiderte Caroline schroff, die ihre Verstimmung nicht verbergen konnte. Sie war mit den Kindern auf dem Weg in die Stadt, um Farben und Tapeten für ihre Zimmer auszusuchen. Ryan hatte seit mindestens drei Stunden kaum ein Wort gesprochen und nur verstockt dagesessen, als Tony ihn dazu animieren wollte, sein Zimmer auszumessen.

»Du musst genau wissen, wie groß dein Zimmer ist«, hatte Tony ihm erklärt. »Wenn du einen Teppich findest, der dir gefällt, musst du doch wissen, ob er auch passt, stimmt's? Und du musst ausrechnen, wie viele Rollen Tapete du brauchst, und wo ein Möbelstück hinpasst und wo nicht. Warte, ich zeige dir, wie man so was macht.« Er hatte irgendwo einen Block mit Millimeterpapier, Lineal und Maßband gefunden und sich dann mit dem Jungen hingesetzt, um ihm beizubringen, wie man die Raummaße auf Millimeterpapier überträgt.

Ryan hatte ihm zugesehen, aber die Feindseligkeit gegenüber seinem Stiefvater übertraf jegliches Interesse, das er für die Sache hätte aufbringen können, und so weigerte er sich beharrlich, die Messarbeiten selbst in die Hand zu nehmen. Die meiste Zeit lümmelte er auf seinem Bett und rammte die Faust in den Handschuh, den Mr. Albion ihm geschenkt hatte. Oder genauer gesagt bis zu dem Moment, als Tony Flemings Finger sich plötzlich so fest um sein Handgelenk schlossen, dass es wehtat.

»Hör mir zu, wenn ich mit dir rede, Ryan«, sagte er, und obwohl er leise sprach, lag eine Härte in seiner Stimme, die Ryan zurückweichen ließ. Doch Tonys Blick hielt den seinen genauso unerbittlich fest wie seine Finger, die ihm schier das Handgelenk zerquetschten. »Du und ich, wir beide werden

dieses Projekt zu Ende führen, und du wirst zumindest so tun, als ob du daran interessiert wärst. Verstanden?»

Ryan nickte nur. Die kalte Stimme seines Stiefvaters, der harte Blick und sein fester Griff hatten ihm die Sprache verschlagen.

Caroline und Laurie hatten sich derweilen auf Lauries Zimmer konzentriert, und als sie fertig waren, war auch Tony so weit und hatte Ryan mit einer Mappe ausgestattet, die nicht nur einen Plan der Bodenfläche enthielt, sondern auch detaillierte Diagramme der vier Wände. Der Schrank war eingezeichnet, ebenso die Position der Steckdosen, und es war vermerkt, wie viel Raum die Türen einnehmen würden, wenn man sie öffnete. Als Caroline darauf bestanden hatte, dass Ryan sich bei Tony für dessen Mühe bedankte, hatte der Junge etwas genuschelt, das sich zwar nicht wie ein »Danke schön« anhörte, das Tony aber bereitwillig akzeptierte. Und jetzt, als Caroline die altmodische Fahrstuhlür aufzog, fand ihr Sohn wieder etwas, worüber er sich beklagen konnte. Den Fahrstuhl!

»Ich gehe zu Fuß«, erklärte er schließlich, ohne sich um die wütenden Blicke seiner Schwester zu kümmern.

»Wie du meinst«, seufzte Caroline, die keine Lust hatte, sich mit Ryan über die Benutzung des Fahrstuhls zu streiten. »Wir sehen uns unten in der Lobby.« Laurie und sie stiegen in die Kabine, und als Ryan die Treppen hinabflog, drückte Laurie auf den Knopf mit dem Aufdruck LOBBY. Es gab ein surrendes Geräusch, schepperte ein paar Mal, dann ruckte die Kabine und für einen Moment hatte Caroline Angst, dass Ryan Recht gehabt haben könnte. Eine Sekunde später schien sich der Aufzug jedoch auf seine Bestimmung zu besinnen und begann langsam nach unten zu schweben. Als er schließlich mit einem Ruck zum Stehen kam, erwartete Caroline, Ryan grinsend vor der Tür stehen zu sehen.

Stattdessen stand er stocksteif auf der vorletzten Stufe, den

Blick nicht auf sie, sondern in die Lobby gerichtet, die Augen weit aufgerissen und mit einem Ausdruck im Gesicht, als wollte er auf der Stelle kehrtmachen und die Treppe wieder hinaufrennen. Caroline folgte Ryans Blickrichtung und einen Moment lang glaubte sie beinahe, der Fahrstuhl hätte sie in die Eingangshalle eines anderen Gebäudes gebracht.

Jeder Sessel und jedes Sofa in der großen Halle schienen besetzt zu sein, und ein gutes halbes Dutzend Leute standen. Zuerst erkannte Caroline niemanden, doch dann entdeckte sie Irene Delamond. Neben ihr in einem Rollstuhl saß ihre Schwester Lavinia, die sich ein Wolltuch um die spitzen Schultern gelegt hatte.

Außer ihr saßen noch zwei andere Leute im Rollstuhl, und als Caroline aus dem Aufzug stieg, kam einer von ihnen zögernd auf sie zugefahren. Der Mann sah aus, als habe er die neunzig schon hinter sich, und als er vor Ryan zum Stehen kam, sprach er mit einer Stimme, die nicht weniger zitterte als die Hand mit den krummen, geschwollenen Fingern, die einen Schokoriegel umklammerten und sich Ryan entgegenreckten. »Da bist du ja! Und genauso kräftig wie Irene dich beschrieben hat!« Aus wässrigen, tief eingesunkenen Augen starrte er Ryan an. »Magst du Schokolade, Junge?«

Instinktiv wich Ryan vor dem seltsamen Äußeren des Greises zurück.

»Um Himmels willen, George, du machst ihm ja Angst«, rief Irene, die rasch herbeieilte und sich zwischen Ryan und den alten Mann schob. Mit einem missbilligenden, leisen Tz, Tz warf sie einen Blick auf die Leute, die sich in der Lobby versammelt hatten, und schenkte Caroline dann ein reumütiges Lächeln. »Ich habe ihnen gesagt, sie sollen zu Hause bleiben und Sie in Ruhe lassen, aber hier in diesem Haus darf man niemandem etwas erzählen.«

Caroline, die immer noch nicht genau wusste, was da vor sich ging, betrachtete verunsichert die Gruppe von Menschen,

die immer näher kamen, lächelten und die Hände ausstreckten.

»Sie möchten nur gern Sie und die Kinder kennen lernen, das ist alles«, erklärte Irene.

»Wenn es nach Irene gegangen wäre, hätten wir sie überhaupt nie kennen lernen dürfen«, warf eine Frau ein, die in etliche Lagen Wolle gehüllt war. »Nur weil sie Sie zuerst kennen gelernt hat, glaubt sie, Sie zu besitzen.«

»Uns besitzen«, wiederholte Caroline verwundert. Wovon sprach diese Frau eigentlich? Was um alles in der Welt ging hier vor?

»Nun beruhige dich wieder, Tildie«, gab Irene zurück. »Niemand besitzt hier irgendjemanden.« Damit wandte sie sich wieder an Caroline. »Es ist nur so, dass sie alle sich Sorgen um Anthony gemacht haben, und seit sie wissen, dass er wieder geheiratet hat, sprechen sie von nichts anderem mehr.« Sie schüttelte den Kopf. »Die wenigsten von ihnen können die Wohnung noch verlassen, und wieder junge Menschen im Haus zu wissen – tja, da kann man ihnen kaum einen Vorwurf machen, nicht wahr?« Einen nach dem anderen stellte Irene ihre Nachbarn Caroline, Laurie und Ryan vor, und jeder von ihnen hatte den Kindern etwas mitgebracht.

Süßigkeiten, wie Caroline ganz und gar nicht begeistert feststellte, von denen den Kindern nicht nur übel werden würde, sondern die ihnen auch noch die Zähne ruinierten. »Das ist heute eine Ausnahme, das verspreche ich Ihnen«, sagte ein Mann mit stechend blauen Augen und dichtem grauem Haar. »Ich bin Arzt, ich weiß um diese Dinge.«

»Dr. Humphries«, warf Irene Delamond ein. »Ich weiß nicht, was wir ohne ihn anfangen.«

»Ach, Sie würden alle wunderbar zurechtkommen«, erwiderte der Doktor, ehe er seine Aufmerksamkeit wieder auf Caroline konzentrierte. »Kinder sind widerstandsfähig«, sagte er. »Viel mehr als wir Erwachsene. Lassen Sie sie ihre Süßigkeiten genießen.« Sein Blick streifte Laurie und Ryan.

»Kräftige, gesunde Kinder, alle beide. Sie werden uns gut tun – wir werden alt und brauchen frische Energie um uns herum, wenn Sie verstehen, was ich meine?« Er griff nach Ryans Oberarm und drückte ihn probeweise. »Gut ausgebildete Muskeln – ein Bursche, der nicht den ganzen Tag vor dem Fernseher verbringt«, konstatierte er und fügte nach einer kleinen Verbeugung vor Caroline hinzu: »Das schätze ich sehr. Aber nun möchte ich Sie wieder den guten Wünschen ihrer Nachbarn überlassen.«

Außer dem Doktor, Tildie Parnova und George Burton war da auch Helena Kensington mit einem weißen Blindenstock in der Hand und einer dunklen Sonnenbrille, die fragte, ob sie die Gesichter der Kinder berühren dürfe.

»Du wirst sie erschrecken, Helena«, versuchte Irene sie davon abzuhalten. »Aber ich kann dir beschreiben, wie sie aussehen.«

Hilfe suchend schaute Laurie ihre Mutter an, doch als sie sah, wie Ryan sich hinter Caroline drückte, um sie zwischen sich und die blinde alte Frau zu schieben, fasste sie ihren Entschluss. »Nein, das ist schon in Ordnung«, sagte sie und versuchte sich dabei nicht anmerken zu lassen, dass sie sich fürchtete. Mutig griff sie nach Helenas faltiger Hand, legte sie auf ihr Gesicht und unterdrückte ein Zucken, als die Finger der alten Frau die Konturen ihres Unterkiefers nachzogen.

»So ein hübsches Mädchen«, sagte Helena. »Gute, starke Knochen.« Ihre Finger wanderten höher, und Laurie lief es kalt über den Rücken, als die alte Frau ihr Haar befüngerte, dann die Stirn und die Augenbrauen. Zum Abschluss kniff sie sie in die Wange. »So jung«, seufzte sie. »Und die Haut, so straff –«

»Helena!« Irene Delamonds Stimme war so scharf, dass Laurie zusammenzuckte, und Helena die Hand sinken ließ. Doch schon einen Moment später streckte sie sie schon wieder tastend aus.

»Wo ist der Junge?«, bettelte sie förmlich. »Kann ich den

Jungen nicht auch berühren?« Ryan drückte sich an seine Mutter. »Ist er wie das Mädchen?«, fuhr sie fort und reckte die Hand immer wieder ins Leere. Als sie merkte, dass es erfolglos war, ließ sie die Hand sinken. »Was Sie für eine hübsche Tochter haben. Sie müssen sehr stolz sein.«

»Das bin ich auch«, erwiderte Caroline und legte schützend den Arm um Ryan. Während Irene ihnen immer mehr Leute vorstellte, drückte sich nun auch Laurie immer enger an ihre Mutter, und irgendwann bekam Caroline klaustrophobische Anwandlungen. Die Kinder und die Nachbarn, die ihr immer dichter auf den Pelz rückten, und der Geruch der süßlichen schweren Parfüms, die ältere Damen zu bevorzugen schienen, raubten ihr schier den Atem. Und als sie schließlich durch die schwere Eichentür nach draußen traten – die Geschenke der Nachbarn hatte sie bei Rodney gelassen –, saugte Caroline die frische Luft tief in ihre Lungen.

»Puh, das hatte ich nun wirklich nicht erwartet«, sagte sie, als dieses Engegefühl endlich nachließ. »Ihr zwei seid anscheinend das Aufregendste, was sich seit Jahren dort ereignet hat!«

»Die sind komisch«, befand Ryan. »Was wollten die von uns?«

»Gar nichts – nur euch kennen lernen.«

»Aber die haben dauernd nach mir gegriffen«, brummte Ryan und erschauerte bei der Erinnerung an die Finger, die seinen Arm gedrückt und ihn in die Rippen gepiekt hatten.

»Sie sind nur alt und einsam«, erklärte ihm Caroline. »Manche Menschen werden im Alter ein wenig sonderbar.«

Auf der Straße drehte Ryan sich noch einmal zu dem Gebäude um, das sie soeben verlassen hatten. Die große Eingangstür stand offen, und Dr. Humphries schaute hinaus.

Nein, er schaute *ihn* an.

Während sich die Türen langsam schlossen, und Dr. Humphries verschwand, lief es Ryan eiskalt über den Rücken.

15. Kapitel

»Nate?«

Nathan Rosenberg blickte von seiner Arbeit hoch und sah Andrea Costanza in der Tür seines Arbeitsbereichs stehen, was ihn insofern nicht überraschte, als er sich bereits seit über einer Stunde redlich bemühte, das nervtötende Getrommel ihrer Finger zu überhören. Dreimal hatte er der Versuchung widerstanden, sich über den Raumteiler zu beugen und sie zu fragen, was denn los sei, doch alle drei Male hatte er entschieden, dass sie ebenso gut zu ihm kommen konnte, falls sie seinen Rat benötigte. Und jetzt grinste er sie an und trommelte seinerseits viel sagend auf seiner Schreibtischplatte herum. »Ich habe dich schon erwartet.«

»Manchmal glaube ich, dass ich dich aus tiefster Seele hasse«, erwiderte Andrea, obwohl ihr Tonfall ihre Worte Lügen strafte. »Also, erzähl mir mehr von diesen Osteopathen und Homöopathen, auf die du so schwörst.«

Nates Getrommel verstummte. »Das Mayhew-Mädchen schon wieder?«

»Ja. Gestern habe ich eine Freundin besucht, die seit kurzem im Rockwell wohnt, und da kam auch Rebecca mit den Albions vorbei. Sie sah aus, als hätte sie noch mehr Gewicht verloren, und ihre Haut war so dünn und blass, dass man meinte, durchschauen zu können.«

»Offensichtlich ist sie aber nicht mehr ans Bett gefesselt. Bedeutet das nicht, dass es ihr besser geht?«

»Das bedeutet nur, dass ihr Arzt nicht genug für sie tut«, konterte Andrea. »Und ich kann ihn nicht finden.«

Rosenberg runzelte die Stirn. »Was meinst du damit, du kannst ihn nicht finden?«

»Alles, was ich ausfindig gemacht habe, ist seine Adresse im Rockwell.«

»Dann hast du ihn ja gefunden. Und weiter?«

»Ich meine, ich kann seine Praxis nirgends finden.«

»Warum muss er unbedingt eine Praxis haben?«

Andreas Blick besagte ganz offen, dass sie Nate für absolut begriffsstutzig hielt. »Dort empfängt ein Arzt gemeinhin seine Patienten. Oder lebst du in einer Art Parallelwelt, wo alles anders ist?«

Nate Rosenberg lehnte sich entspannt zurück, legte die Füße auf den Schreibtisch und verschränkte die Hände im Nacken. »Jetzt hör dir die Geschichte von unserer alten Hausärztin draußen auf Long Island an: Sie ist inzwischen beinahe neunzig, würde sich gern zur Ruhe setzen, aber ihre Patienten lassen das nicht zu. Sie hat ihre Praxis bereits vor vierzig Jahren geschlossen und arbeitet seither nur noch von zu Hause aus. Sie hat keine Assistentin, keine Helferin, nichts. Aber die Patienten strömen nur so zu ihr, weil sie eine hervorragende Diagnostikerin ist. Also, bevor du irgendwelche Schlüsse ziehst – wie war noch sein Name?«

»Humphries. Theodore Humphries.«

»Richtig. Sag mal, warum schaust du dir den Knaben nicht erst einmal an, bevor du entscheidest, dass mit ihm was nicht stimmt?« Nate nahm die Füße vom Schreibtisch, schwang sich zu seinem Computer herum, hackte kurz auf der Tastatur herum, dann griff er zum Telefon, wählte eine Nummer und reichte Andrea den Hörer.

Im nächsten Augenblick hörte sie am anderen Ende eine tiefe Stimme. »Hier spricht Doktor Humphries. Was kann ich für Sie tun?«

Da stimmt was nicht, sagte sich Andrea, als sie am Nachmittag die schwere Eingangstür des Rockwell aufzog und das Vestibül betrat. Kein Mensch bekommt bei einem Arzt am selben Tag noch einen Termin. Schon gar nicht an einem Freitag. Und kein Arzt geht selbst ans Telefon. Kurz darauf öffnete der

Hausmeister – oder Portier oder was immer seine Funktion war – die innere Glastür und ließ sie ins Foyer. Im ersten Moment war sie ein wenig verwirrt; etwas hatte sich verändert, aber sie wusste nicht, was. Sie schaute sich um, aber nichts schien anders zu sein. Und dennoch ... Dann kam sie drauf. Das Licht in der riesigen Halle schien heller zu sein und ließ den Raum ein wenig freundlicher erscheinen. Doch als der Portier sie ansprach, tat er das mit demselben Friedhofsflüstern wie sonst auch. »Doktor Humphries erwartet Sie. Fünfter Stock, dann nach links und bis ans Ende des Flurs.«

Fünfter Stock. Caroline wohnte auf der gleichen Etage. Der Aufzug ächzte nach oben, blieb scheppernd stehen, und Andrea schob die Tür auf. Sie wandte sich nach links, ging um das große Stiegenhaus herum, das sich um den Aufzugschacht wand und entdeckte dann auf der gegenüberliegenden Seite von Caroline und Tony Flemings Wohnung, wonach sie gesucht hatte: eine reich verzierte Mahagonitür mit einem diskreten Bronzeschild, dessen grünliche Patina den Namen beinahe unleserlich machte: THEODORE HUMPHRIES, D.O.

Neben der Tür befand sich ein bronzener Klingelknopf, eine Spur heller als das Namensschild, doch als Andrea den Finger danach ausstreckte, hielt sie unvermittelt inne.

Vielleicht sollte sie einfach wieder umkehren, bei Caroline läuten und die ganze Sache vergessen. *Unsinn*, schalt sie sich, sobald der Gedanke Form angenommen hatte. *Du bist hier, um etwas zu erledigen, also tu deine Arbeit*. Und immer noch zögerte sie.

Warum?

Dann wusste sie es. Es war die Stille. Hier gab es keinerlei Geräusche, keine Türen, die auf oder zu gingen, keine Bewegung in den Fluren. Selbst der Aufzug rührte sich nicht.

Ein Schauer durchfuhr sie, als diese Stille sie wie ein Nebelschleier umhüllte. *Mach dich nicht lächerlich. Du bist eben an diese Wohnhäuser mit Horden lärmender Kinder*

gewöhnt, wo man sein eigenes Wort nicht versteht. War es auch so still gewesen, als sie Rebecca bei den Albions besucht hatte? Sie versuchte sich zu erinnern.

Und, was besagte das? In dem Haus war es nun einmal still. Na und? Entschlossen drückte sie auf die Klingel, dann zwang sie sich dazu, ganz gelassen vor der Tür zu stehen, nicht über die Schulter zu spähen und auch nicht dem plötzlichen Verlangen nachzugeben, die Treppe hinunterzurennen, ehe Dr. Humphries auf ihr Klingeln reagierte.

Dann ging die Tür auf, und sie stand dem Mann gegenüber, den sie schon einmal gesehen hatte, als er in die Wohnung der Albions ging.

Und er erkannte sie offenbar auch wieder, denn er zog die Tür weit auf, trat einen Schritt zurück und winkte sie mit einem Lächeln herein. »Jetzt fällt es mir wieder ein«, sagte er, und seine tiefe Stimme füllte mühelos die geräumige Diele seiner Wohnung. »Sie sind die Frau von der Stadt, die immer mal wieder nach Rebecca sieht! Ich wusste doch, dass mir Ihr Name bekannt vorkam.« Auf einmal verschwand sein Lächeln, und seine Stirn umwölkte sich. »Sie kommen doch hoffentlich nicht wegen der Kleinen?«

Andrea sah sich rasch um, ehe sie antwortete. Die Wohnung glich der der Albions: von der großzügigen Diele gingen etliche Räume ab; die meisten der Türen waren jedoch geschlossen. Dr. Humphries, der ihren musternden Blick bemerkt hatte, ging zur nächst gelegenen Tür und zog sie auf. »Praxis und Behandlungszimmer«, erklärte er und komplimentierte sie in den Raum, der eher einem eleganten Arbeitszimmer denn einer Arztpraxis glich. Die Wände verschwanden hinter riesigen Bücherregalen, gegenüber dem Kamin stand ein großes Chesterfield-Sofa, flankiert von zwei Tischchen mit jeweils einer Tiffany-Lampe darauf und zwei Ohrensesseln mit dem gleichen dunkelroten Lederbezug wie das Sofa. Auf der anderen Seite stand ein großer Schreibtisch mit komfortabel

aussehenden Stühlen auf beiden Seiten. »So, suchen Sie mich als Patientin auf, oder geht es um Rebecca?«

»Um Rebecca«, erwiderte Andrea. »Ich sah sie gestern und bin sehr besorgt.«

»Aber es geht ihr schon viel besser«, sagte Humphries und bedeutete ihr mit einer Handbewegung, vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen, während er sich auf den Stuhl dahinter setzte. »Außer es ist seit meinem Besuch letzte Woche etwas passiert.«

»Sie scheint mir so ...« Andreas Stimme brach ab, während sie nach dem richtigen Wort suchte. »Ich weiß nicht – sie wirkt irgendwie kränklich.«

Humphries' Lippen arrangierten sich zu einem Lächeln. »Freut mich, dass Sie das bemerkt haben.«

»Können Sie mir sagen, was ihr fehlt?«

»Selbstverständlich kann ich das«, gab Humphries zurück. »Aber ich weiß nicht, ob ich das sollte. Die Krankengeschichten meiner Patienten sind vertraulich.«

»Aber Sie sind kein M.D.«

Humphries' Lächeln verschwand, und seine Stimme wurde hart. »Geht es Ihnen darum? Um meine Referenzen?«

»Rebecca Mayhew untersteht meiner Verantwortung«, entgegnete Andrea, seiner Frage ausweichend.

»Und meiner ebenso.« Humphries erhob sich. »Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

Plötzlich wurde Andrea wütend. Was glaubte dieser Humphries eigentlich, wer er war? Dass er offensichtlich nicht am Hungertuch nagte, gab ihm noch lange nicht das Recht, sie daran zu hindern, ihre Arbeit zu tun. »Wenn ich es für nötig erachte, kann ich Rebeccas Krankengeschichte gerichtlich einfordern«, beschied sie ihm und blieb sitzen. »Halten Sie es nicht für einfacher, wenn Sie mir hier und jetzt erzählen, was ihr fehlt?«

Humphries stand nun neben ihr, und seine Augen glitzerten

dunkel, als er auf sie herabblickte. »Gewiss wäre das ›einfacher‹. Aber nur weil es einfacher wäre, muss ich es noch lange nicht tun, Miss Costanza. Und ich hege auch ernsthafte Zweifel, dass Sie aufgrund Ihrer Beobachtung, dass Rebecca ›kränklich‹ wirkt, irgendeine gerichtliche Verfügung erwirken können. Wenn Sie mich jetzt also entschuldigen würden, ich muss mich um meine Patienten kümmern.«

»Tatsächlich?«, meinte Andrea spitz und stand nun auf. »Um wen denn? Wer kommt denn jemals zu ihnen?« Sie sah sich in dieser merkwürdig eleganten Praxis um. »Woher weiß ich, dass das hier wirklich eine Arztpraxis ist? Und Sie überhaupt ein Arzt sind?«

»Gar nicht«, gab Humphries zurück, ganz die Ruhe selbst. Er ging zur Tür und hielt sie für sie auf. »Obgleich ich davon überzeugt bin, dass Sie alles daransetzen werden, es herauszufinden. Ich an Ihrer Stelle würde es jedoch bleiben lassen. Rebecca wird es gut gehen.«

Andrea kniff die Augen zusammen. »Drohen Sie mir?«

Humphries durchbohrte sie mit seinem Blick. »Machen Sie sich nicht lächerlich. Ich habe es nicht nötig, Ihnen oder irgendjemandem zu drohen. Ich habe Ihnen nur gesagt, was ich an Ihrer Stelle tun würde.« Plötzlich waren sie an der Tür, die offen war, und Andrea stand draußen im Flur. »Guten Tag, Miss Costanza«, sagte Humphries. »Ich wünschte, ich könnte sagen, ich freue mich auf ein Wiedersehen mit Ihnen, aber dem ist nicht so.«

Leise fiel die Tür ins Schloss.

Viel zu wütend, um Caroline noch einen raschen Besuch abzustatten, stapfte Andrea an der Aufzugstür vorbei und lief die fünf Stockwerke zu Fuß in die Lobby hinunter und hinaus auf die Straße.

Gleich Montag früh würde sie um Einsicht in Rebecca Mayhews Krankengeschichte ersuchen.

16. Kapitel

»Eure Mutter wird langsam alt«, seufzte Caroline, als sie Ryan eine der Einkaufstüten mit Stoff- und Tapetenmustern, Farbkarten und Katalogen reichte, die sich um ihre Beine häuften und es ihr einfach nicht gestatteten, aus dem Taxi zu steigen. »Da, nimm noch eine. Ich sitze hier fest.« Ryan zerrte zwei Tüten aus dem Auto, und nachdem sich auch Laurie noch drei geschnappt hatte, gelang es Caroline, ihren Platz auf dem Rücksitz zu verlassen. Sie bezahlte den Fahrer und beschloss, beim nächsten Mal vielleicht Tonys Rat zu befolgen und einfach seinen Fahrservice anzurufen.

Ihren Fahrservice, berichtigte sie sich. Am Morgen, als sie und die Kinder zu ihrer Einkaufstour aufgebrochen waren, war ihr die Vorstellung, dafür einen Wagen zu mieten, wie eine ungeheure Verschwendung vorgekommen. Und den Vormittag über, als das Wetter noch freundlich war, hatte sie sich in ihrem Entschluss auch bestätigt gefühlt. Doch nach dem Mittagessen war es plötzlich unerträglich heiß und die Einkaufstaschen, mit denen sie sich abschleppten, immer schwerer geworden. Dann, als sie sich alle drei darüber einig waren, dass sie die prallvollen Taschen keinen Meter weiter bewegen könnten, hatte Caroline ein Taxi angehalten und auf dem ganzen Heimweg, den sie im Schneckentempo im abendlichen Berufsverkehr zurücklegten, hatte sie sich geschworen, das nächste Mal auf Tony zu hören. Verglichen mit diesem engen Chevy war ein Lincoln Towncar eine himmlische Aussicht. Aber jetzt waren sie Zuhause, und Rodney half Ryan und Laurie, die überquellenden Plastiktaschen ins Foyer zu tragen. Und obwohl sie reichlich erschöpft war, wusste sie, dass das Schlimmste geschafft war. Jetzt mussten sie nur noch entscheiden, was ihnen am besten gefiel.

Vielleicht war das Schlimmste vorbei, berichtigte sie sich, als

sie sich an die vielen Male erinnerte, als Laurie oder sie selbst etwas als »perfekt« bezeichnet hatten, nur um am nächsten Tag in einem anderen Geschäft noch etwas viel besseres zu finden. Sogar Ryan hatte heute dreimal seine Meinung geändert, von Western-Stil am Morgen zu *Star Wars* am Nachmittag, und im Taxi hatte er dann gemeint, ob sich fluoreszierende Sterne an der Decke, die nachts leuchten, nicht auch ganz gut machen würden.

»Darf ich meine Tüten mit hinauf zu Rebecca nehmen, um sie ihr zu zeigen?«, bettelte Laurie, als der Aufzug in der fünften Etage zum Stehen kam.

»Wenn du in einer Stunde zurück bist, ja. Mit dem Abendessen wird es heute ohnehin recht spät.« Kurz darauf, als Caroline im Aufzug inmitten der restlichen Einkaufstüten nach ihren Schlüsseln kramte, ging die Wohnungstür auf, und da stand Tony, umgeben von köstlichen Essensdüften.

»Du siehst aus, als könntest du Hilfe brauchen.« Ein paar Minuten später waren die ganzen Einkäufe in der Wohnung, Ryan war oben in seinem Zimmer, und sie saß mit einem Glas Fume Blanc am Küchentisch, während Tony die verschiedenen Töpfe überwachte, die auf dem Herd und den beiden Beistellöfen köchelten.

»Ich glaube, ich bin gestorben und im Himmel gelandet«, seufzte sie, während sie sich in der Küche umsah, die sich, abgesehen von den benutzten Töpfen, in einem makellosen Zustand befand. Wenn Brad gekocht hatte – und Spaghetti war der kulinarische Höhepunkt seiner Kochkunst –, hatte ein entsetzliches Chaos in der Küche geherrscht, für dessen Beseitigung natürlich sie zuständig war. »Was um Himmels willen hast du da vorbereitet? Und wer soll das alles essen?«

»Schnecken, gefolgt von pochiertem Lachs für uns. Dazu Cäsar-Salat, Sommerkürbis und Couscous mit einem leichten Curry.«

»Für uns? Und die Kinder, müssen die hungern?«

»Makkaroni mit Käse für Ryan. Ich kenne kein Kind, das verrückt nach pochiertem Lachs ist. Und Laurie wird sich auch etwas aussuchen.«

»Und kein Chaos.«

Tony zuckte bescheiden die Achseln. »Ach, beim Kochen gleichzeitig aufzuräumen, ist doch keine Hexerei. Und, wie ist es euch ergangen? Sind alle zufrieden?«

»Hast du irgendwelche Beschwerden gehört?« Sie wollte aufstehen. »Ich kann zumindest den Tisch decken.«

»Schon geschehen«, sagte Tony. »Wir essen im Speisezimmer – es wäre doch schade, wenn wir so viel Platz haben und ihn nicht nutzen. Setz dich wieder hin und entspanne dich. Es dauert noch etwa eine halbe Stunde.«

»Dann rufe ich rasch die Albions an. Ich habe Laurie gesagt, sie soll in einer Stunde zurück sein.«

»Ach, lass ihr doch den Spaß«, meinte Tony und füllte Carolines Weinglas nach. »Das Essen steht gut da auf dem Herd. Wir haben noch genügend Zeit.«

Caroline neigte den Kopf zur Seite und runzelte unsicher die Stirn. »Zeit? Wofür? Fürs Abendessen?«

Jetzt war die Reihe an Tony, verwirrt dreinzuschauen. »Meine Eigentümerversammlung?« Als Caroline noch immer nicht reagierte, nickte Tony in Richtung des Kalenders, den ein Magnet an der Kühlschranktür festhielt. »Der Ausschuss?«, half er ihr weiter. »Auf dem Kalender? Neun Uhr? Heute Abend?« Er schnalzte leise mit der Zunge. »Und ich dachte, es ist besonders hilfreich, wenn ich den Kalender an den Kühlschrank hänge, wo er kaum zu übersehen ist.« Er nahm den Kalender und reichte ihn ihr. »Vielleicht finden wir einen besseren Platz dafür.«

»Oder ich vergesse einfach nicht mehr, den Kalender ab jetzt regelmäßig zu konsultieren«, erwiderte sie und starrte auf den Eintrag für neun Uhr.

Tonys Blick umwölkte sich. »Du hast doch nicht etwa

andere Pläne gemacht? Unter Umständen kann ich die Sitzung auch –«

Caroline schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das passt prima.« Sie klemmte den Kalender wieder unter den runden Magneten, drehte sich um und legte die Arme um Tonys Nacken. »Ich muss mich nur daran gewöhnen, wieder mit jemandem zusammenzuleben«, murmelte sie und küsste ihn zärtlich auf den Hals. »Abgesehen von den Kindern bin ich ein wenig aus der Übung.«

Tony zog sie an sich. »Vielleicht sollte ich diese Sitzung überhaupt absagen«, raunte er ihr ins Ohr. »Im Moment bin ich mir nicht einmal sicher, ob ich noch ein Abendessen brauche.«

Caroline entwand sich ihm sanft. »Na, na. Du hast zwar gesagt, das Essen steht gut auf dem Herd, aber ob so lange, das bezweifle ich. Wir haben doch nach der Sitzung noch jede Menge Zeit. Nachdem die Kinder im Bett sind. Lass mal sehen, ob du auch so lange durchhältst wie das Abendessen.«

Alles klappte wunderbar. Eine Stunde lang, und der Zustand hätte noch angehalten, wenn Caroline nachgedacht hätte, ehe sie den Mund aufmachte. Als sie ihren Fehler bemerkte, war es zu spät. »Ist das nicht unglaublich?«, rief sie aus, als sie ins Speisezimmer kamen. Der Tisch war mit Silberbesteck und Leinenservietten gedeckt, und die beiden Kandelaber auf dem Tisch ergänzten den Lüster, dessen Kristalle ein sanftes gebrochenes Licht in den Raum warfen. Das Essen stand auf dem Tisch, der Lachs war auf den Punkt pochiert, die Makkaroni mit Käse überbacken blubberten noch appetitlich in der Kasserolle. »Das alles hat Tony hergerichtet. Könnt ihr das glauben?«

Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, da verdüsterte sich Ryans Miene. »Ich hasse Makkaroni mit Käse«, erklärte er.

»Dann nimmst du eben von dem Fisch«, antwortete Caroline mit einem raschen Seitenblick zu Tony. »Du kannst essen, was

du möchtest.«

»Ich will Spaghetti«, sagte Ryan an Tony gewandt und fügte in herausforderndem Tonfall hinzu: »Mein Dad hat die besten Spaghetti gemacht, die du je gegessen hast.«

Caroline wollte etwas sagen, aber Tony kam ihr zuvor. »Ich wünschte, ich hätte Gelegenheit gehabt, sie zu probieren. Aber woher willst du überhaupt wissen, dass dir meine Makkaroni mit Käse nicht schmecken, wenn du sie noch gar nicht gekostet hast?«

»Ich weiß es eben«, gab Ryan bockig zurück und fragte dann seine Mutter: »Muss ich das essen?«

Caroline zögerte kurz, doch dann war sie sich sicher. Jetzt oder nie. »Ja«, sagte sie. »Das musst du. Zumindest probieren.« Einen Moment lang glaubte sie, er würde sich weigern, doch dann nahm er seinen Löffel, tauchte ihn in die Kasserolle, blies über die dampfenden Nudeln und schob schließlich den Löffel in den Mund.

»So, ich habe sie probiert, okay? Und sie schmecken mir nicht.« Damit stand er auf, stapfte aus dem Speisezimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

»Das tut mir Leid«, murmelte Caroline, die schon aufgestanden war und Ryan hinterherlaufen wollte, doch wieder, wie vorhin in der Küche, hielt Tony sie zurück.

»Ich kläre das mit ihm«, sagte er ganz ruhig. »Wie es aussieht, bin ich derjenige, mit dem er ein Problem hat, daher sollte auch ich derjenige sein, der mit ihm redet.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Speisezimmer, lief die Treppe hinauf, blieb vor Ryans Zimmertür stehen und klopfte leise an.

Keine Antwort.

Er klopfte lauter. »Darf ich reinkommen?«

Ein einziges Wort drang durch die dicke Holztür: »Nein!«

Tony drehte am Türknapf, stellte fest, dass abgeschlossen war, und griff in seine Jackentasche. Kurz darauf schloss er die

Tür von außen auf, trat ins Zimmer und schob die Tür leise hinter sich zu.

Ryan hockte auf dem Bett und funkelte Tony wütend an. »Das ist mein Zimmer«, sagte er. »Du darfst hier nicht einfach reinkommen.«

Tony ging langsam auf das Bett zu. »Das mag ja dein Zimmer sein, aber dieses Zimmer gehört zu meiner Wohnung, und in meiner Wohnung entscheide ich, wohin ich gehe.« Er fixierte Ryan mit einem strengen Blick, und seine Stimme wurde eine Spur schärfer. »Dein Vater hat dir vielleicht erlaubt, dich so zu benehmen, aber ich dulde das nicht.«

»Ich muss nicht machen, was du sagst«, begehrte Ryan auf, doch das Zittern in seiner Stimme verriet die Angst, die plötzlich in ihm hochstieg.

Tony Fleming setzte sich zu Ryan aufs Bett und legte dem Jungen seine Hand schwer auf die Schulter. »Du und ich«, begann er so leise, dass Ryan angestrengt zuhören musste, um ihn zu verstehen, »können gut miteinander auskommen. Ich mag dich, Ryan. Ich mag dich wirklich.« Seine Finger schlossen sich fester um seine Schulter, so wie zuvor um sein Handgelenk. Seine Stimme wurde noch leiser, und sein Blick nagelte den Jungen förmlich fest. »Aber es passt mir nicht, wie du dich benimmst. Der Ton, in dem du mit mir oder deiner Mutter sprichst, gefällt mir überhaupt nicht.«

»Ich muss nicht –« Doch ehe er seinen Satz zu Ende sprechen konnte, hatten sich Tonys Finger so fest in seine Schulter gebohrt, dass nur ein unterdrückter Schmerzenslaut seine Lippen verließ.

»Du wirst genau das tun, was ich dir sage«, schärfte Tony ihm ein. »Ob es dir nun passt oder nicht, ich bin dein Stiefvater, und du lebst in meiner Wohnung. Du kannst daraus für dich etwas Gutes machen, oder etwas Schlechtes. Aber du wirst nichts tun – oder sagen – das deine Mutter vor den Kopf stößt. Ist das klar?«

Ein Schauer durchfuhr Ryan, als er seinem Stiefvater in die Augen sah. Sie waren plötzlich völlig ausdruckslos, irgendwie leer, und diese Leere jagte ihm mehr Angst ein als alles, was Anthony Fleming eben zu ihm gesagt hatte. Er nickte stumm.

»Gut.« Tony nahm seine Hand von Ryans Schulter. »Dann lass uns jetzt wieder nach unten gehen und unser Abendessen genießen.«

Ryan, der begriffen hatte, dass das kein Vorschlag war, sondern ein Befehl, krabbelte von seinem Bett und folgte Tony Fleming zurück ins Speisezimmer. Aber den restlichen Abend sagte er kein Wort mehr.

»Hast du ein gutes Gespräch mit Tony gehabt?«, erkundigte sich Caroline, als sie Stunden später in Ryans Zimmer kam, um ihm Gute Nacht zu sagen.

Ryan wollte ihr genau schildern, was passiert war, ihr die Stelle zeigen, wo Tonys Finger sich in seine Schulter gebohrt hatten, doch als er an den seltsam toten Blick von Tonys Augen dachte, wusste er, dass er seiner Mutter nichts erzählen würde.

»Ja«, flüsterte er. »War ganz okay.«

»Dann ist es ja gut«, meinte Caroline und gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

Das Licht ging aus.

Seine Mutter verließ das Zimmer.

Und Ryan blieb allein in der Dunkelheit zurück und wusste genau, dass überhaupt nichts gut war.

17. Kapitel

Der Mann auf der anderen Straßenseite von Andrea Costanzas Wohnhaus war in dem unbeleuchteten Eingang der Eisenwarenhandlung, die seit Stunden geschlossen hatte, kaum zu sehen. Vor den Fenstern des kleinen Ladens waren die Rollläden heruntergelassen, und die Tür wurde von einem eisernen Scherengitter mit einem schweren Vorhängeschloss geschützt. Auf der Straße regte sich nichts – in der letzten Viertelstunde war kein einziger Fußgänger vorbeigekommen. Ein Taxi hatte seinen Gast drei Türen weiter abgesetzt. Mehrmals hatte der Mann den Eingang verlassen, war den Gehsteig hinauf und hinab gelaufen und hatte das Gebäude aus jedem Blickwinkel gemustert.

Ein altes Gebäude, acht Stockwerke hoch.

Kein Portier.

Die eigentliche Haustür führte in ein kleines Vestibül, wo sich die Briefkästen befanden, ein Klingelbrett und ein kleiner Lautsprecher.

Keine Überwachungskamera, so weit er sehen konnte.

Dem Klingelbrett entnahm er, dass Andrea Costanza in der fünften Etage im Apartment E wohnte.

Er beobachtete das Wohnhaus eine halbe Stunde lang. Niemand hatte es betreten, niemand verlassen. Dann, innerhalb von nur zehn Minuten, waren sieben Leute gekommen: zwei Paare, dann drei einzelne Leute. Alle hatten sie eine Klingel am Ende des ersten Drittels des Klingelbretts gedrückt.

Der Mann ließ noch zehn Minuten verstreichen, dann streifte er ein Paar Einweghandschuhe über, überquerte die Straße, betrat das Vestibül und drückte rasch auf vier Klingelknöpfe.

Als eine unfreundliche Stimme aus dem knisternden Lautsprecher wissen wollte, wer er sei, summte der Türöffner. Rasch stieß der Mann die innere Tür auf und schlüpfte ins

Haus. Einen Moment später fiel die Tür wieder zu und schnitt die Stimme ab, die noch immer durch den Lautsprecher knisterte.

Der Mann ließ den Aufzug unbeachtet und nahm die Treppe. In der fünften Etage angekommen, hielt er inne, lauschte. Hörte nichts.

Er öffnete die Feuertür einen Spalt und lauschte wieder.

Immer noch nichts.

Er stieß sie ein Stück weiter auf und spähte hinaus. Der Flur war leer.

Von seinem Standort aus zählte der Mann sechs Türen, doch die Namen auf den Türschildern konnte er nicht entziffern. Ihm blieb also keine andere Wahl, als sein sicheres Versteck wenigstens für ein paar Sekunden zu verlassen. Trotzdem zögerte er wie ein ängstliches Tier, das in seiner Nähe eine Gefahr wittert, die Quelle aber nicht ausmachen kann. Gerade wollte er in den Korridor schlüpfen, als er plötzlich erstarrte. Einen kurzen Moment lang wusste er nicht einmal, was ihn plötzlich hatte innehalten lassen. Doch dann hörte er es – ein leises Scheppern – und kurz darauf wusste er auch, was es war: der Aufzug. Lautlos zog er sich wieder ins Treppenhaus zurück, schob die Tür fast ganz zu und wartete ab. Das Geräusch wurde lauter, um dann abrupt zu verstummen. Er hörte, wie die Fahrstuhltür geöffnet wurde, und der gedämpfte Laut verriet ihm, dass der Lift in einem anderen Stockwerk angehalten hatte.

Einen Moment später schepperte es wieder, als der Fahrstuhl sich auf dem Weg nach unten zur Lobby befand.

Jetzt!

Der Mann schob die Feuertür auf und huschte den Flur entlang. Die Tür zu Apartment E war die Dritte auf der rechten Seite, auf der Rückseite des Gebäudes.

Perfekt!

Keine Minute war vergangen, seit der Mann das Treppen-

haus verlassen hatte, und jetzt befand er sich bereits wieder in dessen Schutz und setzte seinen Weg fort. Oben angekommen öffnete er die schwere Feuerschutztür und trat hinauf aufs Dach.

Andrea Costanza starrte auf den Monitor ihres Notebooks, das sie auf dem Küchentisch aufgeklappt hatte. Dreimal hatte sie bereits Nate Rosenberg angerufen, der ihr mit einer Engelsgeduld sämtliche Schritte vorgebetet hatte, die notwendig waren, dieses Notebook mit ihrem Computer im Büro zu vernetzen, aber was immer sie auch tat, es klappte einfach nicht. »Soll ich rüberkommen?«, erbot sich Nate bei ihrem letzten Anruf.

»Nein, ich möchte nicht, dass du rüberkommst«, lehnte Andrea über Gebühr unfreundlich ab, um sich im nächsten Satz dafür zu entschuldigen: »Tut mir Leid, mein Zorn richtet sich nicht gegen dich. Ich bin nur sauer auf mich und diesen verdammten Quacksalber, von dem du so große Stücke zu halten scheinst, und diesen blöden Computer hier. Wie üblich wird es etwas ganz Simples sein, und morgen, wenn du mir dann zeigst, wo es gehakt hat, werde ich mir vorkommen wie der letzte Computer-Trottel. Weißt du was? Ich glaube, ich lasse jetzt die Finger davon und haue mich für den Rest des Abends vor die Glotze. Bis morgen!«

Sie hatte Chloes Fressnapf gefüllt, die daraufhin ihr übliches Missfallen über das Hundefutter zum Ausdruck brachte. Anschließend hatte sie ihr eigenes Abendessen zubereitet, das sie nun unter Chloes vorwurfsvollen Blicken verzehrte und sich dabei standhaft gegen die Versuchung wehrte, dem Tier auch nur einen Krümel davon abzugeben. »Wenn Sie Ihr Essen mit Ihrem Hund teilen, bringen Sie ihn um«, hatte ihr Tierarzt ihr eingeschärft. »Schnauzer haben schwache Nieren, und wenn Sie einen gesunden Hund haben wollen, dann geben Sie ihm Trockenfutter. Wenn Sie ihn aber mit Frikadellen verwöhnen,

wird er bis an sein Lebensende mit dem Schwanz wedeln, welches dann allerdings nicht lange auf sich warten lassen wird.«

In Erinnerung an die mahnenden Worte hatte sie ihr Abendessen-Ritual durchgezogen, während Chloe ihren Fressnapf so lange ignorierte, bis wirklich keine Hoffnung mehr bestand, ihrem Frauchen einen Leckerbissen abzubetteln.

Als Andrea dann das Geschirr abräumte, machte sich Chloe lustlos über ihr Trockenfutter her.

Nach dem Abwaschen stellte Andrea den Fernseher an, konnte sich aber auf keine Sendung konzentrieren.

Der Computer ließ ihr keine Ruhe.

Sie fuhr ihn herunter und räumte ihn weg, nur um ihn keine zehn Minuten später wieder auf dem Couchtisch aufzuklappen, neu zu starten und unablässig die Schritte zu wiederholen, die Nate ihr erklärt hatte.

In ihrer Verzweiflung rief sie sogar die Help-Hotline an, tippte sich durch die endlosen automatischen Fragen wie »Wenn Sie dies und jenes wollen, drücken Sie die Eins« und hing anschließend eine geschlagene Dreiviertelstunde in der Bitte-Warten-Schleife, bis sie endlich einen Herrn an der Strippe hatte, der rasch bewies, dass er noch weniger Ahnung von Computern hatte als sie selbst.

Einigermaßen frustriert klickte sie sich zurück zur Symbolleiste und musste feststellen, dass die Symbole ihr immer weniger sagten. *Vergiss es*, entschied sie. *Pack die Kiste einfach weg und mach was anderes*. Und während dieser Gedanke in ihr Bewusstsein sickerte, klickte sie zufällig auf eines der Symbole, und da war es endlich: Das Fenster, das sie aufforderte, ihr Passwort einzugeben.

Als Chloe zu winseln begann, war Andrea ihrem Ziel so nahe, dass sie den kleinen Hund so lange ignorierte, bis dieser auf die Couch sprang, sich mit den Vorderpfoten an der Lehne abstützte und das Fenster hinter Chloe anbellte.

»Zum Kuckuck noch mal, Chloe«, knurrte Andrea genervt, den Blick immer noch starr auf den Bildschirm geheftet. »Da draußen ist doch –«

Im gleichen Moment bemerkte sie den Schatten, der über den Bildschirm huschte und bekam eine Gänsehaut, als ihr klar wurde, dass da doch etwas vor dem Fenster war.

Als sie sich umdrehte, war es bereits zu spät. Ein kräftiger Arm schlang sich von hinten um ihren Hals. Sie setzte zu einem Schrei an.

Doch abermals einen winzigen Moment zu spät. Der Arm riss Andrea nach hinten, warf sie gegen die Sofalehne und drückte so fest auf ihre Kehle, dass sie nur ein gepresstes Seufzen ausstoßen konnte.

Andrea zerrte an dem Arm, hieb auf ihn ein, versuchte sich aus dem Würgegriff zu befreien.

Doch der Arm ließ nicht locker; ihre Lungen begannen zu brennen.

Chloes Bellen war jetzt nur noch ein ängstliches Wimmern. Der Hund hüpfte vom Sofa und kauerte sich gegenüber an die Wand, den Blick auf ihr Frauchen geheftet, den Bauch ganz flach auf den Boden gedrückt. Andrea streckte die Hand nach Chloe aus, doch vor ihren Augen verschwamm alles, und sie spürte, wie ihr der Sauerstoffmangel im Blut die Kraft aus den Armen und Beinen zog. Sie sah kaum noch etwas, als sie versuchte, nach hinten zu greifen, um dem Angreifer ihre Fingernägel in die Augen zu stoßen. Doch sie bekam nur weichen Stoff zu fassen.

Das Brennen in ihren Lungen wurde immer unerträglicher, und ihre Hände ließen vom Gesicht ihres Peinigers ab, als alle ihre Instinkte sich nur noch darauf richteten, dem tödlichen Druck auf ihren Hals zu entkommen. Sie zerrte an dem dicken Stoff, der den Arm um ihren Hals bedeckte, bis sie merkte, dass auch ihre letzten Kraftreserven erschöpft waren.

Ich werde sterben, durchfuhr es sie. Dann spürte sie auf

einmal die rechte Hand des Mannes seitliche am Kopf über ihrem Ohr. *Ich werde jetzt sterben, hier auf-*

Mit einer kraftvollen Drehbewegung brach der Mann Andrea Costanza das Genick; ihre Hände fielen von seinem Arm ab, ihr Körper wurde schlaff.

Noch gut eine Minute hielt der Mann Andreas leblosen Körper fest, und erst als er ganz sicher war, dass wirklich jedes Leben aus ihr gewichen war, ließ er sie los. Wie eine Puppe sank ihr Körper auf das Sofa, mit schlenkernden Armen und dem Kopf, der ihr auf die Schulter fiel. Wäre ihr Kopf nicht so komisch verdreht gewesen, hätte man meinen können, dass sie schlief.

Der Mann, der das Zimmer nie richtig betreten hatte, zog das Fenster zur Feuerleiter zu und kletterte zurück aufs Dach.

Eine unnatürliche Stille senkte sich über die Wohnung; Chloe rührte sich lange nicht von der Stelle, starrte unentwegt den leblosen Körper ihres toten Frauchens an. Schließlich stand die kleine Hündin auf und trottete zum Sofa. Dort stützte sie sich mit den Pfoten ab und leckte Andreas Hand. Dann sprang sie hoch und leckte ihr das Gesicht. Als Chloe irgendwann erschöpft war von ihren unermüdlichen Versuchen, ihr Frauchen aufzuwecken, legte sie sich dicht neben Andreas Leichnam, ringelte sich ein und fiel in einen unruhigen Schlaf.

In der darunter liegenden Etage ging die Party weiter; niemand hatte etwas gehört oder gesehen.

18. Kapitel

Tony Fleming wusste, dass die Zeit nahte – er spürte das Verlangen mit jeder Zelle seines Körpers. Es war eine seltsame Art von Hunger, der sich nicht auf seinen Magen beschränkte, sondern in jedem Teil seines Körpers wütete, an seinem Bewusstsein fraß, seine Seele verzehrte.

Die Seele, die er, wie er sicher zu wissen glaubte, nicht besaß.

Er verschloss sich vor diesem Gedanken, konzentrierte sich voll auf Caroline neben ihm im Bett. Sie hatten sich vor einer Stunde geliebt, und obwohl er sich schwach fühlte und von diesem unstillbaren Drang abgelenkt war, hatte er all das vor Caroline verborgen gehalten und sie so liebevoll befriedigt wie in jener ersten Nacht auf Mustique, als sie sich aus dem Haus an den Strand geschlichen hatten. Es war Ebbe gewesen, und sie hatten sich zwischen den Kokospalmen in den Sand gelegt. Anfangs hatte Caroline sich wegen der Kinder gesorgt und ihn gebeten, doch in das kleine Strandhaus zu gehen, doch der Vollmond und der Zauber seiner Liebkosungen hatten ihre Bedenken rasch zerstreut. Heute hatte er sich wieder so uneigennützig um sie bemüht. Caroline hatte sich stöhnend unter seinen Berührungen gewunden, ihm ihren Körper entgegen gewölbt und wimmernd um Erlösung gefleht, bis er sie zum Orgasmus gebracht hatte. Dann, als das heftige Verlangen in ihm gebrodelt hatte, war sie eingeschlafen, ihr hektisches Atmen war zu einem gleichmäßigen Rhythmus verebbt, der ihn eigentlich auch hätte einschläfern müssen.

Doch der Schlaf war ihm nicht vergönnt – noch nicht. So lag er im Dunkeln und wartete darauf, dass die Uhr auf seinem Nachttisch Mitternacht schlug. Es war eine wunderschöne Uhr – ein antiker Kristall-Regulator, so perfekt erhalten, dass das Messing wie Gold schimmerte und das Laufwerk nur zweimal

im Jahr nachgestellt werden musste, im Frühjahr und im Herbst. Ihr Ticken war kaum zu hören, und wenn das Hämmerchen auf die Glocke schlug, huschte der Klang durch die Nacht, leise und verstohlen wie ein Dieb.

Nur wenn man genau hinhorchte, war das Läuten überhaupt zu hören.

Dann endlich war es so weit: Die Glocke schlug einmal, zweimal, dann noch zehn Mal, und Anthony Fleming erhob sich, beugte sich so nahe über seine Frau, dass er ihren Atem auf seinen Lippen spüren konnte, und bewegte sich durch die vertraute Dunkelheit seines Schlafzimmers ins angrenzende Badezimmer. Nachdem er die Tür leise hinter sich verriegelt hatte, schaltete er das Licht an und betrachtete sich in dem großen Spiegel, der die ganze Rückseite der Badezimmertür einnahm.

Sein Körper wirkte immer noch kräftig – mit den breiten Schultern und dem schlanken Oberkörper, der nicht den geringsten Bauchansatz erkennen ließ. Eine dicke Matte schwarzer gekräuselter Haare bedeckte seine Brust, darunter ein paar vereinzelte graue Haare, genau wie auf seinem Kopf, doch abgesehen von diesen ersten grauen Strähnen wirkte er um einiges jünger als er tatsächlich war. Obgleich er unter dem harten Licht im Badezimmer sehr viel deutlicher erkannte, dass der Zahn der Zeit auch vor ihm nicht Halt machte.

Die frische Sonnenbräune von Mustique konnte die Altersflecken auf seinen Handrücken und den Unterarmen nicht ganz abdecken. Seine Haut begann an Elastizität zu verlieren: Das erkannte er an dem feinen Gitterwerk, das sich ganz allmählich an seinem Hals bildete, und die Venen an seinen Beinen traten leicht hervor. Bald würde sein Haar schütter werden, die Muskeln ihre Spannung verlieren, und seine Augen immer tiefer in die Höhlen sinken. Dann würde er genauso aussehen wie seine Nachbarn, seine Jugend dahinwelken und einen lebenden Leichnam zurücklassen, der von

innen heraus verrottete. Würde ihn zuerst sein Augenlicht im Stich lassen wie Helena Kensington? Oder würden seine Muskeln so weit verkümmern, dass er nicht mehr würde laufen können, wie Lavinia Delamond?

Während all diese Bilder des unaufhaltsam voranschreitenden Alters, das die Jugend verzehrte, durch sein Bewusstsein schwebten, wurde dieses Verlangen, das ihm in dieser Nacht den Schlaf raubte, immer stärker.

Es lockte ihn.

Flehte ihn an.

Er starrte auf seinen alternden Körper.

Und wusste, dass diese Sehnsüchte gestillt werden mussten, ehe es zu spät war, und er sie nicht mehr würde befriedigen können.

Er schaltete das Licht aus und tauchte den Raum – und sich selbst – in tiefe Dunkelheit.

Da waren Leute in Lauries Zimmer.

Aber das sollte nicht sein. Das hier war ihr Zimmer, und niemand war berechtigt, es zu betreten, wenn er von ihr dazu nicht aufgefordert worden war.

Und das Licht war an.

Aber irgendetwas war anders mit diesem Licht. Es war nicht der helle Schein, den der Kronleuchter ins Zimmer warf, oder das noch hellere Licht der neuen Halogenlampe auf ihrem Nachttisch.

Auch nicht das Licht der Straßenlaternen.

Nein, dieses Licht war anders, erfüllte ihr Zimmer mit einem seltsam dunstigen Schein, so als sei es neblig und gleichzeitig schiene die Sonne.

Und aus diesem nebligen Dunst kamen die Stimmen.

Die gleichen Stimmen wie letzte Nacht?

Sicher wusste sie es nicht.

Sie schienen viel näher zu sein als vergangene Nacht, aber

heute konnte sie kein einziges Wort verstehen. Und plötzlich tauchte neben ihrem Bett eine Gestalt auf.

Eine Gestalt, die sie kannte.

Helena Kensington!

Die alte Frau beugte sich zu ihr herab, ihre knotigen krummen Finger griffen nach ihr und schließlich spürte sie sie ihr Gesicht berühren. Sie kniff die Augen zu, versuchte zurückzuweichen, aber es gelang ihr nicht.

Es war, als hätte man sie ans Bett gefesselt, denn weder ihre Arme noch ihre Beine gehorchten ihren Befehlen. Andererseits spürte sie keinerlei Fesseln.

Sie öffnete die Lippen zu einem Schrei, aber kein Laut verließ ihren Mund, der sich anfühlte wie mit Watte ausgestopft.

Sie versuchte Helenas Berührungen auszuweichen, aber vor ihren knotigen Fingern gab es kein Entrinnen.

Und immer mehr Finger betasteten sie, und Laurie sah plötzlich auch mehrere Gesichter, die sie aus dem Nebel heraus anstarrten. Dr. Humphries war da, und Tildie Parnova und George Burton und andere Leute, die sie wiedererkannte, aber an deren Namen sie sich nicht erinnerte. Sie redeten alle, aber Laurie konnte nicht feststellen, ob sie mit ihr redeten oder miteinander. Sie spürte, wie die Decke und das Leintuch weggezogen wurden, und nun lag sie auf ihrem Bett, bis auf ihr Nachthemd unbedeckt.

Plötzlich fror sie, und obwohl es bis vor kurzem noch angenehm warm in ihrem Zimmer gewesen war, wurde ihre Haut ganz klamm.

Da war etwas auf ihrem Oberschenkel unter dem Nachthemd.

Eine Hand?

Sie wusste es nicht zu sagen.

Und jetzt verspürte sie einen Schmerz in ihrem Körper, als sei etwas in ihr, was sich mit Hilfe eines Messers aus ihr

herauskämpfte.

Sie wollte diesen Schmerz herausschreien, doch die dicke Watte in ihrem Mund verschluckte jedes Wort, und plötzlich bekam sie auch keine Luft mehr.

Was war da los?

Die Stimmen schwollen an, aber immer noch konnte sie nicht verstehen, was sie sagten. Noch mehr Hände betatschten sie, tasteten ihren Körper ab, griffen unter ihr Nachthemd, zwickten sie. Und mit jedem Augenblick wurden die Schmerzen in ihrem Körper schlimmer, bis sie glaubte, sie nicht mehr aushalten zu können.

Dann, als die Schmerzen in ihrem Inneren explodierten, spürte sie plötzlich etwas Seltsames zwischen ihren Beinen.

Blut!

Es lief aus ihr heraus, tränkte ihr Nachthemd, breitete sich auf dem Bettlaken aus. Das Stimmengewirr wurde lauter, und jetzt sah sie, wie die Finger ins Blut getaucht – ihr Blut –, an gierige Lippen gehoben und abgeleckt wurden.

Ihr Blut! Sie tranken ihr Blut!

Sie versuchte sich seitlich wegzurollen, aber die unsichtbaren Fesseln waren zu stark.

Sie starb, verblutete, und obwohl sie von Menschen umgeben war – von Menschen, die sie kannte – half ihr niemand. Die Schmerzen, die ihren Körper lähmten, wuchsen gleichzeitig mit der Angst, die sich unerbittlich in ihr Bewusstsein grub.

Dann erhob sich aus dem Morast dieses Gebrabblers eine Stimme, die sie erkannte, und die Worte sprach, die sie verstehen konnte. »Ihre Augen. Lasst mir ihre Augen. Ich brauche ihre Augen!«

Das war Helena Kensington, die nun wieder nach Lauries Gesicht tastete, und deren abgebrochene, vergilbte Fingernägel ihren Augen immer näher kamen.

Als die Finger der Greisin sich in ihr Gesicht gruben, und die

Schmerzen und die Todesangst sie überwältigten, da brach endlich ein gellender Schrei aus ihr hervor.

Laurie wachte auf.

Der Traum – all die grässlichen Bilder – waren mit einem Mal verschwunden. Zurück blieben nur die Angst und die Schmerzen.

Laurie knipste die Lampe an ihrem Bett an, die die Angst verjagte.

Aber nicht den Schmerz. Der war noch da, wütete, als hätte ihr jemand ein Messer in den Unterleib gerammt.

Ein Messer!

Blut? War da Blut gewesen?

Dann spürte sie es – etwas Warmes, Klebriges zwischen ihren Schenkeln. Ihr Herz klopfte. Laurie schlug die Decke zurück und schaute nach.

Ihr Nachthemd war voll roter Flecken.

Beinahe widerstrebend tauchte Carolines Bewusstsein aus den nebligen Tiefen des Schlafs. Zuerst war sie völlig desorientiert, so als hätte sich ihr Geist im Schlaf von ihrem Körper abgekoppelt und driftete durch eine Sphäre, in der es weder Zeit noch Raum noch Wirklichkeit gab. Doch dann löste sich diese wolkige graue Wand langsam auf, und die Erinnerung kehrte zurück: Sie hatte im Bett gelegen, den Kopf auf Tonys breite Schulter gebettet, seine starken Arme hatten sie schützend gehalten, und sein tiefer, gleichmäßiger Atem hatte sie in einen traumlosen Schlaf gelullt. Aber jetzt – wie viel Zeit war seither vergangen? – war sie hellwach, saß senkrecht im Bett und umklammerte ihre Decke.

Ihr Herz hämmerte, als wäre sie soeben aus einem schrecklichen Albtraum erwacht. Aber sie hatte nicht schlecht geträumt – sie hatte überhaupt nicht geträumt.

Was hatte sie dann aufgeweckt?

Ein Schrei?

Hatte sie einen Schrei gehört?

Aber wo? Draußen auf der Straße? Oder hier in ihrer Wohnung?

Jetzt war ihr Kopf ganz klar, und sie lauschte angestrengt, hörte aber nichts als ein vorbeifahrendes Auto unten auf der Straße.

Was war passiert? Sie hatte tief und fest in Tonys Armen –

Instinktiv schob sie ihre Hand auf seine Bettseite, tastete nach ihm.

Leer!

»Tony!«, rief sie. Ungeschickt fummelte sie an dem Lichtschalter auf ihrer Seite herum, bis der große Lüster in der Mitte des Raumes anging und sie mit seinem kristallenem Licht blendete. »Tony?«, rief sie abermals, ein bisschen lauter diesmal. Sie wollte gerade aus dem Bett steigen, als die Schlafzimmertür geöffnet wurde. Einen Moment später war er wieder im Bett und hatte sie in seine Arme gezogen. »Verzeih«, flüsterte er, und seine Lippen bewegten sich dicht an ihrem Ohr, während er sich nach dem Lichtschalter streckte. »Ich wollte dich nicht aufwecken.«

»Hast du auch nicht«, sagte Caroline. »Ich dachte – ach, ich weiß nicht. Irgendwas hat mich aufgeweckt. Ich ...« Bei dem Versuch herauszufinden, was sie geweckt hatte, brach ihre Stimme ab.

Tony ließ den Arm sinken, stützte sich auf den Ellbogen und sah sie besorgt an. »Geht es dir gut?«

»Ich ... ich bin nicht sicher.«

Tony legte die Stirn in fragende Falten. »Hast du etwas gehört?«

»Ich weiß nicht.«

Er stand wieder auf, ging ans Fenster und zog die schweren Jalousien hoch. »Unten auf der Straße ist nichts.«

Inzwischen war auch Caroline aufgestanden. »Wahrscheinlich habe ich geträumt, aber ich sehe trotzdem rasch nach den

Kindern.« Sie zog den Morgenmantel über und trat hinaus in den Flur. Das Nachtlicht war gerade hell genug, dass sie sich davon überzeugen konnte, dass da nichts Ungewöhnliches war. Doch als sich ihre Augen an das schummrige Licht gewöhnt hatten, sah sie den Lichtschein unter Lauries Tür und lief sofort los. »Laurie?«, rief sie leise.

Keine Antwort.

Sie legte die Hand auf den Türgriff, drehte ihn und stieß die Tür einen Spalt weit auf, beinahe überzeugt davon, dass sie ihre Tochter schlafend vorfinden würde, vielleicht mit einem aufgeschlagenen Buch auf der Brust.

Aber Laurie schlief keineswegs. Sie kauerte ängstlich am Kopfende ihres Betts, die Arme um ein Kissen geschlungen, schneeweiß im Gesicht, und sie hatte geweint.

»Laurie?« Caroline stieß die Tür ganz auf und rannte zum Bett. »Was ist denn? Was ist –« Die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie die hellroten Flecken auf Lauries Laken und ihrem Nachthemd sah.

Ihre Tochter starrte sie aus großen Augen an, und als sie schließlich sprach, zitterte ihre Stimme vor Angst. »Da waren Leute in meinem Zimmer«, wisperte sie. »Sie waren alle um mich herum, und haben mich angefasst, und es tut weh, und –« Ein tiefer Schluchzer unterbrach sie, doch dann fuhr sie fort: »Es tut so weh, Mom, und als ich aufgewacht bin, da war ich voller Blut und –«

Während sie den ängstlichen Worten ihrer Tochter lauschte, nahm die Erinnerung an Tony, der gerade erst in ihr Schlafzimmer zurückgekehrt war, Gestalt in ihrem Bewusstsein an. Sie umfasste Lauries Handgelenk und sah ihr ganz fest in die Augen. »War das Tony?«, fragte sie mit einer Stimme, so leise, dass sie kaum hörbar war. »Hat Tony –« Sie zögerte kurz, zwang sich aber dazu, den Satz zu beenden: »Hat er dir etwas angetan?«

Die Angst in Lauries Augen wich allmählich einer leichten

Unsicherheit, und als auch die restliche Panik ihre Klauen lockerte, begriff sie allmählich, dass sie geträumt haben musste. »Nein, nicht Tony. Es war eher so, als wären viele Leute in meinem Zimmer gewesen«, sagte sie. »All die Nachbarn.« Jetzt lag ein Flehen in ihrem Blick. »Aber es war doch nur ein Traum, oder? Ich meine, sie konnten doch gar nicht alle hier bei mir gewesen sein, habe ich Recht?«

Caroline sagte erst einmal nichts, während sie versuchte, die Einzelteile des Geschehenen zu einem verständlichen Ganzen zusammenzufügen. Die Schmerzen ... das Blut ...

Und plötzlich ergab das alles einen Sinn, und sie begriff. »Deine Periode«, sagte sie erleichtert. Sie zog ihre schluchzende Tochter in die Arme und wiegte sie zärtlich. »Es ist alles gut«, sagte sie. »Das ist ganz normal, Schatz. Du hast deine Periode bekommen, und alles Übrige war ein nur schlechter Traum.«

»Aber es war nicht wie ein Traum«, jammerte Laurie. »Die haben Dinge in mich hineingesteckt, und jetzt blute ich und –«

»Es ist alles gut, mein Liebes«, unterbrach Caroline sie. »Du hast nur Unterleibskrämpfe gehabt, weil du deine Periode gekriegt hast.«

Laurie betrachtete die Blutflecken auf der Bettwäsche, die plötzlich, seit ihre Mutter bei ihr war, gar nicht mehr so schrecklich aussahen.

Und die Schmerzen in ihrem Bauch – die sie vor ein paar Minuten noch beinahe zerrissen hätten – waren fast abgeklungen.

»Es tut mir Leid«, wisperte sie. »Ich wollte dich nicht wecken. Aber ich hab einen solchen Schrecken gekriegt und –«

»Das ist doch ganz verständlich«, beruhigte Caroline ihre Tochter und legte ihr einen Finger auf die Lippen, um ihre Entschuldigungen zu stoppen.

»Aber ich komme mir so blöd vor«, jammerte Laurie weiter.

»Das musst du überhaupt nicht«, versicherte ihr Caroline.

»Abgesehen von dem Schrecken, hätte es viel Schlimmer kommen können. Mich hat meine erste Periode im Schwimmbad überrascht. Ich flüchtete mich auf die Toilette, und meine Freundin Emily Peterson musste mir Binden besorgen, während ich mich dort versteckte.« Laurie schaute ihre Mutter an, unsicher, ob sie ihr glauben sollte oder nicht, doch Caroline war bereits wieder vom Bett aufgestanden. »Ich mache dir einen Vorschlag: Du bleibst jetzt einfach schön liegen, und ich beseitige die ganze Bescherung und Sorge dafür, dass Tony hier nicht herumschnüffelt und wissen will, was los ist.« Sie zwinkerte Laurie zu. »Es gibt einige Dinge, mit denen Männer nicht so toll zurechtkommen. Bin gleich wieder da.«

Eine halbe Stunde später war alles vorbei. Das Bett war frisch bezogen, die blutige Bettwäsche in der Waschmaschine, und Laurie lag wieder im Bett.

»Jetzt bist du nicht mehr mein kleines Mädchen, fürchte ich«, sagte Caroline beinahe etwas wehmütig, als sie Laurie einen Gutenachtkuss gab. »Ist alles okay mit dir?«

Laurie nickte. »Entschuldige, dass ich mich wie ein Baby benommen habe.«

»Das hast du nicht. Du hast ganz normal auf etwas reagiert, was ebenfalls völlig normal ist, was einem aber auch einen gehörigen Schrecken einjagen kann, obwohl man darüber schon etliche Male mit seiner Mutter gesprochen hat. Ich habe damals gedacht, ich hätte mich beim Tauchen im Schwimmbassin verletzt, und obwohl Emily dabei war, als ich meine erste Blutung hatte, glaubte sie drei Monate später, als es auch bei ihr so weit war, dass sie verbluten würde. Also zerbrich dir jetzt darüber nicht weiter den Kopf, sondern freunde dich mit dem Gedanken an, dass du ab jetzt die nächsten dreißig oder vierzig Jahre lang jeden Monat da durchmusst, und ich kann dir verraten, dass das mitunter sehr nervig sein kann. Aber es ist nicht das Ende der Welt, und du wirst damit zurechtkommen. Es bedeutet nur, dass du erwachsen wirst, und dein Körper sich

verändert. Okay?«

Laurie nickte. Doch ein paar Minuten später, als sie wieder allein im Dunkeln lag, begannen die Erinnerungen klammheimlich am Rande ihres Bewusstseins herumzuschleichen, und sie glaubte beinahe, die Stimmen wieder wispern zu hören.

Die Stimmen zu hören und diese grässlichen Finger zu spüren, die gegen ihren Körper drückten, sie stupsten, sie erforschten.

Aber das war nur ein Albtraum gewesen.

Oder nicht?

»Alles in Ordnung?«, fragte Tony, als Caroline endlich wieder in ihr Bett schlüpfte.

»Ja, alles im Lot«, antwortete sie. »Sie hat nur –« Sie hielt inne, da ihr wieder einfiel, dass Tony gerade in dem Moment ins Schlafzimmer zurückkam, als sie aufgewacht war. »Was hast du denn gemacht?«, fragte sie ihn. Tony sah sie verständnislos an. »Als du vorhin aufgestanden bist.« Für den winzigen Bruchteil einer Sekunde sah sie etwas in Tonys Augen aufflackern, was aber so schnell verschwunden war, dass sie am Ende gar nicht mehr sicher war, ob sie sich nicht getäuscht hatte. Zudem sah er auf einmal so anders aus – die gesunde Bräune, die er aus Mustique mitgebracht hatte, war fast zur Gänze verschwunden, und die Haut unter seinem Kinn schien zunehmend schlaffer zu werden.

Aber dann lächelte er sie an und legte einen Finger an ihre Nasenspitze. »Ich hatte Hunger«, sagte er. »Ich glaube, der Fisch war nicht genug, deshalb habe ich mich über die restlichen Makkaroni hergemacht.« Er legte den Arm um ihre Schultern. »Mit den Kindern alles in Ordnung?«

Caroline nickte, und einen Moment später schaltete Tony das Licht aus. Kurz darauf hörte sie ihn gleichmäßig atmen, er war eingeschlafen, doch sie selbst war hellwach. Natürlich hatte Tony ihr die Wahrheit gesagt – er war einfach hungrig gewesen

und hatte sich was zum Essen geholt. Wenn etwas anderes passiert wäre, hätte Laurie es ihr erzählt.

Wenn Laurie geschrien hatte, warum hatte Tony das denn nicht gehört?

Er war unten in der Küche gewesen, und in diesem Gebäude war die Isolation nahezu perfekt. Er hatte nichts gehört, und sicherlich auch nichts Unrechtes getan.

Und obwohl sie sich einzureden versuchte, dass hier nichts passiert war, was nicht ihrer Fantasie entsprungen wäre, hatte sie immer noch Tonys seltsamen Blick vor Augen – dieser Blick, der schneller verschwunden als gekommen war – und der seine Worte Lügen strafte.

Und dazu dieser ungesunde Teint seiner Haut.

Es gab etwas, da war sie sich ganz sicher, was er ihr nicht erzählt hatte.

Aber was?

19. Kapitel

Abermals warf Nate Rosenberg einen besorgten Blick auf die Zeitanzeige rechts auf der unteren Symbolleiste seines Monitors. 8:32, genau zwei Minuten später als beim letzten Mal, als er die Uhrzeit checkte. Dann stand er auf und beugte sich über den Raumteiler, der seinen Arbeitsplatz von ihrem trennte.

Ihr Stuhl war noch immer leer.

Was ja eigentlich kein Problem war, redete er sich ein. Es gab jede Menge Gründe dafür, warum Andrea sich verspätet hatte. Sie könnte zum Beispiel verschlafen haben, krank geworden sein, sie könnte einen Arzttermin haben oder beim Friseur sitzen. Oder irgendwo in der Stadt unterwegs sein, um nach einem ihrer Schützlinge zu sehen. Nur war in den sechs Jahren, die sie hier Schreibtisch an Schreibtisch arbeiteten, keiner von ihnen beiden jemals zu spät gekommen. Weder wegen Krankheit, Terminen, Verschlafen oder irgendwelchen anderen Gründen. Tatsächlich hatte sich zwischen ihnen ein Wettkampf entwickelt, von der Art, wie ihn nur zwei unverbesserliche Bürokraten ausfechten konnten.

»Ich wette, ich scheide mit einer besseren Beurteilung aus diesem Unternehmen als du«, hatte Andrea vor Jahren beim gemeinsamen Lunch zu ihm gesagt, nachdem sie festgestellt hatten, dass sie die einzigen zwei Mitarbeiter waren, die nie einen Tag gefehlt hatten. »Ich halte dagegen«, hatte Nate zurückgegeben. »Meine Zeugnisse sind makellos, seit dem Kindergarten.« Was Andrea nicht sonderlich beunruhigte, nachdem sie ihm erklärt hatte, dass sie immer noch die Masern und Windpocken auf ihrer Seite hatte, da sie die schon gehabt hatte und er sie noch bekommen könnte. Und jetzt, an diesem Montagmorgen, war sie immer noch nicht im Büro.

Dass sie verschlafen haben oder krank geworden sein

könnte, hatte Nate bereits abgehakt – er hatte bei ihr zu Hause angerufen, und der Anrufbeantworter hatte sich wie immer nach dem achten Klingeln eingeschaltet. Eine Bandansage, nachdem er ihr Handy angerufen hatte, informierte ihn, dass der »Teilnehmer momentan nicht erreichbar« sei. Irgendwelche Termine hatte er auch von der Liste der Möglichkeiten gestrichen, nachdem er einen Blick auf ihren Terminkalender geworfen hatte, den sie noch viel ordentlicher führte als er den seinen. Der letzte Eintrag war ihr Besuch bei Dr. Humphries gestern Nachmittag gewesen; der nächste war eine Fallbesprechung, die für zwei Uhr an diesem Nachmittag angesetzt war. Keine Ärzte, keine Friseure, kein gar nichts.

Womit nur noch die Möglichkeiten übrig blieben, an die Nate nicht hatte denken wollen und es auch jetzt nicht wollte: Dinge wie Raubüberfall oder Vergewaltigung.

Nicht Andrea, sagte er sich. Sie ist klug und kann auf sich selbst aufpassen. Und nach dem, was dem Mann ihrer Freundin vor knapp einem Jahr passiert war, war sie noch vorsichtiger geworden. »Ich jogge nicht mehr im Central Park, das versichere ich dir«, hatte sie ihm erklärt und war kurz erschauert bei dem Gedanken an –

Den Namen hatte er vergessen, falls sie ihn überhaupt erwähnt hatte, aber das tat nichts zur Sache. Der Punkt war, dass Andrea entschlossen war, noch aufmerksamer zu sein als sie es ohnehin schon gewesen war. Und es war ihr nie etwas passiert.

Und jetzt ist ihr auch nichts passiert, betete er sich vor. Sie hat sich nur verspätet, mehr nicht. Und was würde er jetzt unternehmen? Die Polizei verständigen, weil seine Arbeitskollegin zum ersten Mal eine halbe Stunde zu spät kam? Wenn er das täte, würden sie ihn wahrscheinlich einsperren!

Mittags, als Andrea sich immer noch nicht gemeldet hatte, nahm er seinen Lunchbeutel, aß sein Sandwich in der U-Bahn zur 72. Straße und lief dann die drei Blocks zu ihrem Haus.

Eine Ewigkeit drückte er auf ihre Klingel, und als niemand reagierte, klingelte er beim Hausmeister. Eine mürrische Stimme verlangte zu wissen, was er wolle, doch als er erklärte, wer er war, und dass er nur nachsehen wollte, ob mit Andrea Costanza alles in Ordnung sei, stieß der Mann nur ein humorloses Lachen aus.

»Glaub'n Sie denn, ich bin verrückt? Ich schließ auf, und sie ist da, dann zerrt sie mich vor den Kadi. Schließ ich auf, und sie ist nich' da und merkt es später, zerrt sie mich auch vor'n Kadi. Ich hab meine Anweisungen von der Verwaltung. Ohne Gerichtsbeschluss mach ich keine Wohnung auf. Also, sehn'se zu, dass Sie so'n Wisch beibringen, okay?«

Als Nate nochmals bei dem Herrn klingelte, wurde dessen Stimme richtig hässlich. »Ziehen'se Leine, sonst komm ich raus und mach Ihnen Beine.«

Wieder zurück im Büro, redete er sich ein, dass das alles kein Problem sei und sie sonstwo sein könnte, und dass sie wahrscheinlich zu der Zwei-Uhr-Besprechung zurück sein und er sich dann vorkommen würde wie ein Idiot.

Sie kam nicht zu dieser Besprechung, doch jeder der Anwesenden bestätigte, dass etwas passiert sein müsse und wollte von Nate wissen, was er bisher unternommen habe.

»Trotzdem bin ich sicher, dass es für ihr Fernbleiben eine ganze vernünftige Erklärung gibt«, sagte er, nachdem er alles wiederholt hatte, was er unternommen hatte.

»Ja, das mag auf jeden anderen zutreffen«, pflichtete Corrine Bradshaw ihm bei und legte die Tagesordnung beiseite, die sie vor einer halben Stunde aufgesetzt hatte. »Aber nicht auf Andrea. Sie ist wie du, Nate; bei ihr weiß man immer, wo sie ist und was sie tut.«

»Also, was unternehmen wir jetzt?«, fragte Nate in die Runde. »So früh kann man noch keine Vermisstenanzeige aufgeben. Verdammt, wir machen ja auch kaum einen Finger krumm, wenn ein Kind am Abend nicht heimkommt.«

»Wir teilen uns ihre Termine für heute«, entschied Corrine. »Aber lasst uns nicht die Pferde scheu machen – bittet nur die Leute, Andrea auszurichten, sie möge im Büro anrufen, wenn sie sich bei jemandem meldet. Sagt ihnen, es ginge um einen kranken Verwandten oder so was.« Ihr Blick suchte Nate. »Hast du ihren letzten Termin vom Freitag angerufen?«

Nate nickte. »Das mache ich sofort.«

Zwei Minuten später hatte Nate Dr. Theodore Humphries am Telefon. »Oh, ja, sie war bei mir«, erzählte ihm Humphries, nachdem er sich vorgestellt hatte. »Hat mich nach der kleinen Mayhew gefragt.«

Der leicht verärgerte Tonfall des Doktors ließ Nate aufhorchen. »Rebecca Mayhew steht unter Miss Costanzas Obhut – es ist ihre Aufgabe, Fragen nach dem Mädchen zu stellen.«

»Welche ich auch beantwortet habe, soweit es angebracht war«, gab Humphries zurück, ein wenig beherrscher jetzt. »Ich muss jedoch zugeben, dass ich, als sie begann, meine Befähigung in Zweifel zu ziehen, und die Krankengeschichte der Kleinen einsehen wollte, nicht mehr sehr freundlich zu ihr war.«

Oh, Gott, dachte Nate. *Hoffentlich hat Andrea ihn nicht einen Quacksalber genannt.* »Ihre Befähigung in Zweifel gezogen?«, fragte er. »Ich glaube, ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

Einen Moment lang fürchtete er, dass Humphries auflegen würde, doch dann schien sich dieser anders besonnen zu haben. »Darf ich fragen, weshalb genau Sie mich angerufen haben, Mister ...«

»Rosenberg«, wiederholte Nate und erklärte Humphries dann ausführlich den Grund seines Anrufs. Als er geendet hatte, hörte er Humphries schwer seufzen.

»Es tut mir Leid«, sagte er. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen. Ich habe mich geweigert, Miss Costanza Rebecca

Mayhews Krankengeschichte ohne Gerichtsbeschluss einsehen zu lassen, was, wie ich annehme, auch mein gutes Recht ist. Dann hat sie, wie gesagt, meine Referenzen in Frage gestellt und ist gegangen.«

Corrine Bradshaw hörte sich schweigend an, was Nate über das Telefonat mit Dr. Humphries, Andreas letztem Termin, berichtete, dann erkundigte sie sich bei den anderen Betreuern. Keiner von ihnen hatte irgendjemanden ausfindig gemacht, der Andrea seit Freitagabend gesehen oder mit ihr gesprochen hatte. »Also gut«, sagte sie und griff zum Telefon. »Mal sehen, ob ich einen Treffer lande. Dort oben ist doch das 20. Polizeirevier zuständig, oder?« Als Nate nickte, wählte sie aus dem Kopf die Nummer. Kurz überlegte sie, ob es ein Fluch oder ein Segen war, die Telefonnummern sämtlicher Polizeireviere in Manhattan auswendig zu wissen, und entschied dann, dass das einfach zu ihrem Job gehörte. Nur dass sie gewöhnlich wegen eines vermissten Kindes anrief, und nicht wegen einer verschwundenen Betreuerin.

20. Kapitel

Der erste Schultag an der Elliott Academy war vorbei, und Laurie wünschte bereits, sie wäre an der Columbus Middle School geblieben, die Ryan und sie im letzten Semester besucht hatten. Und das alles nur wegen Amber Blaisdell und ihren anderen Freundinnen. Alles hatte sich verändert, seitdem sie auf die öffentliche Schule gewechselt hatte. Das hatte sie bereits damals an dem Tag im Park gespürt. Ein Mädchen, das sie kaum kannte – Caitlin Murphy – hatte sie in Ambers Clique ersetzt, und obwohl Laurie mit den gleichen Mädchen wie früher Mittag gegessen hatte, hatte sich Caitlin neben Amber gesetzt.

Dieser Platz war immer ihrer gewesen, seit der ersten Klasse schon.

Das Komische war nur, dass niemand – nicht einmal Amber – Caitlin gesagt hatte, dass sie auf Lauries Platz saß. Ja, sie schienen es nicht einmal zu bemerken. Natürlich hatte Laurie das Thema nicht angesprochen, und als sie sich einen Stuhl vom Nebentisch herangezogen hatte, rückten die Mädchen gegenüber von Amber und Caitlin so weit zusammen, dass Laurie dort noch Platz fand. Aber es ging nicht nur darum, dass sie nicht mehr neben Amber saß. Es schien sich auch sonst vieles verändert zu haben. Zum Beispiel kannte sie die Namen der Jungs nicht, über die die Mädchen ständig tuschelten, und wenn sie sich über die Sommerferien unterhielten, dann nur über Southampton. Als sie ihren Freundinnen von den zwei Wochen auf Mustique erzählen wollte, hatte Caitlin Murphy nur die Augen verdreht.

»Niemand geht mehr nach Mustique«, hatte sie erklärt. »Meine Mutter sagt, da sieht man nur noch Pauschaltouristen aus Europa und abgehalfterte Rockstars.« Laurie spürte, wie sie rot wurde und sagte nichts mehr. Aber für Caitlin war das

Thema noch nicht abgehakt. »Warum sollte man da auch mitten im Sommer hinfliegen?«

»Meine Mutter hat wieder geheiratet«, erklärte Laurie. »Es war ihre Hochzeitsreise.«

»Und da hat sie *euch* mitgenommen?«, tat Caitlin erstaunt. »Das ist seltsam.«

Diesmal zumindest kam ihr Amber zu Hilfe. »Ich finde das sehr nett«, sagte sie. »Ich wünschte, ich hätte auch mitkommen dürfen, als mein Stiefvater und meine Mutter ihre Hochzeitsreise nach Europa gemacht hatten.«

»Hochzeitsreisen sind nur für die Braut und den Bräutigam«, verkündete Caitlin, klang aber nicht mehr ganz so selbstsicher wie zu Anfang.

»Na ja, vielleicht beim ersten Mal«, meinte Amber. »Aber wenn ich Kinder hätte und ein zweites Mal heiraten würde, würde ich sie auch mitnehmen. Außerdem würde ich ohnehin nie einen Mann heiraten, der meine Kinder nicht um sich haben will.« Damit wandte sie sich von Caitlin an Laurie. »Wie ist denn dein Stiefvater? Wie heißt er?«

»Tony Fleming.«

»Ist er mit bei euch eingezogen?«

Laurie schüttelte den Kopf. »Wir wohnen jetzt an der Central Park West.« Sie zögerte einen Moment, ehe sie hinzufügte: »Im Rockwell.«

Schweigen senkte sich über den Tisch; die Mädchen wechselten betretene Blicke. Schließlich war es Caitlin, die als Erste den Mund aufmachte. »Im Rockwell? Du wohnst tatsächlich da? Wie hältst du das nur aus?«

Laurie spürte, dass sie schon wieder rot wurde. »Warum? Was soll daran so seltsam sein?«

Caitlin schüttelte sich. »Nichts. Abgesehen davon, dass es in diesen alten Gemäuern angeblich spukt, im Keller Dutzende Leichen vergraben, und die Bewohner alle verrückt sind.«

Laurie machte den Mund auf, um Caitlin zu widersprechen,

doch ehe ein einziges Wort über ihre Lippen kam, war ihr der Albtraum wieder gegenwärtig, zusammen mit der Erinnerung an die Stimmen, die sie durch die Wand gehört hatte. Na und? Sie hatte auch vorher schon manchmal schlecht geträumt und in der alten Wohnung die Nachbarn über ihnen herumgehen hören. »An dem Haus gibt es nichts auszusetzen«, erklärte sie schließlich, merkte jedoch selbst, wie unsicher ihre Stimme klang. »Und alle diese komischen Geschichten glaubt sowieso kein Mensch. Oder glaubst du wirklich, dass Rodney ein Troll ist, der im Park unter einer Brücke lebt?«

Caitlin Murphy schaute nicht einmal irritiert drein. »Wer ist Rodney?«

»Der Portier«, sagte Laurie. »Hast du diese Geschichte etwa noch nie gehört?«

Caitlin Murphy fixierte Laurie mit einem kalten Blick. »Du kannst sagen, was du willst, aber jeder weiß, dass das ein seltsames Gebäude ist. Meine Mom sagt, dort wohnen nur steinalte Leute.«

»Alte Leute sind doch keine Geister«, gab Laurie zurück. »Außerdem ist Tony nicht alt.«

»Wie alt ist er denn?«, wollte Caitlin wissen.

Plötzlich wünschte sich Laurie, sich nicht an diesen Tisch gesetzt zu haben. »Wen interessiert das schon?«, meinte sie.

»Uns alle«, antwortete Caitlin. »Also, hat deine Mutter der Kohle wegen einen alten Knacker geheiratet? Bist du deshalb wieder hier gelandet?«

Jetzt hatte Laurie endgültig genug. Sie schnappte sich ihr Tablett, setzte sich allein an einen freien Tisch und aß so schnell sie konnte den Teller leer. Die restliche Mittagspause verbrachte sie in der Bibliothek und achtete am Nachmittag darauf, nicht in der Nähe ihrer alten Freundinnen zu sitzen. Doch als sie nach Schulschluss die breite Treppe hinabging, war Amber auf einmal neben ihr. Laurie streifte sie mit einem raschen Blick, sagte aber nichts. Sie blieb auch nicht stehen, als

sie, unten angekommen, nach links Richtung Park gehen musste. Amber blieb an ihrer Seite, obwohl sie genau in der entgegengesetzten Richtung wohnte, am Riverside Drive.

Ein paar Minuten stapften die beiden Mädchen wortlos nebeneinander her, und schließlich war es Amber, die als Erste das Wort ergriff. »Tut mir Leid, was heute in der Cafeteria passiert ist.«

»Wer ist denn diese Zicke überhaupt?«, gab Laurie zurück. Sie hatte die Entschuldigung nicht angenommen, aber auch nicht abgelehnt.

Amber zuckte die Achseln. »Eigentlich ist sie ganz in Ordnung. Ich glaube, sie ist nur eifersüchtig.«

Jetzt blieb Laurie stehen und sah Amber an. »Eifersüchtig? So hat sie sich aber nicht benommen; eher so, als hasste sie mich. Dabei kennt sie mich doch gar nicht!«

»Sie weiß, dass du meine beste Freundin warst«, erwiderte Amber. »Ihre Mom hat letztes Jahr zum vierten Mal geheiratet und ist nie zu Hause.«

»Ich dachte, sie wären letzten Sommer alle in Southampton gewesen«, sagte Laurie und biss die Zähne zusammen, wie die arroganten Mädchen im Fernsehen.

»Ihre Mom war dort, aber Caitlin nur ein paar Mal am Wochenende.«

Laurie starrte Amber verdutzt an. »Du meinst, sie lassen sie einfach allein zu Hause?«

»Nein, da gibt es eine Haushälterin und eine Köchin. Und einen Butler und einen Chauffeur. Ganz allein ist sie also nicht.« Sie zögerte kurz. »Und ihr Stiefvater ist mindestens achthundert Jahre alt.«

Laurie blieb abrupt stehen. »Du meinst, dass *ihre* Mutter wegen Geld geheiratet hat?«

»Das habe ich nun wieder nicht gesagt«, gab Amber mit übertriebener Unschuldsmiene zurück.

»Weshalb hast du beim Essen eigentlich nichts gesagt?«,

wollte Laurie nun wissen.

Plötzlich schaute sich Amber nervös um, als hätte sie Angst, jemand könnte sie belauschen. »Mein Vater will, dass ich nett zu ihr bin.« Sie senkte die Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern. »Ich glaube, es geht um irgendein Geschäft oder so. Deshalb muss ich so tun, als sei sie meine beste Freundin.«

Laurie starrte sie fassungslos an. »Du machst Witze – das hat er wirklich von dir verlangt?« Amber nickte. »Und deine Mom hat das zugelassen?« Amber nickte wieder. »Meine Mutter würde das Tony nie gestatten. Aber er würde auch gar nicht auf so eine Idee kommen.« Sie überlegte kurz. »Willst du mit zu mir kommen?« Jetzt war es Amber, die überlegte. »Ich weiß nicht ...«

»Warum nicht? Wir sind doch Freundinnen, oder?« Laurie bemerkte ein kurzes Zögern, ehe Amber zustimmte, doch als die beiden Mädchen in die Central Park West abbogen, wurden Ambers Schritte immer langsamer, bis sie an der Ecke des Rockwell endgültig stehen blieb. »Was ist denn?«, fragte Laurie. »Du hast doch nicht etwa Angst, oder?«

Obwohl Amber heftig den Kopf schüttelte, fielen ihr plötzlich wieder all die Geschichten ein, die sie, Laurie und alle anderen gehört hatten, als sie noch kleiner waren. Aber das waren doch nur Geschichten gewesen – die sie sich selbst ausgedacht hatten! Warum war ihr dann plötzlich so mulmig zumute? Dann sah sie jemanden im siebten Stock winken. »Wer ist das denn?«, fragte sie.

»Rebecca Mayhew«, antwortete Laurie. »Willst du sie kennen lernen?«

Amber runzelte die Stirn. »Wie kommt es, dass sie schon zu Hause ist? Geht sie denn nicht zur Schule?«

Laurie verneinte. »Sie ist krank. Aber keine Angst, es ist nichts Ansteckendes. Sie leidet, glaube ich, an Anämie oder so was Ähnlichem. Sie ist echt nett. Komm schon – gehen wir hinauf und besuchen sie.« Sie überquerte die Straße und

schaute sich dann um, als sie merkte, dass Amber nicht mehr neben ihr ging. »Kommst du?«

Amber startete noch immer die düstere Fassade des Rockwell an. *Das waren doch nur Geschichten*, versuchte sie sich zu beruhigen. *Erfundene Geschichten*. Aber noch während sie die Worte lautlos vor sich hin sprach, durchfuhr sie ein kalter Schauer des Begreifens, und sie machte auf dem Absatz kehrt.

»Amber?«, rief Laurie ihr zu. »Was ist denn?«

Amber drehte sich zu ihrer Freundin um, doch ihr Blick blieb unweigerlich an dem unheimlichen Gebäude hängen, das hinter Laurie in den Himmel ragte. Rebecca war verschwunden, dafür spähte ein anderes Gesicht auf die Straße hinunter, diesmal aus dem fünften Stockwerk.

Es war ein Mann, und obwohl Amber ihn kaum richtig sehen konnte, war da etwas an der Art, wie er sie ansah, das das leicht mulmige Gefühl von vorhin in eiskaltes Entsetzen verwandelte.

»*Ich werde sterben*«, durchfuhr es sie. »*Wenn ich da hineingehe, werde ich sterben.*«

Ohne ein weiteres Wort zu Laurie drehte sich Amber um und rannte die Central Park West zurück.

Detective Frank Oberholzer drückte den Zeigefinger auf denselben Klingelknopf wie Nate Rosenberg einige Stunden zuvor. Doch als er sich zu erkennen gab, änderte sich der Tonfall des Hausmeisters schlagartig. »He, ich will kein Ärger. Ich kümme mich anständig um das Haus hier, und die Verwaltung hat keinen Stress mit mir«, erklärte er mit einer Stimme, die Oberholzers jahrelanger Erfahrung zufolge zu einem Mann gehörte, der seinen besten Freund verpfeifen würde, wenn man ihn nur ein bisschen einschüchterte.

»Fein, dann haben Sie sicher auch kein Problem, wenn ich mit der Hausverwaltung über Ihre Vergangenheit rede, oder?«

Das Gesicht des Hausmeisters wurde noch um eine Spur käsiger. »Mann, was habe ich Ihnen denn getan?«

»Gar nichts«, versicherte ihm Oberholzer. »Ich bitte Sie ja auch nur um einen winzig kleinen Gefallen. Ich möchte rasch einen Blick in Andrea Costanzas Wohnung werfen. »Ist es eine Einzimmerwohnung?«

»Apartment«, brummte der Hausmeister, und die Tatsache, dass er überhaupt geantwortet hatte, verriet dem Detective, dass er gewonnen hatte.

»Demnach kann ich alles von der Tür aus einsehen, richtig?«

»Ja, nehme ich an.«

»Gut, wir machen das folgendermaßen: Sie schließen die Tür auf, ich schau hinein, wir sehen nichts, Sie schließen wieder ab, und das war's auch schon, okay?«

»Was ist mit dem Hund?«, warf der Hausmeister ein. »Wenn der Hund abhaut –«

»Der haut nicht ab«, beschied ihm Oberholzer. »Kommen Sie, bringen wir es hinter uns. Je schneller wir fertig sind, desto schneller vergessen Sie, dass ich hier war.«

Achselzuckend führte der Hausmeister ihn zum Aufzug und drückte den Knopf für den fünften Stock. »Sie werden nix finden«, beteuerte er wieder. »Ich führe ein ruhiges Haus, und hier gibt es keine Probleme. Keine Vergewaltigungen, keine Einbrüche, nix. Alles coole Leute, die sich um ihr'n eigenen Kram kümmern.«

Die Tür öffnete sich in der fünften Etage, und die beiden Männer traten hinaus auf den Flur. Kurz darauf klingelte der Hausmeister an Andrea Costanzas Wohnungstür Sturm, dann klopfte er laut. »Sehen'se? Was hab ich gesagt? Niemand zu Hause.«

Ohne den Hausmeister zu beachten, lauschte Oberholzer angestrengt einem leisen Geräusch auf der anderen Seite der Tür.

Ein Laut, als winselte ein Hund.

»Wie kommt es dann, dass der Hund winselt anstatt zu bellen?«

Nicht ohne vorher einen genervten Seufzer auszustoßen, steckte der Hausmeister schließlich den Generalschlüssel ins Schloss, drehte ihn um und stieß die Tür auf.

»Oh, verdammte Scheiße«, japste er im nächsten Moment.
»Heiliger Herr im Himmel.«

21. Kapitel

Ryan hatte das Nachhausegehen so lange wie möglich hinausgezögert, sich nach Schulschluss noch irgendwie herumgedrückt, denn seine Freunde waren in den Park zum Fußballspielen gegangen. Sie hatten ihn freilich gefragt, ob er mitkommen wolle, und obwohl er nichts lieber getan hätte, waren ihm die Worte seiner Mutter nur allzu präsent: »Ich will nicht, dass du ohne mich in den Park gehst. Niemals.« Beinahe wäre er trotzdem mitgegangen, doch dann erinnerte er sich an das Gesicht seiner Mutter nach dem Tod seines Vaters. Also hatte er sich eine Entschuldigung ausgedacht und seinen Freunden nachgeschaut, wie sie Richtung Park losmarschiert waren. Danach ging er noch in die Bibliothek und arbeitete an seinen Hausaufgaben, bis die Bibliothekarin ihn hinauskomplimentierte. »Es ist Zeit abzuschließen. Außerdem ist es draußen so schön, da solltest du mit deinen Freunden schon längst im Park sein.« Und jetzt stand er gegenüber vom Rockwell und wünschte, er würde sich nicht so fürchten.

Immer wieder hatte er versucht sich einzureden, dass keine der unheimlichen Geschichten, die über das Rockwell kursierten, wahr waren, und trotzdem spukten sie ihm permanent im Kopf herum. Aber den ganzen Nachmittag hier auf dem Bürgersteig herumstehen, das ging ja auch nicht. Außerdem sollte Laurie inzwischen zu Hause sein, und oben in der Wohnung würde er sich dann nicht mehr fürchten. Nachdem er in seiner Tasche nach den Schlüsseln gekramt und tief Luft geholt hatte, ging er über die Straße und zog rasch die schwere Eingangstür auf, bevor er noch die Nerven verlieren würde.

Durch die Glasscheiben der inneren Tür sah er, dass das Foyer bis auf Rodney leer war. War das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?, fragte er sich. Doch ehe er noch eine

Antwort darauf fand, war Rodney bereits aus seiner Loge gekommen und ging auf die Tür zu.

Genauer gesagt auf ihn!

Ryan spürte, wie sein Herz zu rasen begann, und wollte sich gerade umdrehen und nach draußen rennen, als Rodney die innere Tür öffnete und ihn hereinwinkte. »Na, du kommst aber spät von der Schule heim, junger Mann. Ich hoffe, du hast keinen Ärger gehabt.«

Ryan, der standhaft versuchte, sich seine Angst nicht anmerken zu lassen, schüttelte den Kopf, drückte sich um Rodney herum und ging auf die Treppe zu. Am liebsten wäre er gerannt, konnte sich aber gerade noch beherrschen. Doch als er den Fuß auf die erste Stufe setzen wollte, spürte er Rodneys Hand auf seiner Schulter.

Und erstarrte.

Was wollte der Portier von ihm? Was hatte er mit ihm vor?

Rodney sah zu ihm herab, und plötzlich hatte Ryan das ungute Gefühl, als schaute er direkt in ihn hinein. »Ist etwas?«, fragte ihn der Portier.

Ryan hielt kurz die Luft an, dann schüttelte er den Kopf.

»Bist du sicher?«, drängte Rodney. »Du hast doch nicht etwa Angst vor mir, oder?«

Ryans Augen weiteten sich ein wenig, doch er schüttelte tapfer den Kopf.

Als Rodney sich daraufhin zu ihm herabbeugte, wurde seine Hand auf Ryans Schulter schwer wie ein Felsbrocken, und seine Stimme senkte sich zu einem gehauchten Flüstern. »Doch, hast du schon«, raunte er. »Das rieche ich.«

Ryan glaubte, ersticken zu müssen. Was sollte er tun? Versuchen, die schwere Hand des Portiers abzuschütteln? Und dann, was weiter? Sollte er davonrennen? Wohin? Zur Eingangstür würde er es niemals schaffen, und wenn er die Treppen hinaufflüchtete, würde Rodney ihn noch vor dem zweiten Stockwerk einholen.

Schreien! Genau das würde er tun! Aber wer würde ihm helfen? Wer würde ihn hier überhaupt hören? Egal, irgendwas musste er tun, er konnte doch nicht einfach so dastehen und –

Und dann, gerade als er zu einem Schrei ansetzen wollte, nahm Rodney die Hand von seiner Schulter und fing so laut an zu lachen, dass Ryan ihn völlig entgeistert anstarrte.

»Ist schon gut«, sagte Rodney. »Ich habe mir nur einen Scherz mit dir erlaubt. Aber eigentlich habe ich was für dich.« Als der Junge sich nicht von der Stelle rührte, ging Rodney zu seinem Empfangspult und kam mit einer weißen Papiertüte zurück. »Karamellbonbons. Mr. Burton hat sie extra für dich gemacht. Die besten, die du je gegessen hast – noch besser als die von Godiva.« Rodney drückte Ryan die Tüte in die Hand, drehte ihn um und gab ihm einen leichten Klaps, damit er sich wieder in Bewegung setzte. »Und vor mir brauchst du keine Angst zu haben«, rief er Ryan hinterher. »In Wirklichkeit lebe ich gar nicht im Park unter einer Brücke, sondern in einer Höhle. Einer Höhle am See. Das ist es, was uns Trollen gefällt – hübsche dunkle Höhlen mit Wasser in der Nähe, damit wir die kleinen Jungs waschen können, ehe wir sie mit in die Höhle nehmen und fressen!«

Ein gackerndes Lachen folgte Ryan, der wie der Blitz die Treppen hinaufschoss und dieses Lachen noch oben im fünften Stock hörte.

Kaum hatte er die Tür aufgeschlossen, rief er nach seiner Schwester.

Und erhielt keine Antwort.

Aber irgendwie fühlte sich die Wohnung nicht leer an.

»Mo-om?«, rief er und hörte das nervöse Zittern in seiner Stimme. »Jemand zu Hause?«

Wieder keine Antwort. Dennoch hatte er das unbestimmte Gefühl, dass er in der riesigen Wohnung nicht allein war.

Vielleicht sollte er nach oben gehen. Sich in sein Zimmer einschließen und warten, bis seine Mutter nach Hause käme.

Aber wenn jemand in der Wohnung war, würde er dann nicht oben auf ihn warten, weit entfernt von der Wohnungstür, wo er keine Chance zur Flucht hätte?

Vielleicht sollte er wieder nach unten gehen.

Oder er benahm sich kindisch. Vielleicht war wirklich niemand in der Wohnung. Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen und rief noch einmal: »He, ich bin zu Hause! Irgendjemand da?«

Stille.

Nachdem er sich mit einem tiefen Atemzug gerüstet hatte, wagte er sich so weit von der Wohnungstür weg, bis er einen Blick ins Wohnzimmer und Esszimmer werfen konnte.

Dort sah es genauso aus wie am Morgen.

Er war auf dem Weg in die Küche, als er plötzlich stehen blieb.

Die Tür zu Tonys Arbeitszimmer – die Tür, die gewöhnlich verschlossen war – stand ein Stück weit offen.

Vorsichtig näherte er sich und spähte hinein. Von der Türschwelle aus gesehen, schien das Arbeitszimmer leer zu sein, doch er konnte nicht den ganzen Raum überblicken. Seine Hand zitterte, als er sie ausstreckte, um die Tür ein bisschen weiter aufzuschieben.

Das leise Ächzen der Türangeln erschreckte ihn so, dass er unwillkürlich zurückwich. Dann, als er die Ursache dieses Geräuschs erkannt hatte, wagte er sich wieder ein Stück weiter vor und trat schließlich über die Schwelle in das Arbeitszimmer seines Stiefvaters.

Dort roch es genauso modrig wie im Rest der Wohnung, aber die Einrichtung wirkte noch älter als die der anderen Zimmer.

Die Wände waren ringsum mit einem dunklen Holz verkleidet, und die beiden Fenster, die zur Straße hinausgingen, ließen so wenig Licht herein, dass das grüne Leder, mit dem alle Möbelstücke bezogen waren, beinahe schwarz aussah. Auf

dem Boden lag ein dünner Teppich, dessen Muster nicht nur von einem ausladenden alten Sofa und einem Lehnstuhl mit einer Ottomane davor verdeckt wurde, sondern auch von zahlreichen Tischen, auf denen alles Mögliche stand: vergilbte Fotografien in angelaufenen Silberrahmen, geschnitzte Statuen aus Elfenbein und sonstige kleine Kostbarkeiten. In der Nähe der Fenster stand ein wuchtiger Schreibtisch, und an einer Wand befand sich ein offener Kamin. Zu beiden Seiten des Kamins erhoben sich Bücherregale, und in einer Ecke verstaubte ein großer Globus.

Vor dem Kamin stand ein Ohrensessel, daneben ein Tisch mit einer Lampe darauf, der knapp über dem Boden noch eine Ablage hatte.

Darauf lag ein Buch, das aussah wie ein Fotoalbum, so alt, dass der Ledereinband schon ganz abgenutzt war.

Einer spontanen Regung folgend, nahm Ryan das Album heraus, legte es auf den Tisch, zog an der Kette der altmodischen Lampe mit dem grünen Glasschirm und schlug das Album auf.

Die Bilder sahen so alt aus, dass Ryan Angst hatte, sie würden zu Staub zerfallen, wenn er sie nur berührte, und obwohl sie in einem Album aufbewahrt wurden, waren sie schon stark verblasst. Als Ryan die Leute auf den Fotos betrachtete – alle so altmodisch gekleidet, die Männer mit steifen Kragen und unbequem aussehenden Gehröcken, die Frauen in bodenlangen Kleidern mit Reihen von kleinen Knöpfen, die bis zum Hals reichten, und Spitzen an den Ärmeln –, wurde es ihm ganz unheimlich zumute.

Manche der Gesichter kamen ihm irgendwie bekannt vor, aber er wußte nicht woher.

Vorsichtig blätterte er die Seiten um, um die Fotos ja nicht zu knicken.

Aber als er die vierte Seite umblätterte, fuhr ihm der Schrecken in die Glieder.

Mit angehaltenem Atem starrte er auf ein Foto. Es zeigte einen Mann, der in eben diesem Zimmer zu sitzen schien, in dem Ohrensessel vor dem Kamin.

Der Mann hatte ausgeprägte Gesichtszüge, dunkles, welliges Haar und seine Augen schauten genau in die Kamera.

Es waren die Augen, die Ryan sofort wieder erkannte.

Die Augen seines Stiefvaters, die ihn von diesem Bild genauso kalt anstarrten wie am Freitag in seinem Zimmer.

Die Sekunden verstrichen, und Ryans Blick klebte immer noch wie hypnotisiert an dieser Fotografie. Und jetzt fiel ihm auch auf, dass es nicht nur die Augen waren, die denen von Tony Fleming so sehr glichen – alles an diesem Mann auf dem Foto erinnerte ihn an seinen Stiefvater. Aber –

Plötzlich spürte er, dass er nicht länger allein war.

Laurie. Vielleicht war es nur Laurie.

Aber noch im Umdrehen wurde ihm klar, dass es nicht seine Schwester war, die hereingekommen war.

Innerlich schlotternd hob er den Blick und sah sich seinem Stiefvater gegenüber, der ihn wortlos anstarrte.

»Ich ... ich ... die Tür ...«, stammelte Ryan. »Sie war ... war nicht abgeschlossen, deshalb b-bin –«

»Einfach hereinspaziert«, beendete Tony Fleming für ihn den Satz. Dann versank er wieder in Schweigen, und Ryan stand stocksteif da, auf alles gefasst. Doch zu seinem großen Erstaunen begann Tony plötzlich zu lächeln und deutete mit dem Kinn auf das Fotoalbum. »Wie ich sehe, hast du meine Familie entdeckt.«

Ryan nickte stumm.

Tony kam einen Schritt näher und beugte sich über die aufgeschlagene Seite.

»Ah«, machte er. »Mein Urgroßvater. Hier in diesem Zimmer aufgenommen.« Sein Blick wechselte zu Ryan. »Die Ähnlichkeit ist verblüffend, nicht wahr?«

Ryan nickte wieder, immer noch stumm wie ein Fisch.

»So«, fuhr Tony fort, ohne die Stimme zu erheben, doch Ryan hörte den gleichen kalten Unterton heraus wie bei ihrem letzten Gespräch. »Nun hast du mein Arbeitszimmer gesehen. Gefällt es dir?«

»Es ... es ist irgendwie so altmodisch. Ich meine –«

»Es ist so eingerichtet, wie es meinem Urgroßvater gefallen hat, meinem Großvater und meinem Vater. Und mir gefällt es auch. Aber es ist kein Ort, an dem kleine Jungen herum-schnüffeln sollten.« Abermals machte sich sein Blick an Ryan fest. »Ist das klar?«

»J-ja, Sir«, hauchte Ryan.

»Gut«, sagte Tony. »Dann verstehen wir uns ja. Komm, jetzt gehen wir in die Küche und bereiten für deine Mutter und Laurie das Abendessen vor.«

Unsicher schaute Ryan seinen Stiefvater an. »Du ... du bist nicht böse auf mich?«

Tony zuckte die Achseln. »Ich wohne hier – du wohnst hier. Ich habe die Tür offen gelassen – du bist hineingegangen. Mich trifft genauso viel Schuld wie dich.« Vorsichtig klappte er das Album zu und legte es wieder an seinen Platz zurück, dann löschte er das Licht der grünen Lampe. Nachdem sie das Arbeitszimmer verlassen hatten, zog er die Tür hinter sich zu, holte einen Schlüssel aus der Tasche und versperrte sie.

Es gab ein klickendes Geräusch, als der Bolzen einrastete.

»Und was ist das?«, fragte Tony und deutete auf die Tüte, die Ryan in der Hand hielt.

»Karamellbonbons«, antwortete Ryan eifrig, der kaum glauben konnte, dass er ungeschoren davonkommen sollte. »Mr. Burton hat sie gemacht.«

»Dann solltest du ihm ein kleines Briefchen schreiben und dich bedanken«, schlug Tony vor. »Und, wirst du sie mit deiner Schwester teilen?«

Ryan zögerte einen Lidschlag lang, dann nickte er.

»Gut«, sagte Tony leise. »Sehr gut.«

22. Kapitel

Da ist nichts passiert, redete Caroline sich ein. *Es gibt bestimmt eine ganz vernünftige Erklärung dafür, warum Andrea heute nicht zur Arbeit gegangen ist.* Sie hatte das Gefühl, dass es schon viel später als halb sechs sein müsste, aber nur ein Teil der Erschöpfung, die sie zu überwältigen drohte, rührte daher, dass heute ihr erster Arbeitstag war. Auf ihrem Schreibtisch – eigentlich nur ein ganz normaler Tisch, den man aus dem Laden ins Hinterzimmer gerückt hatte, seit sie mit Irene Delamonds Wohnungsumgestaltung so beschäftigt war – stapelte sich all die Arbeit, die sich während ihrer Abwesenheit angesammelt hatte. Es schien, als habe der Architekt jede Frage, die seine Handwerker wiederum an ihn hatten, direkt an sie weitergeleitet, weshalb sie fast den ganzen Tag am Telefon verbracht hatte. Aber nach dem Anruf aus Andreas Büro und der Frage, ob sie übers Wochenende etwas von ihr gehört habe, konnte sie sich kaum mehr auf Tapetenmuster, Farbkarten, Stoffe und Dutzende anderer Details konzentrieren, die die Neugestaltung nicht nur von Irene Delamonds Wohnung, sondern auch ihrer eigenen, erforderte. Ihre Sorge um Andrea wuchs mit jeder Minute, und nachdem sie ein halbes Dutzend Nachrichten auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen hatte, gab sie endlich auf. Sie hatte versucht sich vorzubeten, dass nichts passiert sei – dass Andrea aus irgendeinem Grund nach Long Island gefahren war. Sie hatte sogar versucht, die Telefonnummer von Andreas Eltern herauszufinden, doch die war nicht registriert, und auch Bev oder Rochelle hatten keine Nummer von ihnen. Einmal noch hatte sie Andrea angerufen, ehe sie den Laden verlassen hatte, aber diesmal hatte das Telefon einfach nur endlos lange geläutet. War das ein gutes Zeichen oder ein schlechtes? Kurz vor dem Rockwell ging sie im Geiste noch einmal alles genau

durch, doch nicht anders als den ganzen Nachmittag über stieß sie immer wieder auf eine unverrückbare Tatsache: Andrea Costanza war schlicht und einfach nicht der Typ Mensch, der sich einen Tag frei nahm, ohne jemanden zu informieren.

Dazu kam, dass seit Freitag offenbar niemand Andrea gehört oder gesehen hatte.

Aber das musste immer noch nichts heißen, beschwichtigte Caroline sich wohl zum hundertsten Mal. Sie war inzwischen vor dem Rockwell angekommen und wollte schon nach dem Griff der schweren Eingangstür greifen, da besann sie sich anders. *Sie könnte auch –*

Nein, damit war jetzt Schluss. Caroline war alle Eventualitäten durchgegangen und hatte jede Einzelne verworfen. Und anstatt die Tür zum Rockwell aufzuziehen, wandte sie sich ab und ging die drei Blocks weiter die Central Park West hinauf und bog dann links in die 73. Straße ein. Ihr Schritt beschleunigte sich, als sie die Columbus und die Amsterdam Avenue überquerte, doch kurz nach dem Broadway blieb sie abrupt stehen, als sie einen Block weiter die blinkenden Lichter von Polizei- und Rettungswagen sah.

Sie standen vor Andreas Haus.

Es ist ein großes Gebäude. Es könnte jeder sein.

Doch ihr rasender Herzschlag sagte ihr, dass sie sich etwas vormachte. Sie rannte auf das gelbe Absperrband und die beiden Polizisten zu, die den Gehsteig vor Andreas Haus absperren. »Was ist passiert?«, fragte sie und hörte die Angst in ihrer Stimme.

Einer der beiden Polizisten sagte: »Wohnen Sie hier?«

Stumm schüttelte Caroline den Kopf.

»Dann gibt es für Sie hier nichts zu sehen. Gehen Sie bitte weiter.«

Jetzt sprach eine andere Stimme zu ihr: eine ältere Frau, die sich an den Revers ihrer Jacke festklammerte, als könnten sie diese vor den Gefahren der Großstadt bewahren. »Es ist diese

nette junge Frau aus dem fünften Stock«, sagte sie und schüttelte traurig den Kopf. »Hatte immer ein freundliches Wort für jedermann. Nicht wie die meisten anderen Bewohner dieses Hauses. Ich habe immer zu Mr. Balicki gesagt – das ist unser Hausmeister, müssen Sie wissen – ja, ich habe ihn immer vor diesen Leuten gewarnt. Feiern nächtelang Partys und spielen laute Musik bis in die Morgenstunden. Teufelsmusik spielen die. Ja, und ich hab immer zu Mr. Balicki gesagt, dass irgendwas Schlimmes passieren wird. Aber er hat mir ja nicht geglaubt. Niemand glaubt mir. Aber jetzt ist das Unglück passiert. Durchs Fenster ist er gekommen. Ich habe eben doch Recht behalten. Und ich sagte noch ...«

Die alte Frau plapperte unbeirrt weiter, wandte sich an jeden, der in ihrer Nähe stand, aber Caroline hörte schon nicht mehr zu. Die Eingangstür des Wohnhauses war gerade aufgegangen, und zwei Männer manövierten eine Trage die Treppe hinunter auf die Straße.

Der Körper auf der Trage war ganz von einem blassgrünen Tuch bedeckt.

Das ist nicht Andrea, dachte Caroline eigensinnig, doch diese Beteuerung klang selbst in ihren eigenen Ohren wie ein frommer Wunsch. Und dann, gerade als die Männer die Trage in einen Wagen hoben, kam etwas Graues aus der Haustür geschossen, ein kleiner Schnauzer, der aufgereggt kläffte.

»Chloe?« Der Name von Andreas Hund kam Caroline beinahe unbeabsichtigt über die Lippen, doch der kleine Schnauzer hörte sofort zu bellen auf und schaute sich um, als wollte er wissen, wer ihn gerufen hatte. »Ach, Chloe!«, sagte Caroline und ging in die Hocke, während ihr die Tränen in die Augen schossen. Der Hund sprang in ihre Arme, leckte ihr die Tränen vom Gesicht, und Caroline hielt ihn ganz fest und drückte das Gesicht in sein weiches Fell. Die Erkenntnis, was geschehen war, traf sie wie ein Schlag. Als der Wagen mit Andrea Costanzas Leichnam abfuhr, richtete Caroline sich

endlich auf und machte sich – mit Chloe – auf den Heimweg.

Vom restlichen Abend blieben Caroline nur bruchstückhafte Erinnerungen. Es war, als hätte man einen Film in kleine Teile zerschnitten und nachlässig wieder zusammengefügt.

Sie wusste noch, dass sie die Wohnungstür aufgeschlossen hatte, doch an den Weg von Andreas Haus bis zum Rockwell hatte sie keine Erinnerung.

Sie hatte mit Rochelle und einigen anderen Leuten telefoniert, das wusste sie noch, doch was genau gesprochen wurde, daran erinnerte sie sich nicht mehr. Nur die traurigen Fakten hatten sich in ihr Gedächtnis gebrannt: Andrea ist tot. Jemand hat sie umgebracht. Kein erzwungener Zutritt zur Wohnung. Der Mörder kam durchs Fenster.

Sie erinnerte sich an Ryans Frage, als er Chloe sah: »Können wir sie behalten? Bitte!« Doch ihre Antwort darauf hatte sie nicht registriert.

Sie wusste noch, dass sie versucht hatte, etwas zu Abend zu essen, doch was es gegeben hatte, oder ob sie überhaupt etwas gegessen hatte, wusste sie auch nicht mehr.

Nach dem Abendessen hatten sich Ryan und Laurie auf ihre Zimmer verdrückt, und sie und Tony waren ins Wohnzimmer gegangen, das Caroline jedoch nicht als ein solches empfand. Zumindest war es nicht wie ihr Wohnzimmer. Ihr Wohnzimmer – das einzige, in dem sie sich jetzt wohl gefühlt hätte – war das in der Wohnung in der 76. Straße gewesen, wo sie mit Brad gelebt hatte. Nach dessen Tod hatte sie sich oft in die Geborgenheit des kleinen Zimmers zurückgezogen. Das Wohnzimmer, in dem sie jetzt saß, war so groß, dass sie sich selbst in Tonys Gegenwart einsam und schutzlos vorkam, und obwohl sie sich vergewissert hatte, dass die Fenster geschlossen waren, wanderte ihr banger Blick immer wieder dorthin, als erwarte sie einen gesichtslosen Killer zu sehen, der in ihre Wohnung eindrang. Der es auf sie und ihre Kinder

abgesehen hatte, wie zuvor auf ihren Ehemann und ihre beste Freundin. Als es ihr endlich gelang, ihren Blick von den Fenstern loszueisen, wandte sie Tony ihr tränennasses Gesicht zu. »Warum ist das passiert?«, fragte sie ihn. »Warum haben sie Brad umgebracht?«

»Brad?«, erwiderte Tony irritiert. »Du sagtest doch –« Aber Caroline schien ihn gar nicht zu hören. »Warum Andrea?«, fuhr sie fort. »Was geht hier vor, Tony? Werden sie auch die Kinder töten? Werden sie Ryan umbringen? Und Laurie?« Indem sie ihre Ängste laut aussprach, öffneten sich plötzlich in ihr die Schleusen, die den bisherigen Abend über ihre Gefühle aufgestaut hatten, und mit einem gewaltigen Schluchzer schlang sie die Arme um Tony und klammerte sich an ihn. Tony hielt sie und drückte ihr Gesicht an seine Brust, doch anstatt Wärme und Trost zu empfinden, durchfuhr sie ein eisiger Schauer. »Ganz ruhig, Liebes«, flüsterte er. »Nichts wird passieren. Weder dir, noch Laurie oder Ryan. Das verspreche ich dir.«

Er hielt Caroline, die am ganzen Körper zitterte, immer noch in den Armen und versuchte sie zu beruhigen, als das Telefon klingelte. Gewohnheitsmäßig wollte er abheben, doch dann zögerte er. Vielleicht sollte er den Anruf dem Anrufbeantworter überlassen. Doch als es abermals klingelte, fielen ihm die Kinder ein. Wenn wieder jemand wegen Andrea anrief, wäre es besser, wenn er den Anruf entgegennähme. Den Arm immer noch um Carolines Schulter, hob er ab.

»Hallo?«

»Tony?«, hörte er eine bebende Stimme. »Hier ist Beverly Amondson. Ich bin gerade heimgekommen, da rief Rochelle an.«

»Wir wissen es schon«, unterbrach Tony sie, als er die Trauer in Bevs Stimme bemerkte.

»Geht es Caroline einigermaßen? Soll ich rüberkommen?«

Tony zögerte. Caroline schluchzte und zitterte wie Espen-

laub. »Vielleicht morgen«, sagte er. »Ruf sie morgen mal an, ja?«

»Ja, das mache ich«, erwiderte Bev. »Kümmere dich bitte um sie, Tony. So eine schreckliche Nachricht, besonders nach dem, was Brad passiert ist – ich weiß nicht, wie sie das verkraften soll.«

»Sie wird es verkraften«, versicherte Tony ihr.

»Ich danke dir.« Sie schwieg einen Moment. Dann sagte sie: »Sie kann von Glück sagen, dass sie dich hat.«

»Nein«, flüsterte Tony und legte auf. »Ich bin es, der von Glück sagen kann.«

Nun richtete er seine ganze Aufmerksamkeit wieder auf Caroline. »Es ist gut«, sagte er leise. »Ich werde auf dich aufpassen. Auf dich und die Kinder.«

23. Kapitel

Der Klang der Wanduhr in der großen Diele hörte sich für Caroline an wie Totengeläute, und ihr Körper reagierte auf jeden einzelnen Schlag mit einem unfreiwilligen Zucken, als wäre sie es selbst, die der Hammer traf. Als der letzte Schlag verhallt war, zog Tony seine Frau näher zu sich.

»Du musst schlafen, Liebling. Die ganze Nacht wach zu bleiben, wird leider auch nichts ändern.«

»Wenn ich schlafe, träume ich, und ich weiß genau, wovon ich träumen werde«, erwiderte Caroline. Ihre Stimme klang ebenso dumpf wie die Uhr, die draußen in der Diele Mitternacht schlug.

Die Kinder schliefen schon seit Stunden, und kurz vor elf hatte Tony Caroline endlich dazu bringen können, sich ebenfalls hinzulegen. Keiner von ihnen hatte richtig geschlafen; sie waren einfach im Dunkeln gelegen, sie in seinem Arm. Er hatte darauf gewartet, dass ihr Atem in den ruhigen Rhythmus des Schlafs übergehe, aber das war nicht geschehen. Im Gegenteil, er spürte ganz deutlich, wie sie gegen diese innerliche Gefühlslawine ankämpfte, die sie zu überrollen drohte. »Hast du die Tabletten von Dr. Humphries genommen?«, erkundigte er sich fürsorglich.

»Eine – ich hasse Tabletten.«

»Kein Mensch nimmt gern Tabletten. Aber manchmal können sie einem wirklich helfen.« Vorsichtig zog er den Arm unter ihrem Kopf hervor, schlüpfte aus dem Bett und ging ins Badezimmer. Einen Moment später war er mit einem Glas Wasser wieder zurück. »Wo ist die andere?«, wollte er wissen.

Mit einem tiefen Seufzer setzte Caroline sich auf, knipste ihre Nachttischlampe an und fand die Tablette. Die steckte sie schließlich, nachdem sie sie misstrauisch beäugt hatte, in den Mund und spülte sie hinunter. Sie brachte sogar ein dünnes

Lächeln zustande, als sie Tony das leere Glas zurückreichte.
»Wenn ich Alpträume habe, wirst du drunter zu leiden haben.«

»Dieses Risiko gehe ich gern ein«, gab Tony zurück. Nachdem er das Glas ins Badezimmer gebracht hatte, legte er sich wieder neben sie. Caroline kuschelte sich dicht an ihn und vergrub den Kopf in der Mulde seiner Schulter. Er hauchte einen sanften Kuss auf ihre Stirn, ehe er sich über sie beugte, um die Lampe auf ihrer Seite zu löschen und den Raum in tiefe Dunkelheit zu tauchen.

Ein paar Minuten später hörte er sie ruhig und gleichmäßig atmen.

Schlussendlich war sie doch eingeschlafen, und er wusste, dass sie nicht träumen würde.

Laurie fühlte sich benommen, und ihre Augenlider waren so schwer, dass sie sie kaum öffnen konnte, und anfangs glaubte sie, sie träumte. Doch wenn sie träumte, würde sie das erst wissen, nachdem sie aufgewacht war. Oder?

Wo war sie? Sie hatte das Gefühl, als sollte sie wissen, wo sie sich befand, könnte sich jedoch nicht erinnern.

Ihr Zimmer.

Sie war in ihrem Zimmer, in ihrem Bett.

Aber warum fühlte sie sich so komisch?

Noch einmal versuchte sie, die Augen aufzumachen – vergebens. Doch auch ohne etwas zu sehen, spürte sie ganz deutlich, dass sie nicht allein war.

Sie wollte sprechen, was genauso unmöglich war wie die Augen zu öffnen, und alles, was sie herausbrachte, war ein leises Stöhnen.

»Keine Angst. Wir werden dir nicht wehtun.«

Die Stimme war zwar kaum zu verstehen, so leise war sie, doch irgendwie kam sie Laurie bekannt vor. Aber sie konnte sich nicht erinnern. Und obwohl die Worte sie hatten beruhigen sollen, jagten sie ihr eine schreckliche Angst ein.

Jetzt mühte sie sich damit ab, sich aufzusetzen, doch ihr Körper war schwer wie Blei.

Der Lichtschimmer, der durch ihre geschlossenen Lider drang, wurde für einen Sekunde dunkler, dann gleich wieder hell.

Ein Schatten?

Bewegte sich jemand zwischen ihr und einer Lampe?

Abermals zwang sie sich, die Augen aufzumachen; und wieder ohne Erfolg.

Ein weiterer Schatten. Und noch einer.

Etwas berührte sie!

Sie wollte der Berührung ausweichen, wollte schreien, doch auch jetzt war es wieder diese bleierne Schwere, die sie daran hinderte, etwas anders als ein kaum hörbares Wimmern auszustoßen.

Mehr Berührungen.

Hände, die unter sie glitten.

Man hob sie vom Bett, zur Seite und legte sie gleich wieder nieder.

Jetzt war sie nicht mehr in ihrem Bett – die Unterlage fühlte sich viel härter an als ihre Matratze, und das Kissen unter ihrem Kopf dünner.

Wieder fiel ein Schatten über ihr Gesicht, und nun hatte sie den Eindruck, als bewegte sie sich vorwärts.

Und mit einem Mal wusste sie, was mit ihr passierte – sie lag auf einer Tragbahre. Auf so einer, die sie aus den Krankenhaus-Serien im Fernsehen kannte.

Aber sie war nicht im Krankenhaus – sie war in ihrem Zimmer!

Oder nicht?

»Schlaf ein«, wisperte dieselbe vertraute Stimme, und obgleich sie aus weiter Ferne zu kommen schien, spürte Laurie, dass sie der Aufforderung nachkam, spürte, dass sie anfang, der seltsamen Kraft nachzugeben, die sie gefangen hielt.

»So ist es gut«, sagte die gedämpfte Stimme. »Du bist sehr müde. Lass dich einfach in den Schlaf fallen.«

So einfach. Es war so einfach, sich von den Schatten wegtreiben zu lassen, von den Stimmen und Berührungen.

Das Licht um sie herum veränderte sich, es war jetzt beinahe stockfinster. Ihre Gedanken schienen auf einmal von irgendwo hinter ihr zu kommen, so als hätte sich ihr Bewusstsein von ihrem Körper gelöst.

Starb sie?

War es das, was mit ihr vorging?

War sie krank und ins Krankenhaus gebracht worden? Waren diese Leute um sie herum Ärzte, die versuchten, ihr Leben zu retten?

Aber in Krankenhäusern war es nicht so dunkel – dort war es immer besonders hell, von diesen Neonlampen, die keine Schatten warfen, und obwohl ihre Augen immer noch geschlossen waren, wusste sie, dass sie sich in beinahe totaler Finsternis befand.

Sie hörte etwas.

Keine Stimmen – etwas anderes.

Ein leises, rhythmisches Geräusch, ähnlich einer tickenden Uhr, aber nicht ganz.

Mehr wie ein Klicken, aber mit einer winzigen Verzögerung.

Ke-lick.

Ke-lick.

Ke-lick.

Wie diese Stimme vorhin lullte auch dieses Geräusch sie beinahe in einen schlafähnlichen Zustand, doch auch diesmal gelang es ihr, sich dagegen zu wehren.

Was war das nur für ein Geräusch? Wenn sie auf einer Bahre lag –

Räder! Räder, die über einen Fliesenboden rollen.

Das Klicken verstummte.

Die Bahre kippte, schwankte, und ihr strömte das Blut in den

Kopf.

Das Schwanken hörte auf. Der Druck in ihrem Kopf ließ nach. Aber plötzlich fühlte sie sich ein wenig klarer, und ihre Augenlider waren nicht mehr ganz so schwer.

Das Licht wurde heller, nur ein bisschen, und nahm einen schwach gelblichen Schimmer an.

Plötzlich roch es nach Rauch.

Endlich schaffte es Laurie, die Lider ein winziges Stück zu heben.

Sie erkannte die Silhouetten von Menschen, die sich um sie herum bewegten, deren Gesichter sich aber in der Dunkelheit verloren. Hinter ihnen flackerten Kerzen.

Rechts von ihr stand eine Art Gestell, mit Flaschen darauf und Schläuchen, die an Halterungen hingen.

Und links von ihr, auch auf so einer Bahre, sah sie Rebecca liegen. Sie war leichenblass, lag ganz ruhig da.

Absolut bewegungslos.

Wie tot.

Sie wollte die Hand nach Rebecca ausstrecken. Ihr helfen. Doch sofort stellte sich jemand zwischen sie, nahm ihr die Sicht. Sie spürte eine Hand an ihrem Kiefer, die ihr den Mund öffnete. Sie wehrte sich dagegen, wollte sich wegrehen, besaß aber keine Kraft mehr. Dann spürte sie etwas in ihrem Mund, etwas Langes, Gummiartiges, das ihr in den Hals geschoben wurde. Ihre Kehle zog sich zusammen, sie würgte, und ihr Körper zuckte unter einem Krampf.

Noch mehr Hände berührten sie, zogen ihr das Nachthemd hoch, spreizten ihre Beine. Wieder versuchte sie sich zu wehren, sich den eindringenden Händen zu entwinden, aber vergeblich.

»Sie ist wach«, flüsterte eine Stimme. »Sie sollte doch schlafen.«

Einen Moment später spürte sie einen Stich im linken Arm und hörte eine andere Stimme.

»Keine Bange. Alles wird gut.«

Jetzt riss der Schlaf ein weiteres Mal sein gähnendes Maul auf, und Laurie wusste, dass sie sich diesmal nicht gegen ihn würde wehren können. Doch als sie sich schließlich der Dunkelheit überließ, spürte sie wieder etwas in ihren Körper eindringen.

Diesmal durch ihre Nase, den Mund, die Ohren und jede andere Körperöffnung, in die man etwas einführen konnte.

Als der Schlaf seine schwarze Decke über sie breitete, hörte Laurie eine Stimme sagen:

»Gut... so gut.«

Chloe spannte ihre Muskeln an, ihre Ohren zuckten, und ihr Blick wanderte durchs Zimmer, während ein tiefes Knurren in ihrer Kehle hochstieg. Wenn der kleine Hund in dieser Nacht überhaupt geschlafen hatte, dann immer nur für kurze Zeit. Denn seit Chloe sich in Ryans Armbeuge eingeringelt hatte und der Junge eingeschlafen war, hatte sie sich immer wieder aufgesetzt, eine Weile in die Dunkelheit gestarrt und wieder niedergelegt. Aber sie blieb nie lange liegen; immer wieder sprang sie leise vom Bett, ihrem sicheren Instinkt folgend, dass Gefahr drohte. Sie lief im Zimmer auf und ab, schnupperte an den Wänden entlang, um die Quelle der Unruhe ausfindig zu machen, die sie wach hielt. Nach jedem Rundgang durch ihr Territorium hüpfte sie wieder aufs Bett, beschnüffelte den schlafenden Jungen, der die Gefahr, die sie überall witterte, überhaupt nicht zu bemerken schien. Im düsteren Licht der wenigen Straßenlaternen draußen, das die Vorhänge durchließen, die Vorderpfoten auf Ryans Bauch gestützt, reckte Chloe sich noch einmal, um die Ursache der Geräusche auszumachen, die sie ständig hörte. Ihr Nackenfell aufgestellt und eine Pfote angehoben, drückte sich die andere noch tiefer in Ryans Bauch. Sie bellte einmal ganz kurz, worauf Ryan instinktiv zusammenzuckte.

Aus dem Schlaf gerissen, setzte er sich auf, und Chloe, die das Gleichgewicht verlor und aufs Bett purzelte, jaulte überrascht auf.

Eine Sekunde später hatte sie sich wieder aufgerappelt, drückte sich an Ryans Brust und knurrte noch einmal leise. Ryan streichelte Chloe, worauf das Knurren verstummte, und jetzt hörte er etwas anderes.

In der Dunkelheit wisperten Stimmen – die gleichen Stimmen, die er schon zuvor gehört hatte. Sein Herz begann zu rasen, und als er die kleine Schnauzerhündin enger an sich presste, spürte er, wie sich ihr Körper anspannte.

»Was ist das?«, flüsterte er.

Als Antwort befreite sich Chloe aus seiner Umklammerung, sprang vom Bett und verschwand in der Dunkelheit. Ryan tastete nach dem Lichtschalter. Chloe schnüffelte aufgeregt an der gegenüberliegenden Wand, den kurzen buschigen Schwanz steil aufgerichtet.

Die Geräusche, die Ryan eben noch gehört hatte, waren verstummt. Nur Chloes Schnüffeln war zu hören.

»Chloe?«, flüsterte er. »Was ist das, kleines Mädchen?«

Als der Hund auf seine Frage nicht reagierte, schlug er die Decke zurück, schwang die Beine aus dem Bett und stand auf. Im gleichen Moment überfiel ihn ein Schwindel, und er sank zurück aufs Bett. Dort blieb er eine Weile still sitzen, dann versuchte er es noch einmal.

Ryan fühlte sich unendlich schwach, und es wurde ihm wieder schwindlig.

»Mom?«, rief er, als er einfach nicht hochkam. »Mom!«

Chloe unterbrach ihr Schnüffeln, drehte sich zu Ryan um und legte den Kopf schief. Dann gab sie die Suche auf, rannte zurück zum Bett, sprang hoch und leckte unter unsicherem Winseln Ryans Gesicht.

Der Junge lehnte sich gegen das Kopfteil und nahm Chloe in die Arme, wie er früher als kleiner Junge seinen Teddybär

gehalten hatte. Er spürte das Herz des kleinen Hundes schlagen und die angenehme Wärme seines Körpers, und langsam ließ der Schwindel nach. Auch die Angst, die ihn befallen hatte – erst wegen der Stimmen, dann wegen des Schwindelgefühls – löste sich allmählich.

Als Chloes leises Winseln endlich verstummt war, spitzte er die Ohren, lauschte nach diesen merkwürdigen Stimmen.

Doch außer einem Lastwagen, der unten vorbeifuhr, war nichts zu hören.

Und nachdem dieser Schwindel vorüber war, war ihm auch nicht mehr übel.

Er war nur entsetzlich müde.

Vielleicht war er einfach zu schnell aufgestanden – und deshalb war ihm schwindlig geworden.

Chloe schnaufte nun ganz gleichmäßig, und als er ihr die Ohren kraulte, wand sie sich genüsslich hin und her, streckte dann alle viere von sich und kuschelte sich noch dichter an Ryan an.

Wieder lauschte er, doch jetzt war auch der Lastwagen weit weg, und nächtliche Stille senkte sich über sein Zimmer.

Er zog die Decken hoch, deckte sich und den Hund zu und sah sich noch einmal gründlich in dem großen Zimmer um, ob auch wirklich alles in Ordnung war. Alles war friedlich, und mit Chloe neben ihm wirkte das Zimmer längst nicht mehr so groß und leer. Trotzdem wagte er nicht, das Licht auszumachen.

Und schlafen wollte er auch nicht mehr.

Er lag ganz ruhig und mit offenen Augen da, kraulte Chloe, und mit der Zeit begannen seine Lider doch schwer zu werden.

Dreimal ertappte er sich dabei, dass er am Einschlafen war, und dreimal gelang es ihm, wieder hellwach zu werden. Doch beim vierten Mal gewann der Schlaf und übermannte ihn.

Erschöpft von ihrer stundenlangen Wachsamkeit schlummerte Chloe unter der Decke ebenfalls tief und fest.

Abermals driftete das Geflüster von jenseits der Wand ins Zimmer, nur waren die Stimmen diesmal nicht laut genug, um den Jungen oder den Hund aufzuwecken. Die beiden erwachten erst, lange nachdem die Sonne hinter den Hochhäusern östlich des Parks aufgegangen war und die Stimmen der Nacht zum Schweigen gebracht hatte.

24. Kapitel

Caroline wusste instinktiv, dass sie verschlafen hatte – die Frage war nur, wie lange. Und obwohl sie schon längst hätte aufstehen müssen, weigerte sie sich, sich zu ihrem Wecker umzudrehen, oder gar den sicheren Hafen ihres Betts zu verlassen. Sie fühlte sich, als hätte sie die ganze Nacht kein Auge zugemacht, oder falls sie doch geschlafen hatte, ihre ganze Energie dafür verbraucht, irgendeinem schrecklichen Albtraum zu entfliehen. Nur konnte sie sich nicht erinnern, geträumt zu haben, und aus dem Albtraum, in den sie am Abend zuvor geraten war, als sie zugesehen hatte, wie man Andrea Costanzas Leiche aus dem Haus getragen hatte, gab es kein Entrinnen.

Andrea.

Wer sollte Andrea umbringen wollen? Von allen Menschen, die Caroline kannte, war Andrea diejenige, der man überhaupt keine Feinde zutraute. Andererseits war es in dieser Stadt meist kein Feind, der einen umbrachte – sondern ein Fremder, ein Mensch, dem nichts an einem lag, der einen nicht einmal kannte; es war jemand, der nur deine Habe wollte, um sie anschließend weiter zu verhöckern. Aber was besaß Andrea schon? Nichts.

Jedenfalls nichts, was sich zu stehlen lohnte. Ihre Armbanduhr, eine einfache Timex, hatte gerade mal dreißig Dollar gekostet, und ihr kostbarstes Schmuckstück war eine Bernsteinkette, die sie von ihrer Urgroßmutter geerbt hatte und so gut wie nie trug. Auch in ihrer Wohnung hatte sie keine Schätze angehäuft. Ihr Fernseher war noch der gleiche Sharp mit dem 45er-Bildschirm, den sie schon im College besaß, und ihre Stereoanlage war eines dieser Billigangebote aus dem Kaufhaus.

Es gab auch keinen sitzen gelassenen Liebhaber, der vor

Eifersucht ausgerastet sein könnte; in den letzten fünf Jahren hatte sie überhaupt keinen Freund gehabt.

Und trotzdem war Andrea tot.

Das war kein Traum.

Das war kein Albtraum.

Das war die Wirklichkeit.

Sie setzte sich auf, schob die Beine aus dem Bett und warf schließlich einen Blick auf den Wecker. Zehn vorbei! Unmöglich, das konnte nicht sein! So lange hatte sie nicht mehr geschlafen, seit Laurie auf der Welt war.

Die Kinder! Wenn sie verschlafen hatte, was war dann mit ihnen? Laurie war vielleicht allein aufgestanden, aber Ryan war in den letzten zwei Jahren Schulalltag nie aus seinem Bett gekrochen, ohne vorher mindestens eine Viertelstunde zu lamentieren. Rasch warf Caroline sich den Morgenmantel über und lief über den Flur zu Ryans Zimmer. Die Tür war zu, und als sie klopfte, erhielt sie keine Antwort. »Ryan?«, rief sie, während sie den Knauf drehte und die Tür aufstieß. Die Vorhänge waren aufgezo- gen, das Bett gemacht.

Ryans Schultasche, die am Abend zuvor auf seiner Kommode gelegen hatte, war nicht mehr da.

Sie ließ Ryans Tür offen und warf einen Blick auf Lauries Zimmertür, die ebenfalls geschlossen war. Sie wollte sich schon umdrehen und hinuntergehen, als sie ein leises Bellen hörte, gefolgt von einem kratzenden Geräusch und einem kurzen Winseln.

Chloe? Was hatte der Hund in Lauries Zimmer zu suchen? Gestern Abend hatte es so ausgesehen, als hätte der Hund Ryan bereits adoptiert, und es war zweifellos Ryan gewesen, der darauf bestanden hatte, ihn zu behalten und ihn abends mit ins Bett zu nehmen. Wie war Chloe also in Lauries Zimmer geraten? Nicht dass das wichtig wäre, abgesehen davon, dass keines der Kinder Chloe heute Morgen Gassi geführt hatte. Sie drehte sich um, eilte zurück zu Lauries Zimmer und machte

vorsichtig die Tür auf, weil sie erwartete, dass Chloe wie der Blitz aus dem Zimmer geschossen käme. Doch statt einer stürmischen Begrüßung, wedelte Chloe nur ein paar Mal traurig mit dem Schwanz, bellte kurz und verkrümelte sich wieder in dem düsteren Zimmer. Dabei hatte Laurie noch nie die Vorhänge geschlossen gehalten – seit ihrer Kindheit war Laurie nach dem Aufwachen immer sofort aus dem Bett gesprungen, um zu sehen wie der Morgen und das Wetter waren.

Ihre Finger tasteten nach dem Lichtschalter.

Laurie lag gegen einen Kissenberg gelehnt und mit geschlossenen Augen im Bett. »Laurie?« Als Caroline zum Bett eilte, sprang Chloe auf die Matratze und leckte Laurie das Gesicht.

Jetzt schlug sie die Augen auf, blinzelte ins Licht des Lüsters. »Mom?«

»Schatz? Fühlst du dich nicht –« Caroline musste die Frage gar nicht erst aussprechen, um die Antwort zu wissen, denn abgesehen vom Zittern ihrer Stimme sah sie im Schein der Deckenlampe ganz deutlich, dass ihre Tochter krank war. Sie war blass und hatte dunkle Ringe unter den Augen, als hätte sie seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen. »Was ist denn mit dir, meine Kleine?«, fragte sie, indem sie sich auf die Bettkante setzte und Lauries Hand nahm.

Die Finger waren eiskalt.

Laurie zuckte mit den Achseln. »Ich weiß« nicht. Mit geht es nicht so gut.«

»Warum hast du mich nicht gerufen? Oder hast mich geholt?«, fragte Caroline erstaunt.

»So krank bin ich nun auch wieder nicht, Mom«, begann Laurie. »Ich bin nur sehr müde und –«

Plötzlich fing Chloe an zu knurren, stand auf und bellte. Einen Augenblick später erschien Tony mit einem Tablett in der Hand an der Tür, darauf ein Glas Orangensaft, eine Tasse

mit Untertasse, eine dampfende Teekanne und ein Teller, der mit einer Aluminiumhaube zugedeckt war wie im Restaurant. »Meine beiden Mädchen sind aufgewacht«, rief er fröhlich und hauchte Caroline einen Kuss auf die Lippen, ehe er das Tablett vorsichtig vor Laurie auf die Bettdecke stellte und die seitlichen Stützen ausklappte. Chloe, die sich vertrieben fühlte, sprang vom Bett und lief aus dem Zimmer. »Brauchst du noch ein Kissen?«, erkundigte sich Tony freundlich und hob den Deckel von dem Teller. Sogleich verbreitete sich der Duft von Eiern mit Schinken im Zimmer.

Laurie schüttelte den Kopf und starrte auf den Teller. Neben den Eiern mit Schinken lag so ein Muffin, wie ihn Virginia Estherbrook an dem Tag, als sie aus dem Urlaub gekommen waren, mitgebracht hatte, und eine halbe, mit einer Maraschino-Kirsche verzierte Grapefruit.

»Tony, sie ist krank«, protestierte Caroline. »Sie sollte höchstens ein bisschen Saft und eine Tasse Tee trinken.«

»Moment, ich bin unschuldig«, verteidigte sich Tony und hob abwehrend die Hände in die Höhe. »Ich nehme nur die Bestellungen entgegen und bereite das Essen zu.«

»Ich habe ja keine Grippe oder eine Erkältung«, erklärte Laurie. »Ich hatte nur ein paar blöde Träume, die mich wach gehalten haben und –«

»Aber du siehst fürchterlich aus«, warf Caroline ein. »Und deine Hände sind wie Eiszapfen. Ich werde Dr. Hunicutt anrufen.«

»Ich habe bereits Dr. Humphries verständigt«, sagte Tony.

»Dr. Humphries?«, fragte Caroline verwundert. »Warum hast du ihn gerufen? Dr. Hunicutt kümmert sich schon seit ihrer Geburt um die –«

»Ich habe ja versucht, ihn zu erreichen«, fiel ihr Tony ins Wort. »Er hatte gerade einen Patienten, und seine Sprechstundenhilfe sagte mir, dass er anschließend sofort ins Krankenhaus müsse, und deshalb schien es mir angeraten, Ted

Humphries anzurufen. Immerhin ist er ein Freund und macht noch Hausbesuche.«

Da klingelte es schon an der Tür, und Tony ging, um aufzumachen. Ein paar Minuten später kam er mit Dr. Humphries zurück, der eine dieser schwarzen Arzttaschen in der Hand trug, von denen Caroline angenommen hatte, dass sie nur noch in alten Filmen existierten. Dr. Humphries' Tasche jedoch sah recht neu, wenn auch benutzt aus.

Die Hand auf Lauries Stirn gelegt, beugte sich Dr. Humphries über sie und meinte zwinkernd: »Ich nehme an, du gehörst nicht zu den Mädchen, die eine Grippe markieren, um nicht in die Schule gehen zu müssen.«

Laurie schüttelte den Kopf. »Ich wollte ja zur Schule, aber Tony hat mich nicht gehen lassen.«

»Das war auch richtig so«, erklärte Humphries, während er ein digitales Fieberthermometer aus seiner Tasche holte und das Ohrstück mit Alkohol reinigte, ehe er es vorsichtig in Lauries Ohr einführte. Dann drückte er auf einen Knopf und las die schmale LCD-Anzeige seitlich am Thermometer ab. Zweimal wiederholte er den Vorgang bis er mit dem Ergebnis zufrieden schien. »Siebenunddreißig acht«, sagte er. »Nicht schlecht. Ist dir übel?« Als Laurie abermals den Kopf schüttelte, deutete er mit dem Kinn auf den Muffin. »Wenn Virginia Estherbrook die gebacken hat, wird es dir aber bald übel sein. So etwas Süßes habe ich noch nie im Leben gegessen.«

»Mir schmecken sie«, sagte Laurie.

»Tja«, meinte Humphries achselzuckend. »Dann greif nur zu. Du kannst alles essen, worauf du Appetit hast.«

»Aber sie ist doch krank«, begann Caroline.

»Falls sie krank ist, wird ihr der Muffin auch nicht schaden«, erklärte Humphries. »Im Allgemeinen weiß der Körper sehr genau, was ihm gut tut und was nicht, und man sollte essen, wonach es einem gelüstet. In Maßen, selbstredend.« Er

zwinkerte Laurie zu. »Ich nehme doch an, dass du dir nicht ein halbes Dutzend Muffins auf einmal in den Mund schiebst, oder?«

Laurie schüttelte wieder den Kopf.

»Tut dir irgendetwas weh?«, fragte er.

Laurie überlegte kurz. »J-jetzt nicht«, antwortete sie schließlich.

Dr. Humphries zog die Augenbrauen hoch. »Aber zuvor hast du Schmerzen gehabt?«, fragte er. Laurie nickte, und Humphries' Miene wurde noch eine Spur ernster. »Kannst du mir sagen, wo du Schmerzen gehabt hast?«

»Im Hals«, sagte sie. »Vorhin, als ich aufgewacht bin. Und in meiner Nase. Dort oben.« Sie legte den Finger auf die entsprechende Stelle.

»Na, dann sehen wir uns das mal an.« Er holte eine kleine Lampe aus seiner Tasche und leuchtete damit in Lauries Hals und auch in die Ohren. »Tut es sonst noch irgendwo weh?«, erkundigte er sich anschließend. Obwohl Laurie den Kopf schüttelte, glaubte Caroline gesehen zu haben, wie ihre Tochter kurz errötete. »Bist du sicher?« Laurie nickte.

»So weit, so gut«, sagte Humphries, als er sich aufrichtete und noch einmal in seiner Tasche kramte. »Ich gebe dir jetzt ein paar Kügelchen und bin sicher, dass du morgen wieder auf dem Damm sein wirst.«

Jetzt war es Caroline, die die Stirn in Falten legte. »Was für Kügelchen?«

»Homöopathische«, antwortete er und fügte, um ihre sichtlichen Bedenken zu zerstreuen, hinzu: »Ich kann Ihnen garantieren, dass diese kleinen Pillen Laurie nicht schaden werden. Andererseits kann ich Ihnen aber nicht garantieren, dass sie ihr helfen werden. Doch ich denke, dass ihr ohnehin nichts Ernstliches fehlt, und die Tabletten ihr helfen werden. Morgen sehe ich noch einmal nach ihr, und falls es ihr nicht besser gehen sollte, können wir entscheiden, wie wir weiter

verfahren werden. Ach, und wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich mich mit Dr. Hunicutt wegen Laurie kurzschließen.«

Caroline sah ihn überrascht an. »Sie kennen Dr. Hunicutt?«

»Ich würde nicht behaupten, dass ich ihn kenne, aber die Ärzteschaft hier, ist eine kleinere Gemeinschaft als man glaubt. Ich habe von ihm gehört. Wenn es Ihnen also recht ist, werde ich ihn anrufen, ihn über Laurie informieren und sehen, was er dazu meint.« Dann kniff er die Augen ein wenig zusammen. »Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, muss ich sagen, dass Sie auch nicht sehr wohl aussehen.«

»Ich ... ich fürchte, ich habe heute zu lange geschlafen. Gestern ist etwas passiert, und ...« Sie ließ den Satz verklingen, als Tony den Arm um sie legte.

»Gestern hat sich ein Vorfall ereignet«, wiederholte er und wollte vor Laurie nicht mehr dazu sagen. »Ein tief greifendes Erlebnis. Morgen wird es ihr gewiss wieder besser gehen.«

Abermals versenkte Dr. Humphries die Hand in seiner Tasche und brachte ein viereckiges Stück Pappe mit vier ordentlich eingeschweißten Pillen zum Vorschein. »An Ihrer Stelle würde ich mich mal ein paar Tage so richtig ausruhen.«

»Ja, das wäre schön«, seufzte Caroline. »Aber ich habe zwei Kinder und einen Job, und die versorgen sich nicht von allein.«

»Und einen Ehemann, der sich um die Kinder kümmern kann. Außerdem habe ich noch nie gehört, dass irgendwo alles zusammenbricht, wenn ein Mitarbeiter sich mal einen oder zwei Tage frei nimmt.« Damit reichte er Caroline das Kärtchen mit den vier Tabletten. »Die Entscheidung liegt selbstverständlich bei Ihnen, aber bei Schlafproblemen helfen diese Tabletten vorzüglich. Sie werden Ihnen nicht schaden. Das kann ich Ihnen versichern.«

Zehn Minuten später, als sie sich im Badezimmerspiegel über dem Waschbecken betrachtete, fragte sich Caroline, ob Dr. Humphries nicht doch Recht hatte: Sie hatte mindestens ebenso dunkle Ringe unter den Augen wie Laurie, und als ihre

Gedanken wieder zu Andrea Costanza wanderten, kamen ihr die Tränen.

Schlafen, dachte sie. *Er hat Recht – ich muss mich einmal richtig ausschlafen und aufhören, mir über alles Sorgen zu machen.* Entschlossen drückte sie eine der Tabletten durch die dünne Folie, zögerte kurz und steckte sie dann in den Mund.

Mit einem großen Schluck Wasser spülte sie sie hinunter.

Zurück im Schlafzimmer griff sie zum Telefon und rief im Laden an. »Claire?«, meldete sie sich. »Hier ist Caroline. Es tut mir Leid, aber ich kann heute nicht kommen.«

Ohne den Ansatz eines Zögerns erwiderte Claire: »Nehmen Sie sich Zeit, so viel Sie brauchen, meine Liebe. Sie wissen doch, wie sehr ich Sie schätze.«

Caroline legte auf, schlüpfte ins Bett und zog die Decke bis unters Kinn hoch. Merkwürdig, überlegte sie, als die Tablette bereits zu wirken begann. Noch vor sechs Monaten hätte sie mich kurzerhand gefeuert. Aber nun nicht mehr. Und alles nur wegen Tony.

Willig überließ sie sich der Wirkung der Tablette und schlief wieder ein.

»Wie lange geht'n das noch?«, wollte Victor Balicki wissen, als Frank Oberholzer das Polizeisiegel an Andrea Costanzas Tür brach.

»So lange es eben dauert«, brummte der Detective. »Was hat Sie das überhaupt zu interessieren? Gehört das Haus neuerdings Ihnen?«

Balicki schloss auf, stieß die Tür auf und trat, die Hände abwehrend erhoben, zurück. »He, von mir aus könn'se hier einziehen. Aber die Besitzer woll'n wissen, wann wir die Bude ausräumen können.«

»Sagen Sie ihnen, sie sollen mich anrufen«, gab Oberholzer zurück. »Wir stehen im Telefonbuch.« Ehe Balicki noch etwas sagen konnte, schob er die Tür vor seiner Nase zu und sah sich

in der Wohnung um, die bis vor ein paar Tagen Andrea Costanzas Heim gewesen war. Abgesehen von den Fenstern, die man nach der – vergeblichen – Untersuchung auf Fingerabdrücke geschlossen hatte, war alles noch in dem gleichen Zustand wie gestern, als man Costanzas Leiche gefunden hatte; nichts war seither bewegt oder weggenommen worden. Und dennoch war in der Wohnung eine Leere zu spüren, eine Verlassenheit, die ganz anders war als bei einer Wohnung, deren Bewohner auf Reisen waren. Es war, als ob alle Gegenstände in der Wohnung – die Möbelstücke, die Bilder, der ganze Krimskrams und Nippes – irgendwie spürten, dass die Person, für die sie einen Wert dargestellt hatten, für immer gegangen war, und sie jetzt nur mehr Müll waren, der aus der Wohnung geschafft werden musste, ehe ein neuer Bewohner mit seinen eigenen Sachen einziehen konnte. Natürlich war das lächerlich; Frank Oberholzer war keiner, der leblosen Dingen wie Möbeln Gefühle zuschrieb. Und doch, in den über zwanzig Jahren bei der Mordkommission war er noch nie in eine von einem Verstorbenen allein bewohnte Wohnung gekommen, ohne dieses besondere Gefühl der Leere zu spüren. Ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken, obwohl der Raum nicht nur sehr beengt, sondern auch überheizt war.

Nachdem er sich auf einen der beiden Stühle an Andreas winzigem Esstisch gesetzt hatte, las er den Bericht des Gerichtsmediziners noch einmal durch, obwohl er die Details aus dem Gedächtnis hätte aufsagen können. Der Mörder war offensichtlich durchs Fenster eingedrungen und hatte ihr von hinten den Arm um den Hals gelegt, wahrscheinlich noch ehe sie ihn bemerkt hatte. Vorausgesetzt freilich, dass es sich bei dem Angreifer um einen Mann handelte – was bei solchen Delikten oft automatisch angenommen wurde, wovor Oberholzer sich aber stets bewusst hütete. Dennoch, in diesem Fall tendierte er zu einem Mann als Täter, und zwar aus dem einfachen Grund, weil es viel Kraft erfordert, einem Menschen

das Genick zu brechen. Beim Lesen warf Oberholzer immer mal wieder einen Blick auf das Sofa und das Fenster dahinter, um sich ein Bild vom Hergang des Verbrechens zu machen. Was in diesem Fall nicht sehr schwierig war: Costanza war wahrscheinlich auf dem Sofa gesessen, mit dem Rücken zum Fenster. Vielleicht war sie auch eingeschlafen, was dem Mörder sein brutales Werk erleichtert hätte – dem ahnungslosen Opfer von hinten den Arm um den Hals zu legen und mit der anderen den Kopf ruckartig zur Seite zu drücken.

Eine Sache von einer, höchstens zwei Sekunden, ohne nennenswerte Gegenwehr. Überhaupt keine Gegenwehr, abgesehen vielleicht von dem vergeblichen Versuch, sich dem Arm zu entwinden, bei dem ein paar Textilfasern unter Andreas Fingernägeln zurückgeblieben waren. Obwohl das Labor die Fasern noch nicht identifiziert hatte, hätte Oberholzer ein Jahresgehalt verwettet, das diese Fasern von einer Männerjacke stammten. Oder einem Mantel.

Es hatte nicht den Anschein, als sei etwas gestohlen worden, doch andererseits schien es hier auch nichts Wertvolles zu geben. Aber genau deshalb war Oberholzer hier – um etwas zu finden, was ihm einen Hinweis auf das Tatmotiv liefern könnte. Er hatte es hier nicht mit einem Sexualdelikt zu tun, und nachdem die Brieftasche des Opfers noch dalag, schied Raubmord ebenfalls aus. Ex-Ehemänner und Ex-Liebhaber schlugen ihre Opfer gewöhnlich, bevor sie sie dann töteten, was hier auch nicht der Fall war.

Etwas nagte in Frank Oberholzers Hinterkopf, was er jedoch nicht greifen konnte.

Sein Blick fiel auf das Notebook, das immer noch dort auf dem Tisch stand, wo Andrea es aufgestellt hatte, und das auch seit seinem Betreten des Apartments gestern niemand angefasst hatte. Auf dem Monitor flimmerte ein Netzwerk-Programm, dazu ein Fenster, das sich geöffnet hatte, um anzuzeigen, dass die Internet-Verbindung getrennt worden war, und die

Möglichkeit bot, die Verbindung wiederherzustellen. Mit konzentrierter Miene klickte Oberholzer sich durch verschiedene Symbole und Fenster, bis er eines fand, das anzeigte, dass die letzte Internet-Verbindung am Freitag um 20 Uhr 32 zustande gekommen und eine Stunde später abgebrochen worden war.

Demnach war Costanza um 20 Uhr 32 noch am Leben gewesen, und obwohl sich das nicht beweisen ließ, wusste Oberholzer, dass die Verbindung nur deshalb abgebrochen war, weil die Person, die sie hergestellt hatte, nicht mehr am Leben war.

Während er die Daten sicherte, starrte er die vertrauten Wolken auf dem Windows-Desktop an und klickte dann zweimal auf das Outlook-Symbol.

Das Userverzeichnis auf Costanzas Computer war genauso leer wie auf seinem eigenen, und Oberholzer musste unwillkürlich grinsen, als ihm klar wurde, dass es in New York noch jemanden gab außer ihm, der nicht dem Computerwahn verfallen war. Doch als ihm im nächsten Moment auch klar wurde, dass er jetzt allein auf weiter Flur stand, verging ihm sein Grinsen.

Er öffnete das Kalenderfenster von Outlook und fand dieses ebenfalls leer.

Mit einem resignierten Seufzer erhob er sich und ging zu dem kleinen Telefontischchen neben der Eingangstür. Davor lehnte die große Einkaufstasche, die Andrea Costanza als Handtasche verwendet hatte. Er nahm sie mit zurück zum Tisch und begann, den Inhalt auszupacken: einen Kamm und eine Bürste, Puderdose und Lippenstift, eine halb leere Packung Papiertaschentücher, ein zerknülltes Taschentuch, eine Geldbörse mit etlichen Bildern von Kindern und nur ein paar Kreditkarten, ein Handy mit leerem Akku, und ein zerfledderter Tagesplaner. Ganz unten am Boden fand er ein dickes Adressbuch, dessen Einband auch schon reichlich

abgegriffen war, und das noch nicht durch einen dieser winzigen Pocket-Computer ersetzt worden war. *Sehr gut*, dachte Oberholzer. *Genau mein Mädchen*.

Er legte das Adressbuch zur Seite und nahm sich den Tagesplaner vor, fing beim aktuellen Datum an und blätterte zurück. Es dauerte nicht lange, bis Andrea Costanzas Leben Gestalt anzunehmen begann.

Tagsüber Arbeit, verbunden mit vielen Auswärtsterminen, der Letzte bei einem Dr. Humphries.

Die Abende und Wochenenden überwiegend leer.

Kurz gesagt, eine Frau, die hart arbeitete und ansonsten nicht viel unternahm.

Noch ein Argument, das gegen einen festen Freund sprach, weder einen früheren noch gegenwärtigen. Tatsächlich waren die einzigen Hinweise auf ein Privatleben die Einladung zu *Carolines Hochzeit – Plaza Hotel*, vor ein paar Wochen, und *Mittagessen – Ciyriani – B/R/C* vor etlichen Monaten gewesen.

Anschließend sah er das Adressbuch mit den kunterbunten Einträgen durch. Obwohl man noch erkennen konnte, dass dieses Buch vor etlichen Jahren einmal ganz ordentlich angelegt worden war, hatten sich doch im Laufe der Zeit Telefonnummern geändert, einige Namen waren inzwischen ausgestrichen, während andere diverse Mutationen von Eheschließungen und Scheidungen durchlaufen hatten. Oberholzer überflog das Büchlein einmal rasch und begann dann wieder bei »A«, blätterte Seite für Seite um, in der Hoffnung, dass er über irgendetwas stolperte.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, beziehungsweise kein Eintrag animierte ihn dazu, eine Nummer zu wählen.

Nachdem er Adressbuch und Tagesplaner in seine Akten-tasche gepackt hatte, ging er ganz langsam durch die kleine Wohnung, öffnete Schranktüren und Schubladen auf der Suche nach irgendeinem Hinweis darauf, warum Andrea Costanza ermordet worden sein könnte.

Nichts.

Nachdem er das Notebook heruntergefahren hatte, verstaute er es ebenfalls in seiner Tasche und überließ den Rest den Kollegen von der Spurensicherung, die dann noch mitnehmen würden, was sie für relevant hielten. Er selbst würde sich zunächst mit dem Adressbuch und dem Tagesplaner beschäftigen, jeden anrufen, den Andrea kannte, und jeden aufsuchen, mit dem sie verkehrte.

Irgendwo, so hoffte er, würde er einen Hinweis finden, warum Andrea Costanza umgebracht worden war.

Vorausgesetzt freilich, dass es dafür einen Grund gab, und Frank Oberholzer hatte die Erfahrung machen müssen, dass in New York City viele Morde ohne das geringste Motiv verübt wurden.

Meist waren die Opfer nur zur falschen Zeit am falschen Ort, wie dieser arme Kerl, der vergangenes Jahr im Central Park ermordet worden war. Wie war doch gleich sein Name?

Evans. Genau. Brad Evans. Hat eine hübsche junge Frau und zwei Kinder zurückgelassen, und es hat sich nie ein Motiv für seinen Tod gefunden.

Oberholzer konnte nur hoffen, dass es im Fall Andrea Costanza nicht auch so sein würde.

Caroline schlief zwar nicht mehr richtig, als das Telefon klingelte, aber ganz wach war sie auch noch nicht, und als sie nach dem Hörer tastete, fühlte sie sich plötzlich irgendwie desorientiert. Dann, als ihre Finger das harte Plastik des Hörers umfassten, erinnerte sie sich wieder: Sie hatte sich, nachdem sie sich am Morgen krankgemeldet hatte, wieder hingelegt. »Hallo?«

»Mrs. Fleming?«, fragte eine weibliche Stimme.

»Ja.«

»Einen Augenblick, ich verbinde Sie mit dem Direktor.«

Dem Direktor? Was ging hier vor? Sie setzte sich auf, sah

auf die Uhr: kurz vor drei. Hatte sie tatsächlich den ganzen Tag verschlafen? Sie hatte sich nur noch einmal für eine halbe Stunde hinlegen wollen – höchstens eine Stunde. Dann drang die Stimme von Ralph Winthrop durch die Leitung. »Es tut mir Leid, Sie zu –«, begann er, doch Caroline, die plötzlich Herzklopfen bekam, unterbrach ihn.

»Was ist passiert?«, wollte sie wissen. »Ist Ryan etwas zugestoßen?«

Er zögerte nur den Bruchteil einer Sekunde, doch in dieser Zeit brach Caroline der kalte Schweiß aus. »Nein, es geht ihm gut, aber – tja, er war in eine Prügelei verwickelt.«

»Eine Prügelei?«, hörte Caroline sich verständnislos sagen. »Ich ... ich, verzeihen Sie, ich verstehe nicht. Sind Sie sicher, dass es ihm gut geht?«

Wieder ein Zögern. »Verletzt ist er nicht, nein. Aber gut gehen –« Er unterbrach sich, schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Könnten Sie vielleicht in die Schule kommen?«

Caroline saß jetzt aufrecht auf der Bettkante, die Füße standen auf dem Boden, und dennoch kam sie irgendwie nicht hoch. »Ich fürchte nein«, begann sie. »Meine Tochter liegt mit einer Erkältung im Bett, und ich bin nicht zur Arbeit gegangen, weil –«

Plötzlich hatte sie Tony in der Leitung. »Bleib liegen, Liebes«, sagte er. »Was immer in der Schule anliegt, darum kann ich mich ja kümmern.« Sein Tonfall änderte sich ein wenig, als er die nächsten Worte an den Direktor richtete: »Hier ist Ryans Stiefvater. Ich ...«

Caroline hörte nicht länger zu. Was tat sie hier eigentlich – nachmittags um drei noch im Bett! Schließlich war sie ja nicht krank, war am Morgen nur so müde gewesen. »Lass nur, Tony«, unterbrach sie ihn. »Ich mache das schon.« Jetzt war es ihre Stimme, die sich veränderte. »Ich bin in einer halben Stunde da.« Sie legte auf, ging ins Badezimmer, duschte und drehte am Schluss das kalte Wasser auf, bis ihre Haut kribbelte,

und auch die letzte Müdigkeit vertrieben war. Zehn Minuten später verließ sie ihr Schlafzimmer und wollte gerade nach unten gehen, da fiel ihr Laurie ein. Sie öffnete die Tür ihrer Tochter einen Spalt weit, spähte hinein und riss die Tür dann ganz auf, als sie sah, dass Laurie nicht in ihrem Bett lag.

»Laurie?«, rief sie. Als keine Antwort kam, überfiel sie eine panische Angst, viel schlimmer noch als vorhin, nachdem sie die besorgte Stimme des Direktors am Telefon gehörte hatte. Aber das war ja lächerlich – was sollte Laurie hier schon passieren? Trotzdem rannte sie die Treppe hinunter und rief dabei den Namen ihrer Tochter.

»Hier«, rief Tony zurück. »Wir sind in der Küche.«

Und da saß Laurie, in ihren Morgenmantel gewickelt am Tisch, vor sich einen überbackenen Käsetoast. »Darf ich annehmen, dass es dir wieder besser geht?«, fragte Caroline.

Ihre Tochter nickte eifrig. »Morgen kann ich bestimmt wieder zur Schule gehen«, meinte sie kauend und hielt Caroline den halb aufgegegessenen Käsetoast entgegen. »Willst du mal beißen? Tony macht die besten Käsetoasts, die ich je gegessen habe. Der Käse läuft bis in die Ecken, deshalb gibt es keine harten Kanten, und er überbäckt sie genau so, dass der Käse schön braun, aber nicht verbrannt ist.«

Caroline schüttelte den Kopf. »Danke, ich muss rasch rüber zur Academy.«

»Bist du sicher, das ich nicht für dich gehen soll?«, fragte Tony nach. »Wenn du dich der Sache nicht gewachsen –«

»Mir geht es gut. Zumindest jetzt noch, solange ich nicht weiß, was mit Ryan ist. Bin bald wieder zurück.«

Sie gab Laurie und Tony einen Kuss und verließ eilig die Wohnung, und erst unten auf der Straße fiel ihr plötzlich wieder ein, welche Gedanken sie sich damals in der Nacht gemacht hatte, als Laurie ihre Periode gekriegt und geträumt hatte, dass Leute in ihrem Zimmer waren.

Als Tony nicht im Bett gelegen hatte.

Als Laurie geträumt hatte, dass sie jemand anfasste.

Als sie gedacht hatte –

Aber nein – sie hatte sich geirrt –, nichts war passiert! Und Laurie hatte kein bisschen Angst vor Tony.

Nein, um Tony musste sie sich keine Sorgen machen – aber um Ryan.

»Kann ich zu Rebecca gehen?«, fragte Laurie, während sie die Teller von dem Imbiss, den Tony für sie zubereitet hatte, in die Spülmaschine räumte. Tony sah sie zweifelnd an.

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist. Wenn du krank bist –«

»Ich bin doch nicht krank«, protestierte Laurie. »Ich war heute Morgen nur irgendwie so müde. Aber jetzt bin ich topfit.« Sie sah ihn an und machte große runde Augen. »Bitte!«

»Wenn deine Mutter herausfindet, dass ich dich draußen herumlaufen lasse –«

»Aber ich laufe doch nicht draußen herum. Ich gehe nur einen Stock höher.« Sie sah, dass er schwankte. »Und ich bleibe auch nicht länger als eine halbe Stunde. Bevor Mom wieder nach Hause kommt, bin ich längst zurück.«

Er zögerte noch immer, doch schließlich willigte er ein. »Also schön, eine halbe Stunde, und keine Minute länger. Abgemacht?«

»Abgemacht«, sagte Laurie und war schon auf dem Weg in ihr Zimmer. Sie zog sich rasch an, rannte die Treppe hinunter, zur Wohnungstür hinaus und am Aufzug vorbei. Zwei Stufen auf einmal nehmend, sauste sie in den siebten Stock und klopfte an die Tür der Albions. Ein paar Sekunden verstrichen, und als sie gerade noch einmal anklopfen wollte, machte Alicia Albion die Tür auf.

Im ersten Augenblick schien Alicia beinahe erschrocken zu sein, sie zu sehen, doch dann lächelte sie Laurie an. Aber es war nicht das gleiche Willkommenslächeln wie sonst. Es

wirkte irgendwie betrübt. »Ach, meine Liebe«, sagte Alicia. »Du bist gekommen, um Rebecca zu besuchen, nicht wahr?«

Laurie nickte verunsichert. Allein die Art wie Alicia diese Frage stellte, sagte ihr, dass etwas nicht stimmte. »Geht es ihr gut?«

Ein seltsamer Ausdruck huschte über Alicias Gesicht, doch dann lächelte sie gleich wieder. »Oh, ja. Aber sie ist leider nicht da. Hat sie es dir denn nicht erzählt?«

Laurie runzelte verwundert die Stirn. »Was denn?«

Wieder diese komische Miene, ehe Alicia antwortete: »Sie ist in den Westen gefahren. Nach New Mexico.«

»New Mexico? Was macht sie denn in New Mexico?«

»Ihr Onkel«, erwiderte Alicia, und ihre Hände zupften nervös an ihrer Schürze herum. »Nun, ich meine, es ist nicht ihr richtiger Onkel, sondern der Bruder von Max. Jetzt, wo der Herbst ins Haus steht, dachten wir, dass ihr das Klima dort besser bekommt.«

Laurie starrte Mrs. Albion verdutzt an. Komisch, warum hatte Rebecca ihr nicht erzählt, dass sie verreisen würde? Als sie gestern bei ihr war, hatte sie kein Wort davon gesagt, dass sie irgendwo hinfahren wollte. Eigentlich hatte sie nur gehofft, nicht ins Krankenhaus zu müssen. Und wenn sie wirklich so krank war, dass ein Krankenhausaufenthalt nötig erschien, wie konnte sie dann so weit wie nach New Mexico reisen?

»Kommt sie wieder?«, fragte Laurie nach einer Weile.

Alicia Albions Augen weiteten sich für einen Moment, als wüsste sie nicht genau, was sie antworten sollte, aber dann nickte sie nachdrücklich. »Natürlich kommt sie zurück.«

»Wann?«

Jetzt kniff sie auf einmal die Augen zusammen, und Laurie glaubte ein wütendes Aufblitzen darin gesehen zu haben, ehe Alicia sie wieder anlächelte. »Nun, ich weiß nicht genau«, sagte sie. »Wenn es ihr dort gefällt, bleibt sie vielleicht für länger dort.« Wieder dieses Zögern. »Vielleicht den ganzen

Winter über.«

Plötzlich hörte Laurie Max Albion irgendwo in der Wohnung rufen: »Alicia, wer ist das?«

»Laurie«, rief Alicia zurück. »Sie wollte Rebecca besuchen.«

Einen Moment herrschte Schweigen, dann: »Warum bittest du sie nicht herein?«

Alicia machte die Tür ein Stück weiter auf, und jetzt lächelte sie wieder ganz freundlich. »Möchtest du auf einen Sprung hereinkommen? Wir finden sicher irgendwo etwas Süßes für dich. Komm doch –«

Aber Laurie hatte bereits einen Schritt zurück gemacht. »Nein«, sagte sie. »Ich muss wieder nach Hause. Jetzt gleich.« Damit drehte sie sich um und ging mit schnellen Schritten zurück zur Treppe. Erst als Alicia Albion sie nicht mehr sehen konnte, fing sie an zu rennen und flog gleichsam die zwei Stockwerke hinab. Unten in der Wohnung sauste sie in ihr Zimmer und zog wieder ihren Pyjama und den Morgenmantel an, damit ihre Mutter nicht merkte, dass sie die Wohnung verlassen hatte.

Beim Umziehen jedoch rasten ihre Gedanken. Wo war Rebecca? Sie war sich beinahe sicher, dass Mrs. Albion ihr nicht die Wahrheit gesagt hatte: Wenn Rebecca wirklich nach New Mexico gefahren war, dann hätte sie es ihr bestimmt erzählt. Also musste sie irgendwo anders sein.

Im Krankenhaus?

Aber warum sollte Mrs. Albion ihr das verschweigen wollen?

Und dann, noch während ihr die Frage durch den Kopf schwirrte, fiel ihr plötzlich eine Antwort darauf ein.

Was, wenn Rebecca nicht im Krankenhaus war, und auch nicht in New Mexico?

Wenn sie tot war?

Obwohl der Herbst nahte, lag an diesem Nachmittag noch

einmal eine schwüle Hitze über der Stadt, die Caroline auf dem Weg zur Elliott Academy die Kleider am Leib kleben ließ und ihr Haar schlaff und strähnig machte. Aber es war nicht nur ihr Körper, dem die Hitze zusetzte, sondern auch ihrem Gemüt. Mit jedem Schritt, den sie machte, zitterte sie innerlich mehr, und die merkwürdigsten Gedanken spukten ihr im Kopf herum.

Sie befand sich ganz in der Nähe der Straßen, die Brad genommen hatte, als er zu seinem letzten Jogging aufgebrochen war.

Die Straßen, wo er geglaubt hatte, von anderen beobachtet und verfolgt zu werden.

Die Straßen, durch die Andrea in den letzten Tagen ihres Lebens gegangen war, auf dem Weg zur Arbeit und nach Hause, um Besorgungen zu machen und die alltäglichen Dinge zu verrichten, wie die anderen Menschen hier auch.

Wie sie.

War der Mörder jetzt auch hier und suchte sich ein neues Opfer?

Sie zum Beispiel?

Sie schaute sich um, musterte die Passanten auf beiden Straßenseiten. Beobachtete irgendeiner von ihnen jemanden? Oder tat einer so, als beobachtete er niemanden? Was war mit dem Mann gegenüber, der mit dem Rücken zu ihr vor einem Schaufenster stand? Betrachtete er wirklich etwas in dieser Auslage, oder tat er nur so?

Der Mann ging weiter, ohne auch nur annähernd in ihre Richtung zu schauen. Aber er würde sie ohnehin nicht direkt anschauen, oder? Er könnte ihr Spiegelbild in der Schaufensterscheibe gesehen und bemerkt haben, dass sie ihn anvisierte. Sie verfolgte ihn bis zur nächsten Straßenecke, wo er nach links abbog und die Amsterdam Avenue entlang verschwand.

Du bist kindisch!, schalt sich Caroline. *Kindisch und vom Verfolgungswahn geplagt, genau wie Brad!* Nur dass Brad tot

war, und Andrea auch. War das kein Grund, einen Wahn zu entwickeln? Aber wenn zwei Menschen tot waren – der eigene Ehemann und die beste Freundin –, konnte man dann wirklich noch von Wahn sprechen? Wohl kaum!

Oder doch? Wo war die Verbindung? Es war ein Jahr her, seit Brad ermordet worden war. Andrea jedoch war nicht in den Park joggen gegangen und hatte damit ein leichtes Ziel abgegeben. Sie war zu Hause in ihrer Wohnung gewesen.

Dann litt sie also doch unter Verfolgungswahn.

Trotzdem konnte sie ihre Augen nicht daran hindern, jeden einzelnen Passanten zu mustern, ständig in alle Richtungen zu spähen und nach einem Anzeichen für Gefahr Ausschau zu halten. Und jetzt, nur noch einen Block von der Schule entfernt, spürte sie ganz deutlich, dass sie beobachtet wurde, dass jemand hinter ihr war. Und jetzt war sie es, die stehen blieb und in ein Schaufenster starrte, um unauffällig den Gehsteig hinter sich zu beobachten.

Leer.

Wer immer das gewesen war, verbarg sich in einem Hauseingang, oder war in eines der Geschäfte verschwunden. Sie blieb vor der Auslage stehen und betrachtete andächtig die ausgestellten Messer. *Wie Blumen*, dachte sie und wunderte sich gleichzeitig über ihre seltsame Fantasie.

Dann schoss ihr ein anderer Gedanke durch den Kopf: Ich werde zu spät kommen. Ein Blick auf ihre Uhr sagte ihr, dass sie für den Zehn-Minuten-Fußmarsch schon fast zwanzig Minuten gebraucht hatte. Und trotzdem rührte sie sich nicht vom Fleck, überzeugt, dass ihr Verfolger sich früher oder später zeigen würde.

Außer, er befand sich gar nicht auf der Straße.

Sondern in einem Haus? Könnte es nicht sein, dass er sie von einem Fenster aus beobachtete und sich über ihre Nervosität krumm lachte?

Sie wirbelte herum und fixierte die Fenster des Gebäudes auf

der anderen Straßenseite. Über den Läden befanden sich Wohnungen mit meist geschlossenen Vorhängen; hinter jedem Einzelnen konnte jemand stehen und sie beobachten.

Panik stieg in ihr auf – eine unbegründete aber überwältigende Panik, die sie drängte, sich auf schnellstem Weg nach Hause in die Sicherheit ihrer Wohnung zu flüchten, die schwere Wohnungstür zu verriegeln und alle Gefahren auszusperren.

Plötzlich bekam sie keine Luft mehr! Es war, als hätte jemand Stahlbänder um ihre Brust geschlungen, die mit jeder Minute enger wurden. Instinktiv stützte sie sich an der Schaufensterscheibe ab, als sie eine Hand auf ihrer Schulter fühlte und leise aufschrie. Sie wirbelte herum und fand sich einer Frau mittleren Alters gegenüber, die ihr bekannt vorkam.

»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte die Frau.

Irgendwie brachen die Worte den Bann der Panik, der sie gefangen hielt, und als sie den Kopf schüttelte, löste sich der schreckliche Druck auf ihrer Brust, und sie konnte wieder frei atmen. »Ich ... ich bin nicht sicher, was passiert ist. Ich habe nur ...« Ihre Stimme brach ab, als ihr plötzlich dämmerte, was passiert war: Sie hatte eine Panikattacke gehabt. »Nein, es geht schon wieder«, sagte sie. »Vielen Dank.«

Die Frau nickte, lächelte sie an und setzte dann ihren Weg in den Park fort. Caroline sah ihr nach und war sich auf einmal sicher, dass sie diese Frau schon einmal gesehen hatte, konnte sich aber nicht erinnern, wo das gewesen war. Hatte die Frau sie verfolgt ...? Als ihr Verstand wieder auf die verführerischen Avancen des Wahns zu reagieren begann, der sie gerade ein paar Minuten zuvor überwältigt hatte, verscheuchte sie den Gedanken und ging entschlossen die letzten Meter zur Academy. Sie könnte diese Frau schon tausendmal gesehen haben – immerhin hatte sie mehr als zehn Jahre hier in der Nachbarschaft gewohnt, und die andere Frau vielleicht doppelt so lange. Warum sollte sie ihr nicht bekannt vorkommen? Als

sie schließlich das Büro von Ralph Winthrop betrat – das im Vergleich zu der Hitze draußen angenehm kühl war –, hatte sie sich wieder ganz unter Kontrolle.

Bis sie Ryan in der Ecke auf einem Holzstuhl sitzen sah, mit finsterer Miene, vor Wut glitzernden Augen und einer geschwollenen Schramme auf der Stirn. *Ich komme damit nicht zurecht*, dachte sie und wusste, dass sie keine andere Wahl hatte. »Ich dachte, wir waren uns darüber einig, dass du nicht mehr in eine Prügelei gerätst«, sagte sie.

»Das war nicht meine Schuld«, fauchte Ryan. »Justin Fraser hat mich einen Idioten geschimpft.«

»Und deshalb hast ihn geschlagen«, sagte Ralph Winthrop leise. Als Ryan etwas erwidern wollte, hielt er die Hand hoch, um jegliche Gegenrede abzublocken. »Versuch nicht, es abzustreiten – Mr. Williams und Mrs. Wennerberg haben es beide gesehen. Du hast zuerst zugeschlagen, und er hat dann zurückgeschlagen. Dass du mehr abgekriegt hast, ändert nichts an der Tatsache, dass du angefangen hast.« Er drehte sich zu Caroline um. »Ich weiß, dass diese Art von Prügeleien in öffentlichen Schulen nicht so streng verfolgt wird wie hier, aber ich glaube, dass ich Ryan nachdrücklich an unsere Regeln erinnert habe, als wir übereinkamen, ihn trotz seiner Leistungen im letzten Jahr wieder bei uns aufzunehmen.«

Carolines Mut sank. *Sie schmeißen ihn raus. Am zweiten Tag schmeißen sie ihn schon raus.* »Aber –«

Ralph Winthrop war aufgestanden. »Ich habe bisher nie einen Grund gefunden, unsere Politik zu ändern. Tatsächlich haben wir so gute Erfolge damit erzielt, dass ich nur einmal zum Äußersten gehen musste.« In Caroline keimte ein Hoffnungsschimmer auf. »Ich habe mir Ryans Akte angesehen und mit seinen Lehrern gesprochen. Dabei sind wir uns einig geworden, dass angesichts –« Er zögerte, suchte nach dem richtigen Wort. »Angesichts der schwierigen Zeit, die Ihre Familie durchmachen musste, wir dem Jungen jede Unter-

stützung zukommen lassen müssen.« Der Hoffnungsschimmer glühte immer heller. »Aber wir können diesen Verstoß gegen die Schulordnung nicht ignorieren.« Caroline wartete, während Winthrops abschätzender Blick sich an Ryan festmachte, und seine Finger auf die Schreibtischplatte trommelten. Nach einer Weile schien er zu einer Entscheidung gelangt zu sein, die, wie Caroline wusste, unumstößlich war. Er hörte auf zu trommeln und richtete den Blick wieder auf Caroline. »Zwei Wochen Schulausschluss«, erklärte er. »Von heute an. Und falls es noch einmal zu einem Verstoß gegen unsere Regeln kommen sollte, werde ich Sie nicht einmal mehr anrufen – sondern ihn einfach nach Hause schicken. Ich bin sicher, Sie nicht daran erinnern zu müssen, dass im Falle einer Verweisung das Schulgeld nicht zurückerstattet wird.« Er kam um seinen Schreibtisch herum und ging zur Tür, was für Caroline bedeutete, dass er das Gespräch als beendet betrachtete. Doch als sie gemeinsam das Büro verließen, wandte er sich noch einmal an Caroline. »Sie sollten mit Ryan einen Therapeuten aufsuchen, Mrs. Fleming. Er scheint nämlich zu glauben, dass es in dem Gebäude spukt, in dem Sie jetzt wohnen, und dass sein Stiefvater ihn hasst.«

Ihr Gesicht brannte, als Caroline Ryan aus der Schule hinaus auf die Straße bugsierte.

»Ich habe gar nichts gemacht, Mom –« begann Ryan, als sie die Amsterdam Avenue überquerten und Richtung Park gingen. Aber Caroline ließ ihn nicht ausreden.

»Kein Wort mehr«, sagte sie und verstärkte den Griff um den Oberarm ihres Sohnes so, dass er zusammenzuckte. »Hast du verstanden? Ich will nichts mehr von dir hören! Was beabsichtigst du damit? Wie kommst du dazu, irgendjemandem zu erzählen, dass Tony dich hasst? Seit dem ersten Mal, als er dich sah, hat er alles Mögliche getan, um dein Freund zu sein! Er hat für dich Partei ergriffen, dich Dinge tun lassen, die ich dir verboten hätte. Er hat nicht versucht, die Stelle deines Vaters einzunehmen, aber er hat dich wissen lassen, dass er

immer für dich da ist, wenn du ihn brauchst. Obwohl du ihm oft nicht einmal das Mindestmaß an Höflichkeit entgegengebracht hast. Wer, glaubst du, hat das Schulgeld bezahlt, damit du wieder auf die Academy gehen kannst? Und das ist jetzt dein Dank dafür? Dass du schon am zweiten Tag von der Schule verwiesen wirst?«

»Aber –«

»Kein Aber! Ich will kein Wort mehr von dir hören. Nicht eines!«

25. Kapitel

Tony kam genau in dem Moment aus seinem Arbeitszimmer, als Caroline und Ryan die Wohnungstür hinter sich zumachten. »Ich hoffe, es war nichts allzu Ern –«, begann Tony, doch der Rest des Satzes erstarb auf seinen Lippen, als er die Schramme auf der Stirn des Jungen sah. »Gehe ich recht in der Annahme, dass du zurückgegeben hast, was du eingesteckt hast?«

Ryan funkelte seinen Stiefvater mit gefurchter Stirn an. »Es war nicht meine Schuld.«

»Du gehst jetzt schnurstracks auf dein Zimmer und denkst so lange über die Sache nach, bis du bereit bist, die Verantwortung für das zu übernehmen, was du getan hast«, beschied ihm Caroline.

»Aber, Mom«, maulte Ryan. Als Caroline ihm einen Blick zuwarf, der jedes weitere Wort erübrigte, rannte er die Treppe hoch.

Caroline stellte ihre Handtasche auf das Tischchen neben der Tür zum Arbeitszimmer, sah auf die Uhr und seufzte. »Es kommt mir vor, als wäre es schon sechs, dabei ist es noch nicht mal vier.«

»War es so schlimm?«, erkundigte Tony sich mitfühlend.

»Ein paar Tupfer Arnika, und die Schramme wird bald verheilt sein. Wegen einer Lappalie wie einer Schulhofrauferei hätten sie dich aber wirklich nicht ins Direktorat zitieren müssen.«

Caroline verdrehte die Augen. »In welchem Jahrhundert lebst du denn? Noch nie was von der Null-Toleranz-Politik gehört?« Auf dem Weg in die Küche warf Caroline einen Blick in das riesige Wohnzimmer, und als sie kurz überschlug, wie viel Arbeit allein in diesem einen Zimmer auf sie wartete, und das mit der Zahl der übrigen Zimmer in der Wohnung multiplizierte, überfiel sie plötzlich eine lähmende Erschöpfung.

Rasch zog sie die beiden Flügeltüren zu, damit ihr wenigstens der Anblick der unerledigten Arbeit erspart blieb, und folgte ihrem Mann in die Küche.

»Soll ich dir was zum Essen richten?«, erbot sich Tony.

»Nein, danke«, wehrte Caroline ab. »Ich werde nur eine Tasse Kaffee trinken.«

»Setz dich, ich mach das schon. Du siehst aus, als hätte man dich durch die Mangel gedreht.«

Dankbar ließ Caroline sich auf den Stuhl sinken und begann Tony zu berichten, was ihr auf dem Weg zur Schule widerfahren war. »Ich musste ständig an Andrea und Brad denken und plötzlich überfiel mich der schreckliche Gedanke, dass das Ganze ein abgekartetes Spiel sein könnte.«

»Du bist überanstrengt«, sagte Tony. Er stellte eine dampfende Tasse vor sie hin, setzte sich ihr gegenüber an den Tisch und nahm ihre Hand in die seine. »Nach dem, was du durchgemacht hast, ist es nicht verwunderlich, dass du solche Angstvorstellungen entwickelst. Vielleicht solltest du dir einfach eine längere Auszeit nehmen – ruf Claire an und sag ihr, dass du eine Weile nicht arbeiten wirst.«

»Ich muss noch Irene Delamonds Wohnung fertig machen«, seufzte Caroline. »Und ich stecke mitten in drei anderen Projekten, alle in diesem Haus. Ganz zu schweigen von unserer Wohnung«, fügte sie hinzu und musterte die altmodische Küche mit einem leicht vorwurfsvollen Blick. »Was ist das eigentlich für ein Haus? Ist hier jemals etwas modernisiert worden?«

»Anscheinend haben wir nur auf dich gewartet«, gab Tony zurück.

»Ich hätte gedacht, dass Lenore hier in der Küche etwas verändert...« Sie ließ den Rest des Satzes verklingen, als sie den Schatten bemerkte, der über Tonys Gesicht huschte, nachdem sie den Namen seiner verstorbenen Frau erwähnt hatte. Liebevoll drückte sie seine Hand. »Verzeih mir, ich –«

»Nein, ist schon gut«, sagte Tony, nachdem er sich wieder unter Kontrolle hatte. »Wenn du über Brad sprechen kannst, sollte ich auch in der Lage sein, über Lenore zu sprechen.«

»Oder wir reden überhaupt von etwas ganz anderem«, schlug Caroline vor. »Zum Beispiel, wo ich einen Babysitter herbekomme?« Tonys verständnisloser Blick erinnerte sie daran, dass sie ihm noch gar nichts von dem Gespräch mit dem Schuldirektor erzählt hatte. »Ich habe noch mehr schlechte Nachrichten: Ryan bleibt zwei Wochen zu Hause. Schulausschluss wegen dieser Rauferei.«

»Ausschluss? Du machst wohl Witze!«

»Ich wünschte, es wäre so.«

Schweigend hörte sich Tony ihren Bericht über das Gespräch mit Ralph Winthrop an, doch als sie zum Ende kam, kniff er wütend die Augen zusammen. »Vielleicht sollte ich mal ein Wörtchen mit diesem Winthrop reden. Wenn elfjährige Rotznasen ihre kleinen Kämpfe nicht ausfechten können, ohne deshalb von der Schule verwiesen zu werden –«

»Keine gute Idee«, wandte Caroline ein, ehe er seinen Gedankengang zu Ende führen konnte. »Damit erreichst du nur, dass sie Ryan gleich rausschmeißen, und das möchte ich ihm und mir nicht antun. Nein, ich muss nur jemanden finden, der tagsüber hier ist, während ich arbeite.«

»Das könnte ich doch übernehmen«, erbot sich Tony.

Aber Caroline schüttelte bereits den Kopf. »Auch keine gute Idee – nicht solange er solche Probleme mit dir hat. Ich werde einfach meine Liste durchgehen und sehen, wer Zeit hat.« Eine Stunde später hatte sie sämtliche Babysitter durchtelefoniert, die sie je in Anspruch genommen hatte, aber ohne Erfolg. »Sie sind alle ausgebucht«, sagte sie. »Außer Mrs. Jarvis, die ihr Sohn vor drei Monaten ins Altersheim gesteckt hat.«

»Und wie wär's mit einem der Nachbarn?«

Caroline starrte ihn mit großen Augen an. »Unsere Nachbarn? Du hast Ryan neulich am Vormittag unten in der

Lobby nicht miterlebt – er fürchtet sich vor ihnen wie der Teufel vorm Weihwasser.«

»Da muss es doch jemanden geben«, fuhr Tony fort. »Was ist mit Virginia Estherbrook?«

»Virginia Estherbrook? Tony, die Frau ist ein Star! Sie wird bestimmt nicht auf einen elfjährigen Jungen aufpassen wollen.«

»Sie *war* ein Star«, stellte Tony richtig. »Komm schon – sie ist seit Jahren nicht mehr aufgetreten –, die meisten Leute glauben, sie ist schon längst gestorben. Ich wette, sie macht es. Ich werde sie mal anrufen.« Ehe Caroline noch Einwände erheben konnte, hatte er schon den Hörer in der Hand und wählte die Nummer.

»Virginia?«

Ein melodiöses Lachen perlte durch die Leitung. »Ich bin ihre Nichte. Aber wir klingen sehr ähnlich, nicht wahr?«

»Ihre Nichte«, wiederholte Tony. Als Caroline fragend die Brauen hochzog, antwortete er mit einem Schulterzucken. »Wann wird Virginia zurückkommen?«

»Nicht vor dem Frühjahr«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung. »Meine Mutter und sie sind nach Italien gefahren. Kann ich irgendetwas für Sie tun?«

Tony zögerte. »Das glaube ich nicht. Hier spricht Mr. Fleming –« Er warf Caroline einen Blick zu, deren Miene noch neugieriger geworden war. »Einer der Nachbarn. Ich hatte nur gehofft, dass Virginia uns einen Gefallen tun könnte.«

»Tony Fleming?«, fragte die Frau. »So ein Zufall! Ich wollte Sie heute Abend anrufen. Oder, besser gesagt, Ihre Gattin. Caroline, nicht wahr?«

»Ja. Wir –«

»Tante Virgie sagte, ich würde sie auf der Stelle mögen, und ich habe gehofft, dass wir vielleicht zusammen Mittagessen könnten oder so was. Ich kenne hier nämlich keine Menschenseele und habe nichts zu tun.« Sie unterbrach ihren Redefluss nur für den Bruchteil einer Sekunde. »Oh, gütiger Himmel, das

klingt ziemlich Mitleid heischend, nicht wahr? Ich wollte damit nur sagen, dass ich gestern Abend angekommen bin und noch keinerlei Pläne gemacht habe.«

Tony überlegte kurz: »Gedulden Sie sich bitte einen Augenblick.«

»Aber gern.«

Die Hand auf die Sprechmuschel gedrückt, wiederholte er für Caroline rasch, was die andere Frau gesagt hatte. »Ich dachte, vielleicht laden wir sie auf einen Drink zu uns ein. Und wenn sie nichts anderes zu tun hat –« Caroline hatte schon begriffen, ehe er zu Ende gesprochen hatte.

»Tony, wir kennen sie doch gar nicht!«

»Dann lass sie uns doch einfach unter die Lupe nehmen – es könnte perfekt sein.«

»Ich finde die Idee immer noch verrückt«, sagte Caroline eine Stunde später, als es an der Tür klingelte. »Wir haben die Frau noch nie gesehen und –«

»Und wer nicht wagt, der nicht gewinnt«, warf Tony augenzwinkernd ein. »Das ist doch bisher bloß die nachbarschaftliche Geste. Warten wir einfach ab, was passiert, dann können wir immer noch entscheiden.«

Als Tony die Wohnungstür aufzog, spürte Caroline, wie ihr vor Verblüffung die Kinnlade herunterklappte, und versuchte noch, ihre Gesichtszüge zu ordnen.

Zu spät. Die Frau in der Diele lachte bereits. »Tut mir Leid«, sagte sie und streckte die Hand aus. »Ich hätte Ihren Gatten warnen sollen, dass ich genauso aussehe wie meine Tante – was insofern seltsam ist, als meine Mutter ihr kein bisschen ähnlich sieht.« Sie senkte die Stimme zu einem vertraulichen Flüstern. »Manchmal glaube ich, dass ich in Wirklichkeit Tante Virgies Tochter bin, sie aber meinen Vater nicht hat heiraten wollen. Dann muss ich natürlich überlegen, wer mein Vater gewesen sein könnte, und wenn ich an all die Männer denke,

die Tante Virgie –« Leicht errötend brach sie ab. »Heiliger Himmel, man höre sich das an. Wann lerne ich endlich einmal, meinen Mund zu halten? Ich bin Melanie Shackleforth.«

Caroline, die endlich die Sprache wieder gefunden hatte, nahm die Hand der anderen Frau und stellte sich vor: »Ich bin Caroline Ev –« Jetzt war es an ihr, zu erröten. »Caroline *Fleming*«, beeilte sie sich zu berichtigen, immer noch unfähig, ihren Blick von dieser Frau loszueisen, die wie ein Spiegelbild von Virginia Estherbrook aussah – nur dass sie ein paar Zentimeter größer und vierzig Jahre jünger war. Und abgesehen vom Äußeren schien sie auch den Geschmack von ihrer Tante geerbt zu haben; sie trug einen smaragdgrünen Hosenanzug, der Figur zeigte, ohne etwas zu sehr zu betonen und perfekt mit ihrem kastanienbraunen Haar harmonierte. Falls sie überhaupt Make-up aufgelegt hatte, dann so dezent und professionell, dass man es nicht sah. Und ihr Lächeln war so natürlich, dass Caroline überzeugt davon war, dass sie entweder nicht wusste, wie schön sie war, oder sich nicht darum scherte. »Das ist mein Mann, Tony Fleming, mit dem sie telefoniert haben.« Als sie Melanie in die Küche führte, fühlte sie sich genötigt, sich für den Zustand der Wohnung zu entschuldigen. »Ich weiß, hier sieht es fürchterlich aus, aber ich renoviere im Augenblick so viele andere Wohnungen, dass für unsere eigene keine Zeit bleibt.«

»Hinreißend, wie Sie Tante Virgies Wohnung umgestalten«, sagte Melanie. »Das grenzt schon an ein Kunstwerk. Ich verspreche Ihnen auch, den Handwerkern nicht im Weg zu stehen. Sagen Sie mir einfach, aus welchen Räumen ich mich fernhalten soll, und ich mache mich absolut unsichtbar. Eigentlich wollte ich gar nicht kommen, aber nachdem Mutter und Tante Virgie plötzlich beschlossen hatten, nach Italien zu gehen, hat meine Tante darauf bestanden, dass ich komme und die Wohnung hüte.«

Sie machten es sich in der Küche bequem, und als sie nach

einer Stunde beschlossen, dass es nun spät genug sei, eine Flasche Wein aufzumachen, hatte Caroline das Gefühl, als würde sie Melanie schon seit Jahren kennen. »Warum bleiben Sie nicht zum Abendessen«, schlug Caroline vor, während Tony eine Flasche Chablis entkorkte und einschenkte.

»Oh, ich möchte mich nicht aufdrängen«, begann Melanie, aber Caroline wischte ihren Einwand beiseite.

»Sie drängen sich keineswegs auf, glauben Sie mir. Wenn ich daran denke, wie die Nachbarn uns verwöhnt haben, als wir von unserer Hochzeitsreise zurückkehrten, ist das das Mindeste.« Und dann, als sie wieder an Andrea Costanza denken musste – und an all die paranoiden Fantasien, die ihren Abend ausfüllen würden, wenn sie nicht eine Ablenkung fände –, fügte sie beinahe flehend hinzu: »Bitte!«

»Du meine Güte, die Zeit ist ja wie im Flug vergangen«, rief Melanie erstaunt aus, als die Uhr in der Diele neun schlug. Die drei Erwachsenen saßen immer noch um den Tisch im Esszimmer, nachdem Laurie und Ryan sich vor gut einer Stunde entschuldigt hatten und hinauf in ihre Zimmer verschwunden waren. Melanie begann, die Teller abzuräumen, und als Caroline sie daran hindern wollte, wiegelte sie fröhlich ab. »Ach was, gehen Sie doch inzwischen hinauf und bringen Sie Ihre beiden perfekten Kinder zu Bett.«

»Von wegen perfekt«, gab Caroline zurück, obgleich Ryan dankenswerterweise beschlossen hatte, sich heute Abend zu benehmen. Der Arnikaumschlag, den Tony ihm am Nachmittag verpasst hatte, hatte die Schramme abschwellen lassen, und der Schulausschluss schien die von Ralph Winthrop erhoffte Wirkung zu zeigen, zumindest vorübergehend: Er hatte nach einem winzigen Zögern Melanie Shackelforths Hand geschüttelt und während des Abendessens sittsam am Tisch gesessen, kaum gesprochen, aber immer höflich geantwortet, wenn er angesprochen wurde. Caroline hatte ihn zwar dabei

ertappt, wie er Melanie aus den Augenwinkeln musterte, aber wenigstens hatte er sie nicht direkt angestarrt. Laurie war ebenfalls schweigsam gewesen und hatte auch nicht viel gegessen.

»Sie mögen sie vielleicht nicht für perfekt halten, aber was ich bisher an Kindern gesehen habe, da sind die Ihren wirklich weit über dem Durchschnitt. Falls Sie jemals einen Babysitter brauchen, lassen Sie es mich wissen, ja?«

Caroline, die ihr mit den Resten des Hühnereintopfs folgte, den sie zubereitet hatten, sah sie misstrauisch an. »Hat Tony mit Ihnen darüber gesprochen, während ich vor dem Abendessen kurz oben war?« Auf Melanies verdutzten Blick hin entspannte sie sich. »Verzeihen Sie«, sagte sie. »Es ist nämlich so, dass –« Sie wusste nicht so recht, wie sie es sagen sollte, doch dann beschloss sie, die Karten offen auf den Tisch zu legen. »Eigentlich wollten wir Ihre Tante heute Nachmittag fragen, ob sie vielleicht für zwei Wochen Ryan beaufsichtigen könnte.« Während sie die Teller in die Spülmaschine räumte, erzählte sie Melanie, was in der Schule vorgefallen war. »Ich kann Ryan nicht allein zu Hause lassen und mir auch nicht so lange von der Arbeit frei nehmen. Aber ganz gewiss kann ich Sie nicht darum bitten, für zwei *ganze* Wochen meinen Sohn zu hüten.«

»Aber selbstverständlich können Sie das«, gab Melanie leichthin zurück. »Betrachten Sie das Problem als gelöst. Jetzt gehen Sie hinauf zu Ihren Kindern und lassen mich das hier fertig machen. Danach verschwinde ich, versprochen.

Ich kann nicht glauben, dass ich nur kurz vorbeischauen wollte und den ganzen Abend geblieben bin. Schrecklich!«

»Nein, im Gegenteil. Es war wunderbar. Ich hatte einen wirklich abscheulichen Tag, bis Sie hier aufgetaucht sind. Und jetzt glaube ich, dass ich überleben werde.«

»Neue Freunde«, sagte Melanie und drückte Caroline kurz an sich. »Die können wir alle brauchen, nicht wahr?«

Ein wenig von der Last des Tages fiel ihr von den Schultern, als Caroline die freundschaftliche Umarmung erwiderte. Dann lief sie hinauf, um den Kindern Gute Nacht zu sagen.

»Wie geht es dir?« Caroline saß auf der Kante von Lauries Bett und beugte sich über sie, um ihr eine Locke aus der Stirn zu streichen.

»Gut«, antwortete Laurie, doch der Tonfall in ihrer Stimme strafte ihre Antwort Lügen.

»Glaubst du, dass du morgen wieder zur Schule gehen kannst?«

Laurie zuckte mit den Schultern. »Ja, schon.«

Alarmiert von Lauries Einsilbigkeit und dem seltsamen Tonfall, fühlte sie mit dem Handgelenk ihre Stirn. Kühl und trocken – kein Anzeichen für Fieber. »Stimmt sonst irgendwas nicht mit dir, mein Schatz?«, fragte sie besorgt.

Laurie zögerte, und als sie schließlich sprach, sah sie ihre Mutter dabei nicht an. »Ich mache mir – ach, ich weiß nicht. Ich denke –« Wieder schwieg sie, doch dann sah sie ihrer Mutter direkt in die Augen. »Glaubst du, dass etwas mit Rebecca passiert ist?«

»Rebecca Mayhew?«

Nicken.

»Warum sollte ihr etwas passiert sein? Hast du heute mit ihr gesprochen?«

Kurze Pause, dann schüttelte Laurie den Kopf. »Ich bin kurz zu ihr hinaufgegangen, aber sie war nicht zu Hause.«

»Ach? Wo war sie denn?«

»Sie ist nach New Mexico gefahren!«

»New Mexico? Warum um alles in der Welt sollte sie nach New Mexico gefahren sein?«

»Mrs. Albion sagte, sie wollte dort Mr. Albions Bruder besuchen. Sie meinte, das Klima würde ihr gut tun. Aber ...«

»Aber was?«, drängte Caroline.

»Ich weiß auch nicht«, murmelte Laurie unglücklich. »Sie hat kein Wort davon gesagt, dass sie verreisen wollte, und dabei habe ich sie doch gestern noch gesehen. Und gestern Nacht hatte ich so einen komischen Traum.« Mit feuchten Augen sah sie zu ihrer Mutter hoch. »Ich ... ich habe geträumt, dass sie tot ist, Mom.«

Als ihr eine Träne über die Wange kullerte, nahm Caroline ihre Tochter ganz fest in die Arme. »Ach, Liebling, das hat nichts zu bedeuten – Träume sind eben Träume. Was wir im Traum sehen, passiert nicht in Wirklichkeit.«

»Das weiß ich ja, aber –«

»Kein *Aber*«, sagte Caroline und drückte Laurie sanft in die Kissen zurück. »Du hast einfach nur schlecht geträumt, und ich bin sicher, dass mit Rebecca alles in Ordnung ist. Aber ich verspreche dir, dass ich morgen früh mit Alicia sprechen und mich vergewissern werde, dass Rebecca gesund und munter ist. Okay?«

Laurie schien noch etwas sagen zu wollen, doch dann nickte sie. Caroline beugte sich zu ihr und gab ihr einen Gutenachtkuss. »Schlaf gut, mein Schatz. Morgen früh wirst du wieder ganz auf dem Damm sein. Und wenn du heute Nacht schlecht träumst, dann komm nur und wecke mich auf, ja?«

Laurie schlang die Arme um den Nacken ihrer Mutter. »Ich habe Angst, Mom«, flüsterte sie. »Ich fürchte –«

»Sch«, versuchte Caroline sie zu beruhigen. »Es gibt nichts, wovor du dich fürchten musst. Das verspreche ich dir.« Doch noch während sie die Worte aussprach, wusste sie, dass sie nicht wahr waren. Brad war tot, und Andrea war tot, und trotz des Versprechens, das sie ihrer Tochter eben gegeben hatte, war sie davon überzeugt, dass es sehr wohl etwas zu fürchten gab.

Vielleicht würde Laurie heute durchschlafen, aber Caroline wusste bereits schon jetzt, dass sie selbst nicht gut schlafen würde.

»Ich brauche keinen Babysitter«, maulte Ryan. Er saß aufrecht im Bett und hatte die Arme um Chloe geschlungen, wie früher als kleiner Junge um seinen Teddy. »Und ich mag sie nicht!«

»Du kennst sie doch kaum«, wand Caroline ein und wünschte, sie hätte bis zum Morgen mit der Ankündigung gewartet, dass Melanie Shackelforth sich um ihn kümmern würde, während sie arbeiten ging. Dann wäre der Abend so friedlich ausgeklungen, wie er angefangen hatte. Doch jetzt drohte der Sturm in Ryans Augen loszubrechen, und Caroline wappnete sich instinktiv. »Sie ist heute erst angekommen, und wir kennen sie kaum, und deshalb kannst du ihr zumindest eine Chance geben.«

»Tony kennt sie!«, platzte Ryan so laut heraus, dass Chloe erschrak, sich aus seinen Armen frei machte und vom Bett hüpfte. Als ihm klar wurde, was er gesagt hatte, weiteten sich seine Augen vor Schreck, und er presste die Hand auf den Mund.

Verwundert starrte Caroline ihren Sohn an. Wovon in Gottes Namen redete der Junge? Woher sollte Tony sie kennen? Und wenn, wie konnte Ryan das wissen? Behutsam zog sie die Hand von seinem Mund. »Wovon redest du? Wie kommst du darauf, dass Tony Melanie kennt?« Ryan wurde kreidebleich, und jetzt sah Caroline die Angst in seinen Augen. »Schatz, was hast du denn? Ist etwas passiert?« Eine lange Weile machte Ryan den Mund nicht auf, doch dann nickte er, eine minimale Bewegung mit dem Kopf, die Caroline beinahe nicht bemerkt hätte. »Was denn?«, fragte sie leise. »Was ist passiert? Was immer es auch sein mag, ich verspreche dir, dass ich nicht böse auf dich sein werde.« Ganz deutlich sah sie seine Unsicherheit, den inneren Kampf, doch dann drückte er ihre Hand.

»Du darfst ihm aber nicht sagen, dass ich dir das erzählt habe«, flüsterte er, und dabei huschte sein Blick im Zimmer umher, als glaubte er, sein Stiefvater könnte sich in einer finsternen Ecke versteckt halten und alles mithören.

»Selbstverständlich nicht«, versicherte ihm Caroline.

»Ich ... ich habe mich kürzlich in sein Zimmer geschlichen – den Raum, den wir nicht betreten sollen.«

»Du meinst sein Arbeitszimmer?«

»Hm. Und dort habe ich ein Album gefunden.«

»Ein Fotoalbum?«

»Hm. Auf einer Ablage unter einem Tisch neben dem Kamin. Mit ganz vielen Fotos – auch eins von Tony in ganz altmodischen Kleidern. Und eines mit dieser Frau drauf.«

»Melanie Shackelforth?«

»Hmm-mh. Ja, und noch von vielen anderen Leuten, aber alle hatten sie so komische Kleider an.«

Caroline suchte nach einer Antwort. »Vielleicht hatten sie sich für einen Kostümball angezogen.«

Diesmal schüttelte Ryan den Kopf. »Tony sagte, dass er das gar nicht sei auf dem Foto, sondern sein Urgroßvater. Aber er sah ganz genauso aus wie er.«

Einige Sekunden verstrichen, während derer Caroline versuchte herauszufinden, was Ryans Worte bedeuten könnten. Denn selbst wenn er ein altes Fotoalbum mit Bildern von Tonys Urgroßvater gefunden hatte, woher kam dann diese Angst? »Weißt du, ich werde Tony fragen, ob er mir das Album mal zeigt«, schlug sie vor, doch sofort wurde Ryan weiß wie die Wand und drückte ihre Finger so fest, dass es wehtat.

»Nein! Er ... er hat mir gesagt, dass ich niemals wieder etwas in diesem Zimmer anfassen oder das Zimmer auch nur betreten dürfte! Und er hat mir verboten, irgendjemanden davon zu erzählen. Wenn er herauskriegt ...«

Sein verängstigter Blick war so durchdringend, dass Caroline ihn in die Arme nahm und wiegte wie ein Baby. »Ryan, mein Liebling, es gibt nichts, wovor du dich zu fürchten brauchst. Du hast doch keine Angst vor ihm, oder?«

Ryan sah zu ihr hoch, und seine Augen glitzerten genauso

wie Lauries vor einer Weile. »Sag ihm bitte nichts davon, ja? Du hast es versprochen! Okay?«

Caroline legte ihm tröstend die Hand auf die Stirn. »Und ich halte mein Versprechen«, sagte sie leise. Dann griff sie nach unten und hob Chloe wieder aufs Bett. Sofort kuschelte sich die kleine Schnauzerhündin an Ryan, und der schlang dankbar seine Arme um sie. »Ich werde weder Tony noch sonst jemandem ein Wort davon erzählen«, versprach Caroline noch einmal. »Und ich versichere dir, dass es nichts gibt, wovor du dich fürchten musst.« Doch als sie ein paar Minuten später Ryans Licht ausschaltete, die Tür hinter sich zuzog und die Treppe hinabstieg, hallten ihre letzten Worte wie ein Echo durch ihr Bewusstsein.

Es gibt nichts, wovor du dich fürchten musst.

Es gibt nichts, wovor du dich fürchten musst.

Es gibt nichts, wovor du dich fürchten musst.

Doch so oft sie die Worte auch wiederholte, sie schaffte es einfach nicht, sie zu glauben.

Da gab es etwas, wovor man sich fürchten musste; davon war sie überzeugt.

Tony?

Nein! Tony konnte es nicht sein. Es musste etwas anderes sein.

Aber was?

26. Kapitel

Dreimal lief Caroline an der Tür von Tonys Arbeitszimmer vorbei, ehe sie schließlich stehen blieb. Es war noch früh, kurz nach acht. Tony hatte die Wohnung vor einer Stunde verlassen, Laurie eine halbe Stunde später. Ryan war zum Frühstück heruntergekommen – aber erst, als er sicher war, dass Tony weg war – und danach sofort wieder in seinem Zimmer verschwunden.

Den ganzen Morgen über hatte Caroline hartnäckig versucht, diese Tür zu ignorieren. Aber ihr letzter Gedanke vor dem Einschlafen gestern Abend hatte Tonys Arbeitszimmer gegolten, und ebenso der erste an diesem Morgen. Zweimal war sie knapp davor gewesen, Tony zu fragen, ob er Ryan in dem alten muffigen Zimmer überrascht hatte, doch beide Male hatte sie sich an die panische Angst in der Stimme ihres Sohnes erinnert, als er sie angefleht hatte, Tony nichts davon zu verraten. Und obwohl sie sich kaum vorstellen konnte, dass es stimmte, was Ryan ihr berichtet hatte, brachte sie es nicht über sich, das ihm gegebene Versprechen zu brechen. Doch in dem Augenblick, als sie an diesem Morgen an der verschlossenen Tür vorbeigekommen war, hatte sie sich von Tonys Arbeitszimmer angezogen gefühlt wie Eisen von einem Magneten, und jetzt, nachdem Tony und Laurie außer Haus waren und Ryan oben in seinem Zimmer saß, ging sie noch einmal zu dieser Tür. Eine ganze Zeit lang stand sie davor, lauschte dem Ticken der alten Großvateruhr neben der Garderobe.

Worauf wartete sie?

Glaubte sie etwa, die schwere Mahagonitür würde durchsichtig werden, wenn sie sie nur lange genug anstarrte?

Oder fürchtete sie sich vor dem, was sie dahinter finden könnte?

Was konnte das schon sein? Es war nur ein Zimmer, die

Einrichtung altmodisch und abgewohnt. Aber so mochte es Tony eben. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass in diesem Raum irgendwelche großartigen Geheimnisse verborgen waren.

Ihre Hand schloss sich um den verzierten Kristallknopf. Sie drehte ihn.

Abgeschlossen.

War das Zimmer schon vorher abgeschlossen gewesen, oder hatte Tony es erst verschlossen, nachdem er Ryan dort überrascht hatte? Sie wusste es nicht genau, glaubte aber, dass es beim ersten Mal, als Tony es ihr gezeigt hatte, offen gewesen war, und offenbar auch damals, als Ryan sich hineingeschlichen hatte. Auf einmal unterlag das schlechte Gewissen, in Tonys Arbeitszimmer einzudringen, dem dringenden Verlangen zu wissen, was Ryan in dem Zimmer entdeckt hatte und was Tony veranlasst hatte, es abzusperren. Aber wo war der Schlüssel? Brauchte sie überhaupt einen? Seit sie in dem Antiquitätenladen arbeitete, hatte sie ein Dutzend Schlösser aufgebrochen, die meisten an Schreibtischen, aber auch einige von großen Schränken. Außerdem musste es irgendwo Schlüssel geben. Sie ging in die Küche und kramte die Schubladen unter der Anrichte durch. Die Dritte von oben, rechts neben der Spüle erwies sich als die Krimskrams-Schublade, die es in jedem Haushalt gab, und nachdem sie alle anderen Laden durchgesehen hatte, nahm sie sich jene noch einmal genau vor. Nichts.

Dann ging sie durch die Wohnung, inspizierte jede Tür, aber in keiner steckte ein Schlüssel. Auch in der oberen Etage nicht.

Nirgendwo ein Schlüssel? Das war doch seltsam.

Von wachsender Neugier getrieben, ging sie wieder hinunter in die Küche, zog noch einmal die dritte Lade heraus, doch diesmal suchte sie nach etwas, das sich als Dietrich verwenden ließe. Eine dicke Büroklammer erschien ihr geeignet, und nachdem sie sie mit Hilfe einer Zange aufgebogen und an

einem Ende das letzte kurze Stück zu einem rechten Winkel abgelenkt hatte, ging sie zurück zum Arbeitszimmer, führte die umfunktionierte Büroklammer in das Schloss ein und tastete nach dem Schließhaken.

Es dauerte keine Minute, da schnappte das Schloss auf.

Als Caroline jetzt den Knopf drehte, schwang die Tür auf. Sie blieb auf der Schwelle stehen, schaute in den Raum.

Irgendetwas war anders.

Aber was?

Ihr Herz schlug schneller, als sie das Arbeitszimmer betrat und die Messinglampe über Tonys Schreibtisch anknipste. Licht durchflutete den Raum, und Caroline sah sich genau um. Bis jetzt hatte sie nur einmal einen kurzen Blick in das Zimmer geworfen, und soweit sie jetzt erkennen konnte, schien sich nichts wirklich verändert zu haben – die Möbel, die Wandverkleidung, die Bilder, alles sah so aus wie zuvor. Und trotzdem *fühlte* sie einen Unterschied. Mit gerunzelter Stirn ging sie weiter in den Raum hinein. Der Teppich, ein alter Aubusson, schien heller zu sein als sie ihn in Erinnerung hatte, und sie hätte schwören können, dass das Leder des alten Ohrensessels neben dem Kamin beim letzten Mal viel abgeschabter war als jetzt. Vielleicht aber hatte sie den Raum als sehr viel renovierungsbedürftiger in ihrer Erinnerung gespeichert, als er tatsächlich war. Sie hielt nach dem Fotoalbum Ausschau, das Ryan ihr beschrieben hatte, fand auch einen relativ staubfreien viereckigen Fleck auf der Ablage unter dem Lampentisch neben dem Kamin von der Größe eines Fotoalbums, doch das Album selbst fand sich nirgendwo. Hinter dem Schreibtisch blieb sie stehen und zog an den Schubladen.

Und fand jede Einzelne verschlossen. Auch mit ihrem provisorischen Dietrich hatte sie hier keinen Erfolg. Sie überlegte gerade den nächsten Schritt, als es an der Tür klingelte. Wie ein Kind, das mit den Fingern in der Keksdose

ertappt wird, zuckte sie zusammen, rannte zur Tür, machte sie zu und wollte mit dem Dietrich wieder abschließen.

Aber es klappte nicht.

Wieder klingelte es an der Tür.

Sie fluchte leise und wollte das Schloss schon Schloss sein lassen, doch bei der letzten Drehung rastete der kleine Bolzen ein.

Beim dritten Klingeln zog sie die Wohnungstür auf und sah Melanie Shackleforth, die gerade wieder die Treppe hinaufgehen wollte.

»Ah, Sie sind doch zu Hause«, sagte Melanie und kam zurück. »Ich dachte mir schon, dass Sie Ihre Meinung, dass ich auf Ryan aufpassen sollte, während Sie arbeiten gehen, geändert haben.«

Caroline starrte Melanie verdutzt an. Sie erinnerte sich natürlich, dass sie gestern Abend mit Melanie darüber gesprochen hatte, aber es war noch nichts definitiv entschieden worden, oder? »Ich ... äh, ich weiß noch gar nicht, ob ich heute arbeiten gehe.« War ein Zucken in Melanies Augen gewesen? Sie war sich nicht sicher – sie glaubte ja, aber –

»Nun, wenn Sie es sich noch anders überlegen, sagen Sie einfach Bescheid, okay?« Caroline nickte, und jetzt legte Melanie den Kopf schief und musterte sie. »Ist alles in Ordnung, Caroline?«

»Ja, ja«, beeilte sich Caroline zu versichern, wusste aber gleichzeitig, dass dem überhaupt nicht so war. »Es ist nur –«, begann sie, schwieg dann aber. Sie kannte Melanie Shackleforth doch kaum. Wie könnte sie ihr von all den schrecklichen Gedanken erzählen, die ihr durch den Kopf spukten? Entschlossen schüttelte sie den Kopf. »Nein, es ist nichts, wirklich. Manchmal hat man nur den Eindruck, dass einem alles über den Kopf wächst. Aber ich werde mich da schon durchkämpfen – bestimmt.«

Melanie schien nicht so recht überzeugt zu sein. »Sind Sie

sicher?« Caroline nickte mit sehr viel mehr Nachdrücklichkeit, als sie empfand. »Also schön. Aber wenn Sie Hilfe brauchen, dann melden Sie sich, ja?«

Nachdem sie die Wohnungstür geschlossen hatte, blieb Caroline noch einem Moment mit dem Rücken dagegen gelehnt stehen, dann ging sie hoch in Ryans Zimmer. Er lag auf dem Bett, hatte noch seinen Morgenmantel an und irgendein Videospiel in der Hand. Als er zu ihr hochsah, fiel ihr sein streitlustiger Blick auf, und seine Stimme, als er sie ansprach, war ebenso finster wie seine Miene.

»Ich bleibe nicht bei –«, begann er, doch Caroline ließ ihn nicht ausreden.

»Das verlange ich auch gar nicht von dir«, sagte sie. »Ich möchte, dass du dich jetzt anziehst – du kommst mit mir in den Laden.«

Jetzt wurde Ryan unsicher. »Du meinst, du bist nicht mehr böse auf mich?«

Caroline atmete tief durch und überlegte dabei, was sie antworten sollte. Unmöglich, ihm all diese Gefühle und Gedanken zu erklären, die in ihr brodelten – die Verunsicherung, die Angst, die Zweifel. Nein, damit wollte sie ihn

nicht belasten, nicht nachdem er seinen Vater verloren und zweimal innerhalb eines knappen Jahres die Schule gewechselt hatte, aus seinem Zuhause hatte ausziehen müssen, und von ihm erwartet wurde, einen Stiefvater zu akzeptieren, wo er doch den Tod seines leiblichen Vaters noch gar nicht verarbeitet hatte.

Was er jetzt brauchte, war eine starke Mutter, die ihn stützte und die ihn wissen ließ, dass sie jederzeit für ihn da war. »Natürlich bin ich nicht mehr böse auf dich«, sagte sie. »Du bist mein allerliebster Junge, und ich liebe dich mehr, als du ahnst. Wie sehr, wirst du erst wissen, wenn du eines Tages selbst einen Sohn hast. Ich weiß, dass du es momentan nicht leicht hast, aber ich verspreche dir, dass wir das alles meistern

werden. Immer eins nach dem anderen, dann wird alles gut. Okay?»

Ryan schlang die Arme um sie und vergrub sein Gesicht an ihrer Brust. »Es war nicht meine Absicht, von der Schule verwiesen zu werden«, nuschelte er kleinlaut.

»Ist ja gut«, tröstete ihn Caroline. »Ist ja nur für zwei Wochen. In der Zwischenzeit gehst du eben mit mir zur Arbeit. Vielleicht wirst du einmal der jüngste Antiquitätenhändler von New York.«

Eine halbe Stunde später trat Caroline aus dem Aufzug, dicht gefolgt von Ryan, der endlich seine Angst vor diesem ratternden Messingkäfig überwunden hatte. Als Rodney ihnen zunickte und einen Guten Morgen wünschte, schob Ryan seine Hand in die ihre und lief plötzlich so schnell, dass er sie geradezu durch die Eingangstüren und hinaus in den hellen Sonnenschein zerrte. »Du meine Güte, Ryan«, sagte sie, »der gute Mann beißt dich doch nicht.«

Aber Ryan hörte ihr gar nicht zu. Er war plötzlich stehen geblieben und starrte wie gebannt den Gehsteig entlang. Zuerst wusste Caroline nicht, was ihn so fesselte, doch dann kam ihnen eine Frau in einem leichten Mantel entgegen, die ihr bekannt vorkam, die sie aber momentan nicht unterbringen konnte. Als die Frau an ihnen vorbeiging und ihnen freundlich zunickte, drehte Ryan sich um und starrte ihr nach.

»Ryan, lass das. Es ist unhöflich, andere Leute anzustarren. Besonders Fremde.«

»Aber es ist diese Frau«, hauchte Ryan aufgeregt, den Blick immer noch starr auf die sich entfernende Gestalt gerichtet. »Die mein Gesicht anfassen wollte.«

Im ersten Augenblick verstand Caroline nicht, wovon Ryan redete, doch plötzlich begriff sie. Helena Kensington? Aber das war unmöglich – Helena hatte einen Blindenstock bei sich gehabt, und ...

Noch ehe sie ihren Gedanken zu Ende denken konnte, hatte

die Frau, die Ryan anstarrte, die drei Stufen zum Rockwell erklommen und war dabei, die schwere Eingangstür aufzuziehen. Kurz bevor sie eintrat, drehte sie sich noch einmal zur Straße um, so dass Caroline ihr Gesicht jetzt ganz deutlich sehen konnte.

Ryan hatte Recht: Es war Helena Kensington. Doch keine Spur von einer Sehbehinderung, geschweige denn dem Blindenstock, mit dem Caroline sie das letzte Mal gesehen hatte. Sie stand immer noch verdutzt da und starrte die vermeintliche Helena Kensington an, als diese ihr abermals zunickte, lächelte und dann hinter den schweren Flügeltüren verschwand.

Helena Kensington blieb stehen, um ihren Augen Gelegenheit zu geben, sich von dem grellen Tageslicht draußen an die sanfte Beleuchtung der Lobby im Rockwell zu gewöhnen, und genoss die kurze Weile, die es dauerte, bis die Möbel um den Kamin, die Bilder und die wundervollen Wandgemälde langsam Gestalt annahmen. Die Eingangshalle sah besser aus – die Farben der Wandgemälde waren frischer als sie sie in Erinnerung hatte, und die Polster der Möbel waren anscheinend gereinigt worden. Es war längst nicht mehr so finster hier wie damals, bevor ihr Augenlicht sie im Stich gelassen hatte. Vielleicht hatte sich auch gar nichts verändert – vielleicht lag es daran, dass sie nun wieder alles deutlich erkannte. Im Grunde war es auch gar nicht wichtig; es zählte einzig und allein die Tatsache, dass sie wieder sehen konnte. Und zwar so gut, dass sie jetzt den Führerschein machen könnte. Das hatte ihr zumindest der Augenarzt von LensMasters versichert, einem Optikerladen an der Amsterdam Avenue, wo man einfach nur hineinspazieren und um Untersuchung der Augen bitten musste. Helena war sich nicht sicher, ob ihr dieses System gefiel, andererseits wusste sie aber, dass einen die Welt, wenn man in der Vergangenheit stecken blieb, ganz

schnell überholte.

»Perfekt«, hatte der Optiker verkündet, nachdem Helena durch ein Prüfgerät geschaut hatte, »Sie haben die Augen eines Teenagers.«

»Das ist wohl geschmeichelt«, hatte Helena erwidert. »Aber ich bin zufrieden.« Mit der Versicherung, dass sie wahrscheinlich die nächsten zwanzig Jahre keine Lesebrille benötigen werde, hatte sie die Rechnung bei der merkwürdig aussehenden jungen Frau an der Kasse bar bezahlt und war dann weiter die Amsterdam Avenue hinunter geschlendert und hatte interessiert all die neuen Geschäfte und Restaurants betrachtet, die in den letzten Jahren eröffnet hatten.

Die Nachbarschaft, hatte Helena bemerkt, veränderte sich, doch diesmal zumindest, wie es schien, zum Besseren.

Wieder zurück in der vertrauten Umgebung des Rockwell, strebte Helena dem Aufzug zu, blieb aber kurz stehen, um Rodney etwas zu fragen.

»Haben Mrs. Fleming und ihr Sohn gerade das Haus verlassen?«

Rodney nickte. »Vor ein paar Minuten.«

»Und ich dachte, Virginia Estherbrook wollte heute auf den Jungen aufpassen«, erwiderte Helena mit gerunzelter Stirn.

»Nicht Miss Estherbrook«, korrigierte Rodney freundlich. »Miss Shackelforth.«

»Wie auch immer. Aber sollte der Junge ausgehen?« Bevor Rodney noch zu einer Antwort kam, wandte sie sich ab. »Ach, vergessen Sie's – ich finde schon selbst heraus, was da vor sich geht.«

In der Aufzugkabine drückte sie den sechsten Knopf, und kurz darauf klopfte sie energisch an Virginia Estherbrooks Tür. Als sie keine Antwort erhielt, klopfte sie noch einmal, gab dann auf, ging zurück zum Aufzug und fuhr hinab in die dritte Etage. Ungeduldig tippte sie mit der Fußspitze auf den Boden, während der Fahrstuhl im Schneckentempo nach unten

rumpelte, und als er endlich anhielt, wartete sie nicht ab, bis er genau auf einer Höhe mit dem Boden des Flurs war, sondern schob schon vorher die Gittertür auf. Leichtfüßig eilte sie den Flur entlang – anstatt unsicher zu tappern wie noch vor zwei Tagen – und klopfte an Irene Delamonds Tür. Zu ihrer Überraschung war es Lavinia, die ihr ein paar Sekunden später öffnete.

»Na, sieh mal einer an«, sagte Lavinia und trat einen Schritt zurück, um die Tür ganz zu öffnen. »Kein Stock mehr?«

»Nein, seit gestern nicht mehr«, antwortete Helena in einem Tonfall, der Lavinia Delamonds Begrüßungslächeln rasch schwinden ließ. »Ich war gerade oben bei Virgie. Sie ist nicht zu Hause.«

»Du meinst bei Melanie«, gab Lavinia zurück.

»Ja, von mir aus. Aber wichtig ist doch nur, wo sie ist. Sie sollte sich heute Nachmittag doch um den jungen Ryan kümmern, nicht wahr?«

Jetzt verschwand auch der Rest von Lavinias Lächeln. »Tut sie das denn nicht?«

Helena funkelte ihr Gegenüber finster an. »Das bezweifle ich sehr, nachdem ich den Burschen soeben mit seiner Mutter auf der Straße gesehen habe.«

Lavinia schien in sich zusammenzufallen wie ein kaputter Luftballon. »Ach herrje, meine Liebe. Was, glaubst du, hat das zu bedeuten?«

Helena schnaubte ärgerlich. »Das bedeutet, dass etwas schief läuft. Wo ist...« Sie unterbrach sich, suchte nach dem Namen, den Rodney und Lavinia benutzt hatten. »Melanie?«, beendete sie dann ihre Frage.

»Vielleicht bei den Albions. Alicia hat mir erzählt, dass Mrs. Flemings kleine Tochter gestern bei ihnen oben war und nach Rebecca gefragt hat.«

Jetzt war es Helena, die erschrocken einen Schritt zurück machte. »Und, was hat sie ihr gesagt?«

»Dass Rebecca nach New Mexico verreist ist natürlich.«

»Und, hat die Kleine das geglaubt?«

»Das nehme ich doch an. Warum sollte sie nicht? Das ist doch ein ganz einleuchtender Grund – reisen Tuberkulosepatienten denn nicht wegen des Klimas dorthin?«

Helena schloss die Augen. »Jedenfalls nicht in den letzten fünfzig Jahren. Ich glaube, ich rufe mal besser Anthony an.«

»Ach, meine Liebe«, erwiderte Lavinia mit sorgenvoller Miene, während ihre Finger nervös ein Taschentuch zerknüllten. »Hältst du das für klug?«

Helena warf der anderen Frau einen düsteren Blick zu. »Tja, ich weiß nicht«, meinte sie mit einem äußerst sarkastischen Unterton. »Lass uns die Sache mal genau betrachten. Möchtest du wieder zurück in deinen Rollstuhl?« Lavinia schüttelte heftig den Kopf. »Das dachte ich mir. Genauso wenig wie ich wieder mit meinem Blindenstock herumtappen möchte, oder George Burton die Schmerzen seiner versagenden Nieren ertragen will. Und was den armen Rodney betrifft –«

»Der wird noch eine Weile durchhalten«, warf Lavinia ein, die inzwischen Knoten in ihr Taschentuch machte.

»Wird er?«, zischte Helena Kensington, jetzt sichtlich wütend. »Wird er weiterleben? Werden wir alle leben? Oder langsam verrotten, Stück für Stück, wie jeder andere Leichnam? Willst du das, Lavinia? Willst du, dass deine Knochen zerkrümeln, während das Fleisch verwest und sich die Haut ablöst?« Lavinia Delamond kauerte gebückt an der Wand, als müsste sie sich vor Helenas Worten schützen, aber Helena beugte sich noch näher zu ihr hin. »Genau das wird nämlich passieren, meine teuerste Lavinia. Wenn die Mutter Verdacht schöpft – wenn diese Kinder fortziehen –, dann steht uns genau das bevor.«

Unsanft stieß sie Lavinia Delamond zur Seite, hob den altmodischen Telefonhörer von der Gabel und wählte eine Nummer. »Mr. Fleming«, sagte sie, als sich eine Stimme

meldete. »Sagen Sie ihm, es ist dringend.«

Die Lippen wütend zusammengepresst, den finsternen Blick auf die inzwischen zitternde Lavinia geheftet, wartete sie, dass Mrs. Haversham sie zu Anthony Fleming durchstellte.

27. Kapitel

Das freundliche Begrüßungslächeln, das Claire Robinson aufgesetzt hatte, als Caroline durch die Tür kam, bröckelte in dem Augenblick, als sie Ryan erblickte. »Sollte er nicht in der Schule sein?«, erkundigte sie sich spitz.

»Sollte er, ist er aber nicht«, gab Caroline ungerührt zurück, und als von ihrer Seite keine weiteren Erklärungen folgten, knipste Claire ihr Lächeln ganz aus.

»Dieses Geschäft ist nicht unbedingt die geeignete Umgebung für ein Kind«, erklärte sie, und die Kälte in ihrer Stimme ließ keinen Zweifel daran, dass diese Bemerkung als Tadel zu verstehen war.

Das kann ich jetzt nicht brauchen, dachte Caroline. *Ich kann damit nicht umgehen und fühle mich, als würde ich jeden Moment explodieren.* Den ganzen Fußmarsch von der West Side hierher war ihr ein Schwall von Fragen durch den Kopf gegangen, auf die sie keine vernünftige Antwort hatte finden können. Fragen nach dem plötzlichen Verschwinden von Rebecca Mayhew und Virginia Estherbrook und dem ebenso plötzlichen Auftauchen von Melanie Shackelforth. Fragen, die merkwürdige Angst ihres Sohnes vor Tony betreffend, und nach den seltsamen Fotos, die er gesehen – die sie aber nicht hatte finden können. Fragen bezüglich Brad und Andrea und den Leuten, die ihr gestern – und da war sie sich sicher – gefolgt waren. Fragen wie diese, warum Helena Kensington urplötzlich wieder sehen konnte. Als sie schließlich vor dem Antiquitätenladen ankam, glaubte sie, ihr würde der Kopf platzen, und jetzt benahm sich Claire auch noch so, als ob sie ein Kapitalverbrechen begangen hätte, weil sie ihren Sohn mitgebracht hatte. *Aber ich werde nicht explodieren*, ermahnte sie sich. *Diesen Gefallen tue ich ihr nicht.* »Sie haben absolut Recht, Claire«, sagte sie, wobei es ihr nur bedingt gelang, das

Zittern ihrer Stimme zu meistern, »Tatsächlich bin ich ganz und gar Ihrer Ansicht. Aber hier ist er heute nun mal, und hier wird er auch bleiben. Zumindest so lange wie ich.«

Es war der Ausdruck in Carolines Augen und das Beben ihrer Stimme, die Claire dazu veranlassten, die Worte, die ihr auf der Zunge lagen – von wegen, bei diesem Benehmen könnte sie auch gleich gehen – hinunterzuschlucken. Stattdessen kniff sie die Lippen zusammen und musterte Caroline etwas genauer. Ihr Haar, unter einem Kopftuch verborgen, war strähnig, und ihr Make-up sehr nachlässig aufgetragen. Sie war blass und schwitzte auf der Stirn, und das, obwohl die Temperatur heute Morgen erheblich gesunken war. »Sind Sie sicher, dass Sie heute überhaupt hier sein sollten?«, meinte Claire, und ihre Stimme klang schärfer als beabsichtigt.

Die Worte schienen etwas in Carolines Innerem gelöst zu haben. »Wo sollte ich denn sonst sein?«, gab sie schnippisch zurück. »Ich arbeite hier, erinnern Sie sich? Ich –« Im letzten Moment bemerkte Caroline noch, wie verrückt sie klingen musste, wenigstens für Claires Ohren. »Ist Kevin da?«, fragte sie und sah sich im Geschäftsraum um.

»Er ... er ist hinten«, stammelte Claire und wich unwillkürlich einen Schritt vor Caroline zurück. »Er packt eine Sendung aus.«

»Dabei kann Ryan ihm ja helfen«, meinte Caroline beiläufig und war schon auf dem Weg zur Hintertür. »Ich werde eine Weile am Computer beschäftigt sein.«

»Ich brauche Sie aber für –«, begann Claire, doch Caroline ließ sie gar nicht erst ausreden.

»Es ist mir herzlich egal, wozu Sie mich brauchen, Claire. Ich habe einige Dinge zu erledigen, und dann ...« Sie zögerte, und plötzlich sackten ihre Schultern herab, als hätte jemand die Luft aus ihr herausgelassen. »... und dann weiß ich auch nicht«, beendete sie den Satz.

Sie stapfte mit so großen Schritten durch den Laden, dass

Ryan kaum hinterherkam, und stieß die Hintertür auf. Kevin Barnes sah von einem kleinen Tisch auf, den er gerade auspackte – einem Mahagoni-Klapptisch, den Caroline sich noch vor ein paar Tagen sofort genauer angesehen hätte, für den sie heute jedoch keinerlei Interesse aufbringen konnte. »Hi«, sagte Kevin und grinste, als er Ryan sah. »Sieh mal an, wen haben wir denn da?« Doch sogleich verschwand sein Grinsen und machte einer ernststen Miene Platz. »Warum bist du denn nicht in der Schule, junger Mann? Nein, sag nichts, ich weiß schon – die haben dich rausgeschmissen. Und, was hast du verbochen?«

»Ich bin nur *vorübergehend* vom Unterricht ausgeschlossen worden«, stellte Ryan richtig und betonte das Wort ›vorübergehend‹, als rückte das die Angelegenheit in ein völlig anderes Licht.

»Ist doch das Gleiche«, gab Kevin zurück. »Nur die kürzere Knastversion. Sag, wirst du mir jetzt verraten, was du angestellt hast, oder muss ich deine Mutter fragen und mir die tragische Variante anhören, statt der lustigen?«

»Ich bin in eine Rauferei geraten«, verkündete Ryan.

»Kannst du ein Auge auf ihn haben, Kevin?«, unterbrach ihn Caroline, ehe ihr Sohn so richtig auf Touren kam. »Ich konnte ihn nicht zu Hause lassen und –« Sie hob hilflos die Hände. »Ach, das erzähle ich dir später.«

Während Ryan noch einmal berichtete, wie es zu seiner Suspendierung kam, setzte Caroline sich an Claires Computer. Bisher hatte sie ihn nur für geschäftliche Belange benutzt, wie zum Beispiel für die Suche nach dem Regency-Kartentisch für Irene Delamond, den sie dann auch prompt in einem Londoner Geschäft gekauft und sich für eine Unsumme hatte per Luftfracht schicken lassen. Obwohl bei weitem keine Spezialistin, wusste Caroline doch, wie man so einen Computer bediente, und als Erstes rief sie eine Seite auf mit Namen AnyWho, mit der sie bei ihren Nachforschungen im geschäftlichen Bereich

gute Erfahrungen gemacht hatte. In das weiße Kästchen unter der Rubrik »Suche nach Personen« gab sie Melanie Shackleforth' Nachnamen ein und versuchte sich zu erinnern, wo Melanie gesagt hatte, dass sie herstamme.

Hatte sie überhaupt etwas gesagt?«

Wenn ja, konnte Caroline sich nicht daran erinnern. Aber sie hatte einen starken Akzent – dieses typisch Schleppende des Südens, das man von Geburt an mitbekommen haben musste. Georgia vielleicht? Caroline tippte die Abkürzung für Georgia in das weiße Kästchen und klickte auf SUCHEN.

Nichts. Sie probierte es mit Florida, Louisiana und klickte sich dann durch sämtliche Südstaaten. Immer noch nichts. Keine Shackleforths, weder eine Melanie noch irgendeine andere dieses Namens.

Hatte sie Shackleforth vielleicht falsch geschrieben? Sie probierte ein paar Varianten aus, fand immer noch nichts und machte dann die Google-Suchmaschine auf.

Abermals tippte sie den Namen Shackleforth ein und drückte auf SUCHEN. Die meisten der aufgelisteten Einträge bezogen sich auf eine alte Twilight Zone-Episode.

Das passt, dachte Caroline. *Genauso fühle ich mich im Augenblick*. Seufzend ließ sie die Suche nach Shackleforth, für den Moment jedenfalls, bleiben und klickte sich wieder zurück zu AnyWho. Diesmal tippte sie »Albion« ein und »New Mexico«.

Nichts.

Einen leisen Fluch auf den Lippen, entschied sie, dass das Problem vielleicht bei AnyWho selbst liegen könnte. Sie ging wieder zurück zur Startseite, gab New York ein und drückte wieder auf SUCHEN.

Nun erschien eine endlose Liste von Albions auf dem Monitor, die sie auf New York City begrenzte.

Da gab es nur einen Eintrag: Max und Alicia, 100 Central Park West.

Sie hatte also weder Virginia Estherbrooks Verwandte mit Namen Shackleforth gefunden, noch Max Albions Bruder in New Mexico – aber hatte das etwas zu bedeuten?

Jetzt konzentrierte sie ihre Aufmerksamkeit auf Virginia Estherbrook selbst und tippte deren Namen bei Google ein. Dutzende von Seiten erschienen, meistens mit Kritiken von Stücken, in denen die Schauspielerinnen gespielt hatte, aber auch Seiten, die ihre Fans ins Internet gestellt hatten. Als Caroline eine davon anklickte, erschien ein Bild von Virginia Estherbrook auf dem Bildschirm, das vor mindestens dreißig Jahren aufgenommen worden war, in der Blüte ihrer Jahre. Die Ähnlichkeit mit ihrer Nichte war beinahe unheimlich – man brauchte nur die Frisur und das Make-up zu ändern, und hatte Melanie Shackleforth vor sich.

Sie klickte sich durch die diversen Bilder und stutzte, als sie zu einer kurzen Biographie der Schauspielerin kam.

Kurz, in der Tat. Laut diesem Eintrag war Virginia Estherbrook anscheinend aus dem Nichts in New York aufgetaucht. Sie hatte nie enthüllt, wie alt sie war und abwechslungsweise behauptet, in Europa, Australien oder Argentinien aufgewachsen zu sein. »Ich bin einfach nur jemand, der Rollen spielt«, soll sie einmal gesagt haben. »Mein Leben besteht nicht aus realen Menschen, sondern aus erdachten, und um in meiner Arbeit glaubhaft zu sein, darf ich selbst auch nicht mehr sein als eine Rolle. Aus diesem Grund sind wahrscheinlich meine Beziehungen fehlgeschlagen, aber meine Karriere ist erfolgreich gewesen. Ich bin nicht mehr als die Person, die ich auf der Bühne darstelle; eine andere gibt es nicht. Suchen Sie nicht nach meiner Vergangenheit und rätseln Sie nicht über meine Zukunft, denn beide existieren nicht. Nur das, was Sie im Scheinwerferlicht sehen, ist real, sonst nichts.«

Caroline las das Zitat insgesamt dreimal durch, dann machte sie die anderen Seiten auf. Überall das Gleiche – keinerlei Hinweise auf ihre Herkunft, ihr Alter oder ihre Familie. Nur

immer wieder das gleiche Zitat:

»... suchen Sie nicht nach meiner Vergangenheit und rätseln Sie nicht über meine Zukunft ...«

Sie ging zurück zur Suchmaschine, tippte nur den Namen Estherbrook ein und ERWEITERTE SUCHE. Außer Virginia gab es nur sehr wenige Einträge.

Und wie aus dem Nichts flog ihr plötzlich die Antwort zu, die so offensichtlich war, dass sie sich wie eine Idiotin vorkam. Wenn alles an Virginia Estherbrook Fiktion war, warum dann nicht auch der Name? Schließlich war sie Schauspielerin. Herrgott noch mal, legten die sich nicht alle Künstlernamen zu? Oder zumindest damals zu Virginia Estherbrooks Blütezeit? Aus France Gumm war Judy Garland geworden. Wenn nun Virginia Estherbrooks richtiger Name Hortense Finkleman gelautet hatte? Wer hätte den nicht geändert? Aber selbst wenn dem so war, musste es doch irgendjemand irgendwo gewusst haben. Noch einmal ging sie alle Einträge zu Virginia Estherbrooks Karriere durch, ohne genau zu wissen, wonach sie eigentlich suchte. Eine der Seiten – die weitaus Umfangreichste – enthielt nicht nur alle Informationen, die Caroline schon ein Dutzend Mal zuvor gelesen hatte, sondern auch eine Sammlung Kritiken beinahe aller Stücke, in denen Virginia Estherbrook jemals aufgetreten war. Eine der frühesten betraf eine Produktion von *Romeo und Julia*, die beinahe fünfzig Jahre zurücklag:

»Selten hatte das Broadway-Publikum Gelegenheit, eine Julia von so ergreifender Präsenz zu erleben wie die von Miss Estherbrook gespielte, die sich mit ungeheurem Erfolg erstmals an dieser Rolle versucht hat, an der etliche weitaus erfahrenere (und bekanntere) Kolleginnen gescheitert waren. Man muss schon vier Dekaden zurückschauen, auf die unvergleichliche Faith Blainte, um eine Julia von dieser Ausdruckskraft und Tiefe zu finden. In der Tat erscheint mir Virginia Estherbrook als würdige Nachfolgerin der legendären Faith Blaine, die sich

vor gut fünf Jahren von der Bühne verabschiedet und in ihre Wohnung im Rockwell zurückgezogen hat.«

Das Rockwell?

Was zum Teufel ging hier vor?

Sie surfte noch einmal im Netz, diesmal auf der Suche nach Informationen über Faith Blaine, an deren Namen sie sich entfernt erinnerte, aber keine Ahnung hatte, wie die Frau ausgesehen hatte.

Als dann ein paar Augenblicke später ein Bild auf dem Monitor erschien, glaubte Caroline, einen Fehler gemacht zu haben, dass sie sich versehentlich wieder auf die Seiten von Virginia Estherbrook geklickt hatte. Doch die Bildunterschrift besagte: »Faith Blaine als Julia in der legendären Aufführung von 1914, die sie zum Star machte.«

Das Bild war eine Vignette, die keinen Zweifel am Datum der Aufnahme ließ. Die Schauspielerin trug ein transparentes Kostüm – eines, das man zu Zeiten, als melodramatische Aufführungen sehr viel weniger realistisch waren als heute, sicherlich als absolut passend für den dramatischen und tragischen Tod der Hauptfigur erachtet hatte. Faith Blaine presste die Hände auf die Brust und hatte den Kopf erhoben, als schaute sie geradewegs ins Paradies und sähe ihre verlorene Liebe. Das Bild war verblasst und etwas unscharf, doch selbst unter der dicken Bühnenschminke erkannte Caroline nicht nur die Ähnlichkeit mit Virginia Estherbrook ganz deutlich, sondern auch mit Melanie Shackelforth.

Zufall?

Oder waren Faith Blaine und Virginia Estherbrook miteinander verwandt?

Plötzlich kamen ihr Melanie Shackelforth' Worte wieder in den Sinn: »... es gibt Zeiten, da glaube ich beinahe, in Wirklichkeit Virgies Tochter zu sein ...«

War es das? War Melanie wirklich Virginias Tochter?

Könnte Faith Blaine Virginias Mutter gewesen sein? So musste es sein – alles andere ergab keinen Sinn. Und es würde die Geheimnisse erklären, in die Virginia Estherbrook ihre Vergangenheit stets gehüllt hatte. Von wegen »die Rollen leben«, darum ging es gar nicht – sondern vielmehr darum, das Familiengeheimnis zu hüten, das angesichts der damaligen Zeit gewiss die Karriere ihrer Mutter zerstört hätte.

Und die Bilder, die Ryan gesehen hatte – das mussten alte Aufnahmen von Faith Blaine gewesen sein.

Caroline verspürte im ersten Moment eine ungeheure Erleichterung, doch so schnell wie diese kam, verebbte sie auch wieder.

Was war mit den Bildern von Tony?

Tony, in dieser altmodischen Kleidung.

War es möglich, dass Tony seinem Urgroßvater genauso frappierend ähnelte wie Melanie ihrer Großmutter?

Falls Faith Blaine ihre Großmutter war, korrigierte Caroline sich. Was vielleicht an den Haaren herbeigezogen war. Der Umstand allein, dass Blaine und Virginia beide im Rockwell wohnten, hatte an sich ja noch keine Bedeutung. Und die Ähnlichkeit könnte genauso gut durch Make-up hergestellt worden sein – wie viele Schauspielerinnen kannte sie, die sich allein durch Schminke in jemand ganz anderen verwandeln konnten?

Oder pflegte sie schon wieder ihre Paranoia?

Rebecca Mayhew und Virginia Estherbrook waren verweist, und die Nichte, die derweil in Virginias Wohnung wohnte, sah ihr verblüffend ähnlich. Na und?

Doch so sehr sie auch versuchte, die Gedanken an diese Bilder, die Ryan gesehen hatte, loszuwerden, sie kamen immer wieder zurück.

Die Bilder aus dem Album auf der unteren Ablage des Lampentischchens beim Kamin. Der viereckige staubfreie Fleck auf der Ablage des Tischchens, den sie gesehen hatte,

hätte der Größe nach ohne weiteres von einem Fotoalbum stammen können.

Und wenn dieses Album nur alte Familienfotos enthielt, überlegte sie weiter, warum hatte es Tony dann nicht einfach wieder an seinen Platz zurückgelegt?

Warum verbarg er es?

Warum hatte er es in den Schreibtisch eingeschlossen, der wiederum in dem abgeschlossenen Arbeitszimmer stand, aus dem Tony nicht nur Ryan, sondern auch sie selbst verbannt hatte?

Ihr Blick fiel auf den dicken Schlüsselbund, der neben der Tür zum Ladenraum an einem Haken hing und mindestens hundert Schlüssel enthielt: alle Arten von Schlüsseln, manche so groß, dass Caroline sich nicht vorstellen konnte, in welche Art von Schloss sie passen könnten, andere so winzig, als gehörten sie zu einem Puppenhaus. »Gott allein weiß, wo die alle herkommen«, hatte Claire an Carolines erstem Arbeitstag erklärt. »Immer wenn ich einen Schlüssel finde, hänge ich ihn dazu. Und Sie würden staunen, wenn Sie wüssten, wie oft ich damit schon Schubladen oder Schränke aufgesperrt habe, wenn die Eigentümer den passenden Schlüssel verloren hatten. Ich bezweifle, dass es in ganz Manhattan eine Schublade – respektive Schreibtisch, Schrank oder was immer – gibt, die ich nicht mit einem dieser Schlüssel aufbekomme. Ganz besonders nicht, wenn sie älter als hundert Jahre sind.«

Der Schreibtisch in Tonys Arbeitszimmer war mit Sicherheit älter als hundert Jahre.

Kurz entschlossen nahm sie den Schlüsselbund von der Wand und steckte ihn in ihre Umhängetasche.

»Komm, Ryan«, sagte sie. »Wir gehen heim.«

»Ach, Mom«, maulte er. »Muss das sein? Kann ich nicht hier bleiben und Kevin helfen?«

»Nein, kannst du nicht«, schnappte Caroline. »Keine Widerrede. Du tust, was ich dir sage!«

»Sehr freundlich, ich muss schon sagen«, bemerkte Claire Robinson säuerlich, nachdem Caroline ohne ein Wort oder nur ein Nicken mit ihrem Sohn im Schlepptau aus dem Laden gerauscht war.

»Ach, Claire, sei nicht so streng mit ihr«, sagte Kevin besänftigend, der gerade aus dem Hinterzimmer nach vorn gekommen war. »Sie hat erst kürzlich ihre beste Freundin verloren.«

Claire bedachte ihn mit einem kalten Blick. »Und hat eben erst geheiratet, die Flitterwochen auf Mustique verbracht und ist in eines der renommiertesten Wohnhäuser der Stadt gezogen. Komisch, warum fällt es mir nur so schwer, Mitleid für sie aufzubringen?«

Kevin senkte die Stimme zu einer perfekten Parodie der unaufrichtigen Aufmerksamkeit, die Claire ihren Kunden gewöhnlich entgegenbrachte. »Verzeih mir, Liebe – ich vergaß! Um zu wissen, wie es ist, einen Freund zu verlieren, muss man natürlich erst einmal einen *haben*, nicht wahr?«

Claire presste die Kiefer aufeinander, und einen Moment lang fragte sich Kevin, ob sie ihn für diese Bemerkung feuern würde. Während die nächsten Sekunden unter beidseitigem Schweigen verstrichen, sah er regelrecht, wie sich die Rädchen in ihrem Gehirn drehten, und als ihr bewusst wurde, dass sie unter Tags keinen Schritt mehr aus ihrem Laden machen könnte, wenn sie ihn jetzt auf die Straße setzte, arrangierte sie die Lippen zu ihrer Vorstellung von einem verständnisvollen Lächeln.

»Ich glaube, du hast Recht«, lenkte sie unverbindlich ein. »Sie scheint wirklich ziemlich durch den Wind zu sein. Einen Tag oder zwei kann ich mich bestimmt noch in Geduld üben.«

Aber keinen Tag länger, setzte er im Stillen hinzu. *Dann fliegt sie.*

28. Kapitel

Unwillkürlich verlangsamte Caroline ihren Schritt, als sie und Ryan den Park verließen und sich nach Norden wandten, und kurz vor der 70. Straße blieb sie ganz stehen. Auf der anderen Straßenseite erhob sich wie immer das Rockwell mit seinen Türmchen und Kuppeln und den großen Fenstern, die wie blinde Augen in den Park starrten. Und dennoch war etwas anders.

Das Gebäude wirkte irgendwie – ja wie? Freundlicher? Sauberer? Caroline fand ein gutes Dutzend Adjektive, aber keines schien ihren Eindruck genau zu treffen. Skeptisch betrachtete sie die alte Steinfassade. War ein Teil des Rußes, der sich im Laufe der Jahrzehnte darauf abgesetzt hatte, verschwunden? Aber das war doch nicht möglich – nur die untersten paar Meter so eines Gebäudes konnten ohne die Hilfe eines Gerüsts gereinigt werden, zudem hatte die Schicht im Erdgeschoss die gleiche Farbe wie oben.

Die Fenster vielleicht? Hatte sie jemand geputzt? Aber soweit sie sich erinnern konnte, waren die Fenster gar nicht schmutzig gewesen, zumindest nicht in ihrer Wohnung.

»Mom?«, fragte Ryan und zog sie am Arm. »Was schaust du denn so?«

Caroline zögerte kurz und schüttelte dann den Kopf – sie sah schon weiße Mäuse. Entweder das, oder das Licht spielte ihr einen Streich. Das Gebäude konnte unmöglich plötzlich anders aussehen als bisher; schließlich hatten keine Renovierungsarbeiten stattgefunden. »Nichts«, sagte sie und drückte kurz seine Hand. Doch als sich wenig später eine Lücke im fließenden Verkehr auftat und sie mit Ryan an der Hand über die Straße rannte, erinnerte sie sich wieder an dieses komische Gefühl, das sie am Morgen befallen hatte, als sie mit Ryan auf dem Weg zur Arbeit durchs Foyer gegangen war.

Da hatte sie auch schon den Eindruck gehabt, dass die Möbel nicht mehr so schäbig aussahen und auch alles andere irgendwie freundlicher. Aber wahrscheinlich lag es nur am Lichteinfall. Doch als sie jetzt die schwere Eingangstür aufzog und in die Halle trat, passierte es wieder.

Das Deckengemälde schien auf einmal heller zu sein, und der dargestellte finstere Wald sah viel sonniger aus, so als ob sich der Himmel darüber aufgeklärt hätte. Was natürlich Unsinn war. Um ein Gemälde zu verändern, musste man es übermalen.

Oder die Lampen nach oben richten? Sie inspizierte die einzelnen Wandlampen, doch das Licht, das sie verbreiteten, war nicht heller als am Morgen, nur das Messing glänzte auf einmal wie frisch poliert.

Nun wanderte ihr Blick zu den Möbeln. Zumindest da hatte sich nichts verändert: das Sofa und die Sessel vor dem Kamin sahen genauso aus wie immer.

Plötzlich zupfte Ryan sie wieder am Arm, und als sie ihn ansah, nickte er in Richtung Portierloge. Ihr Blick folgte seinem Nicken, und kurz bevor dieser auf Rodney traf, schaute der Portier weg. »Rodney«, fragte sie ihn. »Ist etwas passiert?«

Hatte er kurz gezögert, ehe er den Kopf schüttelte? »Nein, Ma'am. Alles in Ordnung.« Jetzt sah er Ryan an. »In bester Ordnung. Ich freue mich, dass sie und der Junge wieder zurück sind.« Daraufhin wandte er sich wieder der Zeitung zu, die aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag, doch als Caroline mit Ryan zum Fahrstuhl ging, überfiel sie wieder das Gefühl, als beobachtete er sie. Nachdem sie sich ganz unvermittelt umgedreht hatte, glaubte sie gesehen zu haben, wie er rasch den Blick wieder auf die Zeitung senkte. »Was soll das, Rodney?«, fragte sie.

Er sah hoch und hob dabei die dichten Brauen ein wenig. »Ma'am?«

»Sie beobachten uns, Rodney.«

»Verzeihung?«, erwiderte der Portier mit einer so erstaunten Miene, dass Caroline beinahe glaubte, sich nur eingebildet zu haben, dass er zu schnell weggeschaut hatte.

Sie überlegte kurz und meinte dann leichthin: »Ach, nichts. Ich muss mich wohl getäuscht haben.« Doch als sie unten am Fahrstuhl auf den Knopf gedrückt hatten und darauf warteten, dass die Kabine aus irgendeinem der oberen Stockwerke herabglitt, beobachtete sie Rodney heimlich aus dem Augenwinkel.

Er hielt den Kopf über die Zeitung gesenkt.

Als die Kabine scheppernd zum Stehen kam, und Caroline die Tür aufzog, quetschte sich Ryan durch den Spalt, sobald dieser groß genug war. Sie stieg nach ihm ein, schloss die Tür und drückte den Knopf für die fünfte Etage. Rüttelnd setzte sich die Fahrstuhlkabine in Bewegung, und kurz bevor sie aus Rodneys Sicht verschwanden, sah dieser von seiner Zeitung auf und nickte Caroline zu.

Dann, als er sie nicht mehr sehen konnte, heftete er seinen Blick auf Ryan – und lächelte. Ein Lächeln, so kalt, dass Ryan erschauerte, als hätte ihn eine eiskalte Winterböe gestreift.

»Wieso tut er das?«, fragte Ryan beim Aussteigen, während Caroline in ihrer Tasche nach den Wohnungsschlüsseln kramte. »Wieso starrt er mich so komisch an?«

»Ich glaube nicht, dass er dich angestarrt hat«, erwiderte sie. Sie hatte den Schlüssel gefunden und war gerade am Aufsperrn. Aber sie hätte auch nicht schwören können, dass er ihn nicht angestarrt hatte. Im Moment jedoch wusste sie auch nicht, ob das überhaupt wichtig war. Sie drehte den Schlüssel im Schloss, stieß die Tür auf und trat ein. Und obwohl es den Anschein machte, als sei niemand in der Wohnung, rief sie trotzdem: »Tony? Tony, bist du zu Hause?«

Als keine Antwort kam, schob sie die Tür hinter sich zu und warf einen Blick auf die Uhr. Erst kurz nach elf.

Tony hatte gesagt, er würde erst nach dem Mittagessen heimkommen, und bis Mittag war noch fast eine Stunde hin.

Den Blick auf die Tür zu Tonys Arbeitszimmer fixiert, bemerkte sie dennoch, dass Ryan sie beobachtete.

»Du wirst dort hineingehen, nicht wahr?«, fragte er sie.

»Ich ... ich weiß nicht«, antwortete Caroline ausweichend, weil sie ihren Sohn nicht anlügen, ihm andererseits aber auch nicht sagen wollte, was sie vorhatte. »Sag mal, warum gehst du nicht hinauf in dein Zimmer?«

»Ich möchte –«, begann Ryan, doch Caroline schnitt ihm ungewollt barsch das Wort ab: »Ich sagte, du sollst auf dein Zimmer gehen!«

Ryan, der schon wieder diesen Gewitterblick aufgesetzt hatte, rannte die Treppe hinauf, doch oben angekommen, drehte er sich noch einmal um. »Hoffentlich erwischst dich Tony!«, brüllte er wutentbrannt. »Dann glaubst du mir vielleicht!« Damit verschwand er, und einen Moment später hörte Caroline seine Tür zuknallen. Da stand sie nun und startete die Tür zum Arbeitszimmer an. Bis zu diesem Augenblick hatte sie ganz genau gewusst, was sie tun würde. Doch jetzt, da der Moment gekommen war, und sie einen ganzen Bund Schlüssel in der Tasche hatte, von denen ganz gewiss einer die Tür, und ein anderer den Schreibtisch öffnen würde, verließ sie plötzlich der Mut.

Sollte sie das wirklich tun?

Wollte sie wirklich wissen, was in diesem Schreibtisch verschlossen war?

Sie wusste die Antwort auf diese Fragen: Durchsuchte sie den Schreibtisch nicht, würden diese Fragen in ihrem Inneren brodeln, bis sie nicht nur ihre Gesundheit zerstört hätten, sondern auch ihre Ehe. Deshalb zog sie entschlossen den Schlüsselbund aus ihrer Handtasche und begann einen Schlüssel auszuwählen, der passen könnte.

Beim dritten Versuch klappte es bereits. Das Schloss

schnappte auf, sie drehte den Türgriff und schob die Tür auf. Auf der Türschwelle blieb sie stehen und ließ den Blick durch den düsteren Raum wandern. Eine böse Vorahnung beschlich sie, ein Angstgefühl, das sich tief in ihr einnistete. *Es ist nur ein Fotoalbum*, beschwichtigte sie sich. *Das kann mir doch nichts anhaben*. Doch noch während sie ihre Bedenken zu zerstreuen versuchte, wurde der Drang, umzukehren – die Tür zu schließen und abzusperren und sich von allem fernzuhalten, was in dem Schreibtisch verborgen sein mochte – beinahe überwältigend. Ihre Finger schlossen sich um den Türkнопf, als wollte sie ihre eigene Stärke testen, doch dann stieß sie die Tür hinter sich zu und machte das Licht an.

Obwohl der Kristalllüster ein helles Licht verbreitete, das die Schatten auch aus den dunkelsten Ecken vertrieb, trug das nichts dazu bei, die düsteren Ahnungen zu zerstreuen, die Caroline beim Anblick des Schreibtischs ihres Mannes befielen.

Es ist doch nur ein Schreibtisch, sagte sie sich. *In dem wahrscheinlich gar nichts Besonderes verborgen ist*.

Sie schritt darauf zu, ganz langsam, als sähe sie sich einem angriffslustigen Tier gegenüber, dann setzte sie sich vorsichtig auf die Kante des abgenutzten Lederstuhls, dessen Polsterung so alt aussah wie der Schreibtisch.

Nacheinander zog sie an den Schubladen.

Noch immer waren alle verschlossen.

Tu es einfach, ermunterte sie sich. Bring es hinter dich.

Nachdem sie sich mit einem tiefen Atemzug gewappnet hatte, schob sie verschiedene Schlüssel in das Schloss der breiten Mittellade.

Keiner passte.

Und dann, beim dreizehnten Versuch, ließ sich das Schloss öffnen. *Reiner Zufall*, beruhigte sich Caroline. *An dieser Zahl ist überhaupt nichts dran. Alles purer Aberglaube*.

Sie zog die Schublade auf. Und da lag es – ein Fotoalbum, so

dick, dass es gerade eben in die Lade passte. Und es sah genauso aus, wie Ryan es beschrieben hatte. Ihre Hände zitterten, als sie das Album herausnahm, auf den Schreibtisch legte und aufklappte.

Und auf eine Fotografie von Tony starrte.

Es war eine dieser alten Sepia-Aufnahmen und zeigte Tony – vielleicht zehn Jahre jünger als heute – in einem weißen Hemd mit hohem weißem Kragen und einem sehr auf Figur geschnittenen Anzug. Das Haar war in der Mitte gescheitelt, wie es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Mode war, doch abgesehen von der Frisur und der Kleidung war es zweifellos Tony; die gleichen scharfen Gesichtszüge, der Schwung seiner Augenbrauen, die Nasenflügel und die Form seiner Oberlippe – all das war Tony. Carolines erster Gedanke war, dass dieses Bild in irgendeinem Vergnügungspark aufgenommen worden sein musste – Disney World oder Knott's Berry Farm, wo es viele Buden gab, die die Leute in Großvaterklamotten und altmodischem Ambiente fotografierten. Doch als sie sich das Bild genauer ansah, bemerkte sie die Sprünge in der Oberfläche, die vergilbten Kanten des dicken Fotokartons. Wenn es aber tatsächlich so alt war, wie es aussah, wie konnte das Foto dann Tony zeigen? Verwirrt runzelte sie die Stirn und konzentrierte sich wieder auf die abgebildete Person.

Der Mann, der ihrem Ehemann so ähnlich sah, dass er sein Zwillingbruder sein könnte, stand vis-a-vis einer Baustelle, und obwohl der Hintergrund sehr unscharf war, konnte Caroline ein Baugerüst erkennen.

Sie knipste die Schreibtischlampe an und beugte sich tiefer über das Foto. Und dann, noch bevor ihr die Wahrheit dämmerte, spürte sie, wie sich in ihrem Magen ein Knoten bildete. Das Gebäude auf dem Foto – das sich noch im Bau befand – war das Rockwell. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, als sie wie hypnotisiert auf das Bild starrte und sich einzureden versuchte, dass sie sich täuschte, dass hier irgendwie ein Fehler

vorliegen musste. Und dennoch hatte sie eindeutig das Rockwell vor sich, dessen untere Etagen deutlich hinter dem Baugerüst erkennbar waren. Und da waren auch die große Flügeltür und die drei Stufen. Die Fenster der zweiten und dritten Etage sahen exakt so aus wie vor wenigen Minuten, als sie auf der anderen Straßenseite gestanden und sie mit dem komischen Gefühl angestarrt hatte, dass sich etwas an dem Gebäude verändert hatte.

Und jetzt sah sie dieses Gebäude, bevor es noch fertig gestellt war, und ein Mann, der offensichtlich ihr Ehemann war, stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite, beinahe an der gleichen Stelle wie vorhin sie selbst.

Aber der Mann auf der Fotografie konnte unmöglich Tony sein – das Gebäude war Ende 1870 erbaut worden, noch vor dem Dakota ein paar Straßenecken weiter.

Dann konnte es sich nur um Tonys Großvater handeln – oder seinen Urgroßvater. Aber war es möglich, dass Tonys Familie seit dem Tag, als dieses Gebäude fertig gestellt wurde, hier lebte? Langsam blätterte sie weiter, und mit jeder Seite wuchs ihre Verwirrung. Ein gutes Dutzend Aufnahmen zeigten Tony, allein auf einigen, auf anderen in einer Gruppe mit einigen Leuten. Auf zwei Bildern war er neben einer Frau zu sehen, die Melanie Shackelforth so unglaublich ähnlich sah, dass Caroline Ryans Verblüffung gut verstehen konnte. Sie blätterte weiter, und nach dem ersten Viertel änderten sich die Bilder dann.

Nun trugen die Frauen die kurzen Röcke der zwanziger Jahre; die Männer die entsprechenden Anzüge. Auf einer Seite fand sie Bilder, die in einer der Wohnungen hier im Rockwell aufgenommen worden sein könnten: der Raum auf dem Foto zeigte die hohe Decke, die hohen Fenster und die Stuckverzierungen ihrer eigenen Wohnung, nur die Möblierung unterschied sich. Sie war überwiegend im Art-deco-Stil gehalten, mit ein paar wenigen Jugendstilakzenten vermischt.

Die Bilder waren anscheinend auf einem Fest aufgenommen

worden, in dessen Mittelpunkt zwei Kinder im Alter von Laurie und Ryan zu stehen schienen. Bei einer Aufnahme waren es nicht die Personen, die Caroline stutzig machten, sondern ein Lüster.

Denn sie war sicher, dass genau der gleiche in Virginia Estherbrooks Wohnung hing.

Ein paar Seiten weiter fand sie Aufnahmen aus den sechziger Jahren, wieder in diesem Wohnzimmer, das nun allerdings mit denselben Möbeln ausgestattet war, die noch heute in Virgies Wohnung standen. Hier war auch die Schauspielerin selbst zu sehen, hinter einem Sofa, die Arme um die Schultern zweier Kinder gelegt.

Und wieder waren diese Kinder etwa im gleichen Alter wie ihre eigenen.

Sie blätterte weiter und stieß auf eine andere Kinderparty. Diesmal mit Zwillingsjungen, einem Mädchen, das vielleicht ein Jahr älter war als die beiden, und einem anderen Mädchen, das nach Carolines Überzeugung niemand anderer sein konnte als Rebecca Mayhew, obwohl sie jünger aussah – und sehr viel gesünder – als beim letzten Mal, als Caroline sie gesehen hatte.

Die restlichen Seiten waren leer, aber Caroline blätterte sie dennoch durch, um sicherzugehen, dass sie nichts übersah. Dann ging sie das Album noch einmal aufmerksam von vorne bis hinten durch. Beim zweiten Durchsehen stachen ihr nicht nur die Aufnahmen von Menschen ins Auge, die Tony und Melanie Shackelforth so verblüffend ähnlich sahen, sondern noch etliche andere. Einige der abgelichteten Männer hätten jüngere Ausgaben von Dr. Humphries, andere Zwillingsbrüder von George Burton sein können. Auf den Bildern von der Geburtstagsparty aus der Art-deco-Ära war ein Paar zu sehen, das Alicia und Max Albion hätte sein können, nur dass die Frau in ihren Siebzigern war, und der Mann gut zehn Jahre älter.

War es möglich, dass sämtliche Wohnungen im Rockwell von einer Generation zur nächsten weitergegeben worden

waren?

Aber auch das ergab keinen Sinn – gut, es war vorstellbar, dass Max Albion seinem Vater aufs Haar glich, aber was war mit Alicia?

Außer ihre Eltern hatten auch in diesem Haus gewohnt.

War es das? War das der Grund dafür, dass die Nachbarn hier so extrem freundlich zueinander waren? Konnten das alles Sandkastenfreunde sein, die alle im selben Haus aufgewachsen waren und ihr Leben in denselben Wohnungen verbrachten wie ihre Eltern und Großeltern? Und plötzlich kam ihr eine Idee. Es gab eine Möglichkeit, das herauszufinden; das Liegenschaftsamt. Brad war dort etliche Male im Auftrag von Kunden gewesen, um Nachforschungen über frühere Besitzer eines Grundstücks anzustellen. Genau, das war es!

Sie legte das Album zurück in die Schublade und verschloss diese wieder. Dann wandte sie sich den drei Schubladen auf der rechten Seite zu. In der oberen stieß sie auf ein Scheckbuch, das sie spontan aufklappte und an den Abschnitten erkannte, dass nur einige wenige Schecks ausgestellt worden waren – die meisten davon wiesen das Biddle Institut als Begünstigten aus.

In der zweiten Lade fand sie ein halbes Dutzend Umschläge von einem Fotolabor am Broadway. Neugierig zog sie einen Packen Bilder aus dem Obersten. Das erste Foto zeigte eine Gruppe Kinder, und im Hintergrund erkannte sie einen der Käfige vom Central Park Zoo. Auf dem nächsten Foto wieder die gleiche Kindergruppe, vor einem anderen Käfig. Auch die anderen Bilder dieses Stapels zeigten diese Kinder, manchmal ein halbes Dutzend von ihnen, manchmal in einer Zweier- oder Dreiergruppe. Und keines der Bilder wirkte gestellt; die Kinder hatten anscheinend gar nicht gemerkt, dass sie fotografiert wurden.

Sie überprüfte die Rückseite der Bilder, fand aber keine Kommentare, wer die Kinder waren oder aus welchem Jahr die

Bilder stammten. Beim Durchsehen der letzten Aufnahmen fiel ihr ein Mädchen auf; ein Mädchen mit langen blonden Haaren, die ein herzförmiges Gesicht mit blauen, boshaft glitzernden Augen umrahmten.

Auf dem letzten Bild des Stapels war das Mädchen mit drei anderen zu sehen, doch diesmal war ihr Kopf mit einem schwarzen Marker eingerahmt.

Als hätte man sie ausgewählt.

Aber wofür?

Und plötzlich überfiel sie wie aus heiterem Himmel die Erinnerung an die Nacht, als Laurie so geschrien, und Tony nicht neben ihr im Bett gelegen hatte. Und an den schrecklichen Gedanken, der ihr durch den Kopf geschossen war, als Laurie ihr von ihrem Traum erzählte.

Der Traum, in dem Leute in ihrem Zimmer waren und sie begripscht hatten.

Nein!, sagte sie laut zu sich. *Das ist etwas anderes! Es muss etwas anderes sein!* Sie versuchte den Gedanken zu vertreiben, aber er klammerte sich an ihr Bewusstsein wie eine Klette und grub sich immer tiefer in ihre Gedankenwelt. Sie schob die Bilder in den Umschlag zurück und legte diese zurück in die Schublade.

Ein Teil von ihr – ein winziger Teil – wollte die Lade zuschieben, abschließen und das Zimmer verlassen. Doch noch während sie ihrer inneren Stimme lauschte, griff sie nach dem nächsten Umschlag und überflog die Bilder.

Noch mehr Kinder.

Andere Kinder.

Als sie die Bilder in den übrigen Umschlägen betrachtete, entdeckte sie eine Gemeinsamkeit: Die Kinder waren alle ungefähr im gleichen Alter – zwischen zehn und zwölf Jahre.

Die eingekreisten Gesichter – vielleicht fünf in den ersten vier Umschlägen – ähnelten sich. Die drei Mädchen waren alle blond und hatten blaue Augen; die Jungs braune Augen und

dunkles Haar.

Wie Laurie und Ryan.

Auch diesen schrecklichen Gedanken versuchte sie zu verscheuchen, doch inzwischen hatte die Angst ihre Klauen in ihren Magen geschlagen, und ihr brach am ganzen Körper der kalte Schweiß aus. Wieder wollte sie die restlichen Bilder zurücklegen; und wieder schlug dieser Versuch fehl.

Es war nur noch ein Umschlag übrig, und als sie den aufklappte, zitterten ihre Hände so sehr, dass die Fotos ihr aus den Fingern glitten und auf Tonys Schreibtisch flatterten. Mit angehaltenem Atem starrte sie auf die Bilder herab, überzeugt davon, dass ihre Augen ihr einen Streich spielten, dass das, was sie sah, nicht wahr sein konnte.

Die auf dem Schreibtisch verstreuten Fotos waren, wie alle anderen auch, im Central Park aufgenommen.

Nur wusste sie diesmal genau, wer die Kinder darauf waren: Ryan und Laurie.

Sie hatte diese Bilder noch nie gesehen und konnte sich auch nicht erinnern, sie gemacht zu haben.

Es waren etliche Schnappschüsse von Ryan auf dem Baseballfeld dabei, wie er mit erhobenem Schläger dand oder übers Spielfeld rannte.

Zwei weitere vom Fußballtraining.

Und ein halbes Dutzend, wie er zusammen mit ein paar Freunden ausgestreckt auf einer Wiese lag.

Die anderen Fotos zeigten Laurie. Auf einem saß sie mit Caroline im Park auf einer Bank; auf einem anderen war sie mit Freundinnen beim Seilhüpfen zu sehen. Caroline erkannte Amber Blaisdell und einige andere Mädchen von der Elliott Academy wieder.

Wo kamen diese Fotos her?

Wann wurden sie aufgenommen.

Und als sie sich erinnerte, dass Laurie seit mindestens einem Jahr nicht mehr mit ihrem Springseil gespielt hatte, stockte ihr

das Blut in den Adern. Das letzte Mal, als sie mit Amber zum Seilspringen im Park gewesen war, lag gut ein Jahr zurück.

Monate bevor sie Tony überhaupt kennen gelernt hatte.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Alles reiner Zufall – es musste Zufall sein. Tony hatte eine Menge Kinder im Park fotografiert. Dutzende! Warum sollten da nicht auch Laurie und Ryan darunter sein?

Aber warum hatte er ihr das nie erzählt? Ihr diese Bilder nie gezeigt? Ein Begriff kam ihr in den Sinn, ein hässliches Wort: Pädophilie. Doch den verscheuchte sie ganz schnell und suchte nach einer anderen Erklärung – irgendeiner!

Er hatte die Bilder vergessen. Genau, das war es! Er hatte so viele Aufnahmen von Kindern gemacht, dass er sich einfach nicht mehr daran erinnerte, dass auch Bilder von Ryan und Laurie darunter waren. Er –

Caroline erstarrte, als sie hörte, wie der Türkopf gedreht wurde. Einen Moment später hörte sie die eine Türangel quietschen, als die Tür aufgeschoben wurde.

Erwischt! Und der Schlüssel steckte noch im Schloss der Schreibtischlade.

Erwischt, mit der Lade herausgezogen und den Fotos auf dem Schreibtisch verstreut. Dann, inmitten der Stille, hörte sie eine Stimme.

Aber nicht Tonys Stimme – Ryans Stimme.

»Er kommt, Mom! Ich habe ihn unten auf der Straße gehen sehen.«

Ohne sich mit Worten aufzuhalten, schob Caroline die Fotos zusammen, steckte sie in ihren Umschlag und legte diesen zusammen mit den anderen in die Schublade zurück. Sie sperrte sie wieder ab, folgte Ryan aus dem Arbeitszimmer, zog die Tür zu und wollte abschließen.

»Schau mal, ob der Aufzug schon hochkommt«, rief sie Ryan zu, als sie den Schlüssel aus dem Schloss zog.

Der zweite Schlüssel passte nicht, ebenso wenig der dritte,

und plötzlich stieß Ryan die Wohnungstür zu und lehnte sich dagegen. »Er ist gleich da«, verkündete er mit bebender Stimme. »Mom, er kommt!« Er machte auf dem Absatz kehrt und flog förmlich die Treppe hinauf in sein Zimmer, dicht gefolgt von Chloe, die das Ganze für ein lustiges Spiel hielt. Zwei Sekunden später hörte Caroline seine Tür zuklappen. Sie zitterte dermaßen, dass sie schon fürchtete, den Schlüsselbund fallen zu lassen, wie vorhin die Bilder, während sie mit dem vierten Schlüssel hantierte, der schließlich passte und sich umdrehen ließ.

Kaum war das Schloss eingeschnappt, zog Caroline den Schlüssel heraus, warf den Bund in die Tasche und schaffte es gerade noch, sich ein paar Schritte vom Arbeitszimmer zu entfernen, als die Wohnungstür aufging und Tony in die Diele trat. Oben hörte sie Chloe leise bellen.

Caroline und Tonys Blicke trafen sich, und sie hatte den Eindruck, für den Bruchteil einer Sekunde Zorn in seinen Augen aufflackern gesehen zu haben. Doch schon im nächsten Moment füllten sich seine Augen mit Besorgnis, und sie war sich nicht mehr sicher, ob sie sich nicht getäuscht hatte.

»Liebling, was hast du denn? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

Ihr Haut war noch feucht von dem kalten Schweiß, der ihr im Arbeitszimmer ausgebrochen war. »Ich glaube, mich hat die gleiche Erkältung erwischt wie Laurie«, sagte sie. »Deshalb bin ich auch früher heimgekommen.«

»Dann sieh mal zu, dass du ins Bett kommst«, sagte Tony mitfühlend. »Ich wusste doch, dass du heute nicht zur Arbeit hättest gehen sollen. Und allmählich überlege ich, ob du diesen Job nicht überhaupt ganz aufgeben solltest.« Er geleitete sie schon die Treppe hinauf. »Ich mache dir jetzt eine schöne Tasse Tee mit Honig und Zitrone und dann rufe ich Dr. Humphries an.«

Unsicher, wie sie reagieren sollte, ließ sich Caroline von

Tony in ihr gemeinsames Schlafzimmer bringen und zog ihr Nachthemd an. Es war wohl besser, ihn glauben zu lassen, dass sie krank sei, als ihm zu erklären, warum sie früher von der Arbeit heimgekommen war.

Dann, während sie ins Bett kroch, kam ihr ein anderer Gedanke: Als Tony heute Morgen die Wohnung verlassen hatte, musste er geglaubt haben, dass Melanie Shackleforth auf Ryan aufpassen würde. Doch jetzt beim Nachhausekommen war er kein bisschen überrascht gewesen, statt Melanie sie selbst anzutreffen.

Demnach musste er von der Änderung gewusst haben.

Und war nach Hause gekommen.

Aber warum? Um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war?

Oder um herauszufinden, was sie trieb?

29. Kapitel

Frank Oberholzer biss achtlos in sein Pastrami-Sandwich, kümmerte sich nicht um den Klecks Senf an seinem Kinn und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, um während des Kauens gedankenverloren an die Decke zu starren. Was auf seinem Schreibtisch für einen Außenstehenden wie ein heilloses Chaos wirken musste, waren die ersten Ergebnisse im Mordfall Andrea Costanza: Aufnahmen vom Tatort, Untersuchungsberichte des Gerichtsmediziners und des forensischen Labors, Aufstellungen aller in Andreas Wohnung gefundener Gegenstände und natürlich die Dinge, die Oberholzer persönlich aus ihrer Wohnung mitgenommen hatte: Costanzas Tagesplaner, ihr Adressbuch und der Laptop.

Die pathologische Untersuchung setzte die Tatzeit zwischen Freitagabend sechs Uhr und Samstagmittag zwölf Uhr an, was wissenschaftlich sicher korrekt, für Oberholzer jedoch Unsinn war. Angesichts des Tathergangs war es seiner Ansicht nach viel wahrscheinlicher, dass die Frau zwischen neun Uhr abends und zwei Uhr morgens ermordet worden war. Die Stunden zuvor schloss er aus, weil es da noch nicht dunkel war. Wenn der Mörder auch nur halbwegs klar im Kopf war – was die meisten Oberholzers Erfahrung nach tatsächlich waren –, hatte er gewiss gewartet, bis etwaige Neugierige aus den gegenüberliegenden Häusern nur dann etwas in Costanzas Apartment sehen konnten, wenn sie bei sich alle Lichter ausmachten und die Vorhänge aufzögen. Keine hundertprozentige Garantie freilich, nicht gesehen zu werden, doch immer noch sicherer, als am helllichten Tag auf Feuerleitern herumzuturnen. Er hatte sich vielleicht auch überlegt, dass Costanza um zwei Uhr morgens bestimmt schon im Bett gelegen und nicht als leichtes Ziel auf dem Sofa gesessen hätte. Am wahrscheinlichsten erschien es ihm, dass die Tat zwischen neun und zehn Uhr

stattgefunden hatte, da der einzige vernünftige Zugang zur Feuerleiter über das Dach führte, zumal die Leiter, die vom zweiten Stockwerk nach unten auf die Straße führte, weder bewegt noch betreten worden war, und der einzige Zugang zum Dach durch das Gebäude führte. Nachdem am Samstagabend im vierten Stock eine große Party stattgefunden hatte, war es für den Mörder sicherlich ein Leichtes gewesen, bei verschiedenen Leuten zu klingeln und abzuwarten, dass irgendjemand auf den Türöffner drückte. Zumal der Gastgeber der Party bereits erklärt hatte, zwischen acht und neun Uhr abends mindestens einem Dutzend Leuten aufgemacht zu haben, ohne genau zu wissen, wer sie waren. Oberholzer hielt es daher für wahrscheinlich, dass einer von ihnen statt auf die Party hinauf aufs Dach gegangen war.

Nun hatte er noch mindestens ein Dutzend Leute zu befragen, ob sie jemanden im Haus gesehen hätten, der nicht auf dieser Party gewesen war. Die Erfolgchancen lagen seiner Schätzung nach bei eins zu zehn, doch er wusste, dass er sich diese Mühe machen musste.

Kurz vor Mittag hatte er Costanzas Büro einen Besuch abgestattet und jeden befragt, der dort arbeitete. Die einzige Person, die etwas mit der Sache zu tun haben könnte, so seine erste Vermutung, war Andreas Schreibtischnachbar, doch je länger er sich mit ihm unterhielt – der Mann hieß Rosenberg –, desto weniger überzeugt war er. Der Typ hatte Costanza gemocht, aber Oberholzer konnte keinerlei Anhaltspunkte dafür finden, dass ihre Beziehung über die übliche Kollegen-Freundschaft hinausgegangen war. Ab und an ein gemeinsames Abendessen, aber das war's auch schon.

»Was ist mit diesem Humphries?«, hatte der Detective Rosenberg im Laufe des Gesprächs gefragt. »Irgendeine Ahnung, worum es bei diesem Termin ging?«

Rosenberg hatte eifrig genickt. »Sie hat ihn wegen einem ihrer Pflöglinge aufgesucht – ein kleines Mädchen, das jetzt im

Rockwell lebt.«

»Pflegeeltern im Rockwell? Manche Kids haben wirklich Glück, hm?«

Zu Oberholzers Überraschung hatte Rosenberg den Kopf geschüttelt: »Andrea hat sich große Sorgen um das Mädchen gemacht und wollte sich einmal mit ihrem Arzt unterhalten, der zufällig auch im Rockwell wohnt. Und dieser Herr war nicht sehr zugänglich gewesen.« Während Frank Oberholzer schweigend zuhörte und sich ein paar Notizen machte, wiederholte Rosenberg das Gespräch, das er mit Dr. Humphries am Montagvormittag geführt hatte.

»Und, was denken Sie?«, fragte der Detective Rosenberg, als dieser zum Ende gekommen war. »Hat er sich angehört, als wäre er empört darüber, dass Costanza Einsicht in die Krankengeschichte des Mädchens nehmen wollte?«

»Nicht direkt«, meinte Rosenberg. »Es klang eher so, als wollte er sichergehen, dass alles seine Ordnung habe, ehe er jemandem Einsicht in eine Patientenakte gewährte. Und er hat Recht damit – man könnte ihn verklagen, wenn er das ohne Beschluss täte.« Er hielt inne, und Oberholzer wusste sofort, dass da noch etwas anderes war.

»Und, was noch?«, drängte er.

»Das ist wahrscheinlich nicht wichtig«, antwortete Rosenberg zögernd. »Aber Andrea mochte diesen Humphries nicht.«

Wieder hielt er inne, und wieder musste Oberholzer nachhelfen, diesmal nicht mehr so höflich: »Wollen Sie es mir erzählen, oder muss ich raten?«

Rosenberg hob abwehrend die Hände hoch. »So viel gibt es da nicht zu berichten – Andrea hielt einfach nicht viel von manchen seiner Methoden. Er ist nämlich Osteopath und Homöopath, und Andrea kann –« Er stutzte und berichtigte sich: »Andrea konnte damit nicht viel anfangen. Sie hielt, wie gesagt, nicht viel von alternativer Medizin.«

Oberholzer kratzte sich mit dem Bleistift hinterm Ohr. »Meinen Sie, sie hat ihm das gesagt?«

»Schwer zu sagen«, meinte Rosenberg unbestimmt. »Wenn ja, so hat Humphries es jedenfalls nicht erwähnt. Ihm ging es nur darum, dass Andrea die richtige Verfügung beibringt, ehe er sie die Akte der kleinen Mayhew einsehen ließe.«

Auf dem Rückweg ins Büro hatte er sich das Pastrami-Sandwich gekauft und nachdem er sich nun den Rest in den Mund gestopft hatte, kramte er in dem Durcheinander auf seinem Schreibtisch nach Andrea Costanzas Adressbuch. Die Erfahrung vieler Jahre hatte ihn gelehrt, die jüngsten Einträge zuerst anzuwählen – alte Freunde brachten sich nur selten gegenseitig um, neuere Bekanntschaften hingegen konnten unbekannte Größen sein. Beim Durchblättern achtete er also auf Einträge, die neu aussahen.

Unter dem Buchstaben »E« stieß er auf einen Eintrag, der sorgfältig ausgestrichen war, mit einem dicken schwarzen Filzstift absolut unleserlich gemacht. Gut, die Jungs im Labor würden schon etwas zum Vorschein bringen, wenn es darauf ankäme. Auf der nächsten Seite dann ein neuer Eintrag, Caroline Fleming betreffend, mit einer Privatnummer und einer, vor der »Laden« stand.

Stutzig geworden griff er nach dem Tagesplaner und blätterte ihn durch, bis er zu dem Blatt kam, auf dem »Carolines Hochzeit« notiert stand.

Demnach war Caroline also keine neue Freundin – es handelte sich nur um einen neuen Eintrag mit dem neuen Nachnamen einer alten Freundin.

Noch einmal ging er das Adressbuch von A bis Z durch, aber außer Caroline Flemings Name fiel ihm kein neuer Eintrag auf; die einzigen Ergänzungen, die neueren Datums zu sein schienen, waren zusätzliche Telefonnummern oder E-Mail-Adressen. Da ihm beim Durchblättern das Gespräch mit Nathan Rosenberg nicht aus dem Kopf ging, nahm er die

Gelben Seiten zur Hand und suchte und fand schließlich einen Dr. Humphries.

Nach dem vierten Klingeln schaltete sich der Anrufbeantworter ein. »Ich werde ab zwei Uhr wieder in der Praxis zugegen sein«, informierte ihn eine tiefe Stimme. »Wenn Sie Ihre Telefonnummer hinterlassen möchten, werde ich Ihren Anruf umgehend retournieren.« Oberholzer entschied, dass er das nicht mochte, legte auf und nahm sich wieder das Adressbuch vor. Er hatte beschlossen, jede dort verzeichnete Telefonnummer anzurufen, musste aber ständig an die Mitteilung denken, die er eben am Telefon gehört hatte. »... in der Praxis zugegen sein ... den Anruf retournieren«. Die Ausdrucksweise klang sonderbar gestelzt, und die Stimme – jedenfalls in Oberholzers Ohr – recht arrogant.

Na und?

Waren nicht viele Ärzte arrogant? Wenn nun aber Andrea Costanza diesen piekfein klingenden Doktor entweder bezüglich seiner Fähigkeiten oder seiner Weigerung, sie Einsicht in eine Patientenakte nehmen zu lassen, kritisiert hatte, wie mochte dieser darauf reagiert haben?

Spontan beschloss Oberholzer, sich mit dem Doktor persönlich, statt am Telefon zu unterhalten, und gab das Adressbuch an den neuesten Zuwachs in seiner Dienststelle weiter, an Maria Hernandez, die gerade erst im letzten Monat zum Detective ernannt worden war. »Fangen Sie schon mal an, diese Leute durchzutelefonieren«, sagte er. »Und versuchen Sie herauszufinden, wer von denen Andrea Costanza nicht ganz wohl gesonnen war. Sie sind eine Frau – Gerüchte aufzuschnappen dürfte für Sie doch bestimmt kein Problem sein.« Damit drehte er sich um und verließ das Büro, anscheinend blind für den giftigen Blick, den Maria Hernandez ihm zugeworfen hatte.

Ganz allmählich tauchte Caroline aus tiefem Schlaf in den

Wachzustand. Ihr Kopf fühlte sich an wie mit Watte gefüllt, und hinter den Lidern wirbelten seltsame Traumbilder umher. Tony war da und Virginia Estherbrook und Melanie Shackleforth und auch all die anderen Nachbarn. Aber sie sahen so komisch aus in den altmodischen Kleidern – und jünger, als sie tatsächlich waren.

Und dann, als sich der Nebel in ihrem Kopf ein wenig lichtete, dämmerte ihr, was passiert war. Das war keineswegs ein Traum gewesen, nein, sie war in Tonys Arbeitszimmer gewesen, hatte seinen Schreibtisch durchsucht und –

Beinahe hätte er sie dabei erwischt!

Die Erinnerung an die Panik, als sie die Tür zum Arbeitszimmer nicht hatte abschließen können, wo ihr Mann schon auf dem Weg zur Wohnungstür war, jagte ihr noch nachträglich einen eiskalten Schauer über den Rücken, dass sie sich unwillkürlich tiefer in die Wärme des Betts kuschelte.

Aber warum hatte sie sich so vor ihm gefürchtet? Sie hatte doch nur Bilder von Nachbarn gefunden. Dann, als sich auch die letzten Nebelschwaden lüfteten, fielen ihr die anderen Fotos wieder ein – die Fotos von Kindern, sogar von *ihren* Kindern. Und bei manchen war das Gesicht mit einem Kreis markiert gewesen, so als hätte man sie ausgewählt.

Ausgewählt – wofür?

Auf diese Frage gab es eine nahe liegende Antwort: Tony war ein Perverser.

Konnte das wirklich sein?

Hatte sie einen Kinderschänder geheiratet und ihre Kinder – Brads Kinder – in seine Wohnung gebracht?

Hasste Ryan Tony deshalb so sehr – weil er schon längst gespürt hatte, dass mit ihm was nicht stimmte? Nein, das konnte es auch nicht sein. Ryans Abneigung gegen Tony war nicht plötzlich aufgetreten; sie war mit ihrer Beziehung zu Tony gewachsen, und als dieser begonnen hatte, die Stellung in Ryans Leben einzunehmen, die zuvor sein Vater innegehabt

hatte. Sicherlich war das nur der ganz normale Unwille, den jeder Junge empfand, dessen Vater von einem anderen Mann ersetzt wurde. Und mit Laurie war es ganz anders – sie mochte Tony und hatte nie so etwas wie Angst vor ihm erkennen lassen. Vielleicht täuschte sie sich auch.

Vielleicht hatten diese Fotos gar nichts zu bedeuten.

Sie klammerte sich an den schwachen Strohalm ihrer Selbstzweifel, fürchtete, in dem Meer an Fragen zu ertrinken, die der Inhalt des Schreibtischs über den Mann aufgeworfen hatte, den sie geheiratet hatte.

Oder sollte sie vielleicht gar nicht nach Antworten suchen? Sollte sie nicht vielmehr das Nötigste zusammenpacken und mit den Kindern von hier verschwinden?

Die Kinder!

Wo waren sie?

Wie spät war es?

Sie wollte sich aufsetzen, doch sofort befiel sie ein so arger Schwindel, dass sie zurück in ihre Kissen sank und die Augen schloss. Was war nur mit ihr passiert?

War sie krank?

Verschwommen erinnerte sie sich an die Notlüge, die sie Tony aufgetischt hatte, als er sie in der Diele überrascht hatte, schweißgebadet und kreidebleich. Grippe – das hatte sie als Entschuldigung vorgebracht.

Und er hatte Dr. Humphries geholt.

Sie hatte zwar versucht, dagegen zu protestieren, doch Tony bestand darauf, und da sie schon so tief in ihrer Lügengeschichte drinsteckte, konnte sie sich schlecht weigern. Dr. Humphries war gekommen und hatte seine schwarze Tasche mitgebracht, ihre Temperatur und den Puls gemessen und sie beruhigt. »Kein Grund zur Sorge. Ihr Puls ist ein wenig erhöht, aber Sie haben keine Temperatur. Doch sicher ist sicher.« Er hatte in seiner Tasche gekramt und das entsprechende Medikament gefunden – eine kleine Glasviole mit weißen

Kügelchen, die sie unter der Zunge zergehen lassen sollte. Sie hatte sich mit dem Vorsatz zurückgelegt, noch ein paar Minuten im Bett zu bleiben, dann aufzustehen und zu behaupten, dass Dr. Humphries Recht gehabt hatte und sie sich nach den Pillen schon wieder viel besser fühle. Nur war sie anscheinend eingeschlafen und jetzt, da sie aufgewacht war, fühlte sie sich überhaupt nicht besser. Noch einmal versuchte sie sich aufzusetzen, und wieder drehte sich alles um sie herum. Sie war entschlossen, dagegen anzukämpfen, doch als eine Welle der Übelkeit über ihr zusammenschlug, nachdem sie die Beine aus dem Bett geschwungen hatte, gab sie endgültig auf, ließ sich leise stöhnend wieder in die Kissen fallen, rollte sich auf die Seite und wartete, dass die Übelkeit vorüberginge.

Irgendwann fühlte sie sich in der Lage, einen Blick auf die Uhr zu werfen.

Beinahe vier – sie hatte Stunden geschlafen!

Und die Kinder?

»Laurie? Ryan?«, rief sie, doch ihre Stimme war so schwach, dass sie unmöglich bis hinaus in den Flur reichte.

Als sie sich aufsetzte, überfiel sie prompt dieser Schwindel, und auch die Übelkeit setzte wieder ein. Doch diesmal machte sie keinen Rückzieher, und nach einer Weile gelang es ihr tatsächlich aufzustehen. Sie machte einen unsicheren Schritt Richtung Tür, aber schon beim nächsten hatte der Schwindel sie eingeholt, und wenn sie sich nicht rasch am Nachttisch festgehalten hätte, wäre sie umgefallen. Doch da sie wild entschlossen war, nicht nachzugeben, blieb sie stehen und wartete, bis der Anfall vorüber war. Als sie sich dann stark genug fühlte, tappte sie ganz langsam zur Tür.

Ihre Hand fand den Kristallknopf, drehte ihn und zog die Tür auf. Sie trat hinaus in den Flur. Von unten drang Tonys Stimme herauf.

»Wenn Sie morgen noch einmal anrufen würden«, hörte sie

ihn sagen. »Ich weiß, dass meine Frau gern mit Ihnen sprechen würde, aber sie fühlt sich heute nicht besonders und schläft gerade.«

»Ich schlafe ni–«, begann sie mit schwacher, kaum hörbarer Stimme, doch ehe sie den Satz beenden konnte, wurde ihr so übel, dass sie sich am Treppengeländer festhalten musste, um nicht zusammenzubrechen.

»Ich werde es ihr ausrichten«, sagte Tony.

»Tony?«, rief sie, nachdem er unten in der Diele den Hörer aufgelegt hatte.

Eine Sekunde später erschien er auf dem Treppenabsatz und spähte zu ihr hinauf. »Liebling, was machst du denn da? Du solltest doch im Bett liegen!« Zwei Stufen auf einmal eilte er die Treppe hinauf.

»Wer war das?«, fragte Caroline, als Tony den Arm um ihre Schultern legte und sie zurück ins Schlafzimmer führte.

Tony zögerte nur einen Augenblick. »Jemand von der Polizei. Ihr Name war Hernandez, glaube ich. Sie wollte mit dir über Andrea Costanza sprechen.«

»Das hättest du mir sagen sollen«, meinte Caroline, als sie sich von Tony wieder ins Bett bringen ließ.

»Sie wird morgen früh noch einmal anrufen.«

»Aber –«

»Kein Aber«, tadelte Tony sie mit gespielterm Ernst. »Sag, wie fühlst du dich? Geht es dir besser?«

Carolines Verstand raste, während sie seine Miene nach einem Anzeichen dafür absuchte, dass er von ihrem Erkundungszug wusste, aber sie konnte nichts als Sorge in seinem Blick entdecken. *Spiel weiter*, ermahnte sie sich.

»Ich ... ich glaube«, stammelte sie, obwohl es ihr viel schlechter ging als am Morgen vor Dr. Humphries' Visite. Und plötzlich kam ihr ein neuer Gedanke. War das wirklich eine Arznei gewesen, die er ihr gegeben hatte, oder eine Droge? Aber warum sollte er so was tun? Nein – es musste so sein,

dass sie sich Lauries Grippe eingefangen hatte. »Wo sind die Kinder?«, fragte sie Tony und versuchte, die Frage entgegen ihrem Gefühl ganz beiläufig klingen zu lassen.

»Ryan geht mir wie immer aus dem Weg, indem er in seinem Zimmer hockt, und Laurie ist unten. Alicia Albion hat einen Apfelkuchen gebacken, und Laurie bemüht sich redlich, sich auf ein Stück davon zu beschränken.«

»Würdest du ihr bitte sagen, dass sie mal raufkommen soll?«

Tony kniff unmerklich die Lider zusammen. »Glaubst du, das ist eine gute Idee? Nachdem sie gerade erst die gleiche Grippe hinter sich gebracht hat –«

»Sie wird sich nicht wieder anstecken«, beruhigte ihn Caroline. »Und wenn, kann das dir und Ryan auch passieren. Nein, sag ihr, sie soll zu mir kommen.«

»Wird gemacht.« Tony beugte sich über sie, hauchte ihr einen Kuss auf die linke Wange und verließ das Schlafzimmer. Kurz darauf hörte sie ihn die Treppe hinuntergehen. Ein paar Sekunden später stand Ryan in der Tür.

»Mom?«

»He«, sagte Caroline, breitete die Arme aus und gab sich Mühe, viel fröhlicher zu klingen, als sie tatsächlich war. »Komm und drück deine Mutter mal fest.«

Ryan sauste durchs Zimmer, umarmte sie und machte dann einen Schritt zurück. »Bist du wirklich krank?«, erkundigte er sich. Seine Stimme verriet ganz deutlich, dass er so seine Zweifel hatte.

Caroline nickte. »Ich fürchte ja. Heute Morgen habe ich noch gedacht, das gibt sich wieder, aber jetzt –«

»Ich wette, dieser Doktor hat dich vergiftet«, platzte Ryan heraus und verbalisierte damit denselben schrecklichen Gedanken, der ihr ein paar Minuten zuvor durch den Kopf geschossen war. Umgehend versuchte sie, wie zuvor ihre eigenen, jetzt auch seine Ängste zu zerstreuen. »Das ist das Verrückteste, das ich seit langem gehört habe. Er ist Arzt.«

»Er ist komisch«, hielt Ryan dagegen. Kurz huschte sein Blick zur Tür, und als er weitersprach, war seine Stimme nur mehr ein Wispern. »Hast du sie gesehen?« Nach kurzem Zögern beantwortete Caroline ihm seine Frage. »Siehst du!«, rief er daraufhin aus. »Ich habe nicht gelogen! Diese Frau war in dem Album und Tony auch! Also *hat* er sie doch schon vorher gekannt, nicht wahr?«

»Jetzt mal ganz ruhig«, begann Caroline. Fieberhaft suchte sie nach Worten, die seine Ängste entkräfteten, doch das gelang ihr aus dem Grund nicht, weil ihre Angst inzwischen viel größer geworden war als die seine. Sie zermarterte sich noch das Hirn nach einer einleuchtenden Antwort, als plötzlich Laurie in der Tür stand. Ihre Miene war mindestens so besorgt wie die von Tony gewesen war.

»Mom? Geht es dir besser?«

Caroline setzte sich im Bett auf. »So krank bin ich nun auch wieder nicht«, sagte sie. »Morgen früh bin ich wieder topfit.«

»Aber –«, begann Ryan, und Caroline blockte ihn mit genau den gleichen Worten ab wie Tony zuvor sie: »Kein Aber«, sagte sie. »Morgen früh bin ich wieder ganz auf dem Damm.«

Und morgen früh entscheide ich auch, was ich unternehmen werde«, setzte sie im Stillen hinzu. *Was immer hier vorgeht – eine Nacht mehr oder weniger wird nicht entscheidend sein ...*

30. Kapitel

Frank Oberholzer ignorierte das Brennen im Magen, schob sich ein weiteres Stück von seiner Enchilada in den Mund, kaute und griff dann abermals nach der Tabascosauce, mit der er seine Mahlzeit bereits schon dreimal getränkt hatte. »Du wirst noch an einem Magengeschwür zugrunde gehen und mich zur Witwe machen«, hatte ihm seine Frau tausendmal erklärt. Doch jetzt saß er allein in ihrer ehemals gemeinsamen Wohnung an der 118. Straße, und sie lag in New Jersey auf dem Friedhof. Vielleicht hätte er ihr wegen ihres Zigarettenkonsums stärker ins Gewissen reden sollen, aber andererseits – he, das war ihr Leben gewesen. Nun waren die Enchiladas – die Mikrowellenausgabe, die gar nicht so schlecht schmeckte, wenn man sie mit genügend Tabasco würzte – nahezu seine allabendliche Gesellschaft. Enchiladas und die Akten des jeweiligen Falles, an dem er gerade arbeitete. Manchmal fragte er sich, warum er die Wohnung überhaupt noch hielt. Im Bereitschaftsraum des Dezernats gab es auch ein Mikrowellengerät, und meistens war eine der Zellen frei, auf deren Pritschen er fast genauso gut schlief wie in seinem eigenen Bett. Er schob sich noch eine Portion in den Mund und machte sich dann daran, den Bericht durchzugehen, den Maria Hernadez für ihn getippt hatte.

Für einen Neuling hatte sie sich ganz wacker geschlagen – vielleicht ein paar Fragen ausgelassen, doch im Großen und Ganzen hatte sie die Informationen beigebracht, die er brauchte: Wie gut die Personen aus dem Adressbuch Costanza kannten; wann sie sie zuletzt gesehen haben; ob sich jemand über sie geärgert hatte; und – was Oberholzer wirklich sehr interessierte – ob es einen Freund gab, einen momentanen oder früheren, der zur Eifersucht neigte.

Nur sieben der Telefonnummern aus dem Buch waren nicht mehr aktuell und gehörten Teilnehmern aus anderen

Bundesstaaten. Mit den örtlichen Nummern war Costanza anscheinend sehr gewissenhaft verfahren; bei denjenigen, die Hernandez nicht erreicht hatte, hatte entweder niemand abgehoben oder sich der Anrufbeantworter eingeschaltet. Keine Einzige dieser Nummern hatte sich laut automatischer Ansage geändert oder war abgemeldet worden. Was die Leute betraf, mit denen Hernandez gesprochen hatte, waren die Antworten übereinstimmend, zumindest unter denen, die behaupteten, sie gut genug gekannt zu haben.

Demnach hatte es keinen Freund gegeben. Nach Aussage ihrer Freundinnen hatte Andrea Costanza im College und in den Jahren danach einige Bekanntschaften gehabt, doch später dann nicht mehr. Oberholzer, der zwischen den Zeilen lesen konnte, sah seinen Eindruck von Costanzas Wohnung bestätigt: Andrea Costanza war auf dem besten Weg, eine Katzenfreundin zu werden. Und Katzenfreundinnen waren gemeinhin harmlos.

Nachdem er den inzwischen kalt gewordenen Rest seiner Enchiladas noch einmal kräftig mit Tabasco nachgewürzt hatte, nahm er sich seine Notizen zu dem Gespräch mit Dr. Humphries vor.

Ein Gespräch, bei dem er nicht viel Neues erfahren, jedoch von der ersten Sekunde an nur den Wunsch gehabt hatte, die Wohnung schnellstens wieder verlassen zu können. Seit seiner Kindheit kannte er dieses Gebäude, das wie eine alte aufgetakelte Vettel über den Central Park wachte und längst vergangenen Zeiten nachtrauerte. Nie hatte er verstanden, was an diesem alten Gemäuer exklusiv sein sollte, und sich stets gewundert, dass überhaupt jemand darin wohnen wollte. Von außen hatte er das Gebäude immer als finster empfunden, und nachdem er es nun erstmals von innen gesehen hatte, fand er seinen Eindruck nur bestätigt. Die Eingangshalle war offensichtlich seit der Fertigstellung des Gebäudes nicht mehr renoviert worden, und hätte Oberholzer es nicht besser

gewusst, hätte er Stein und Bein geschworen, dass der Portier schon seit hundert Jahren in seiner Loge saß. Der Aufzug machte ihm einen so antiquierten Eindruck, dass er tatsächlich in Erwähnung gezogen hatte, die Treppe zu nehmen.

Dr. Theodore Humphries hatte ziemlich genau Oberholzers Erwartungen entsprochen – er war zwar nicht ganz so alt wie das Wohnhaus, hatte aber seine Jugend schon lange hinter sich gelassen. Sein ergrauendes Haar wurde schütter, und sein Anzug war mindestens so antiquiert wie die Einrichtung. Dazu passte jedoch die Sprechweise des Arztes. Als Oberholzer ihm den Grund seines Besuchs erklärt hatte, hatte Humphries genickt und die Lippen zu einem sparsamen Lächeln verzogen. »Ich kann nicht behaupten, dass mich Ihr Besuch überrascht, bin ich doch wahrscheinlich derjenige, der, wie Sie sagen, ›das Opfer als *Letzter* lebend gesehen hat‹. Zudem war mein Gespräch mit Miss Costanza nicht gerade fruchtbar. Genauer gesagt, es war es ziemlich unerfreulich.«

Seine Zusammenfassung des Gesprächs mit Andrea Costanza deckte sich nahezu mit der von Nathan Rosenberg. »Ich bin sowohl Osteopath als auch Homöopath, was mich in den Augen einiger Menschen zum Quacksalber abstempelt«, seufzte er zum Schluss. »Aber da ich die Zulassung besitze, im Staat New York zu praktizieren, nehme ich an, dass der Staat hinter mir steht.«

Oberholzer hatte dem alten Arzt noch ein paar Fragen gestellt, die dieser geduldig beantwortete, und als er ihn fragte, ob er etwas dagegen hätte, wenn er mit der fraglichen Patientin ein Gespräch führte, hatte Humphries nur die Achseln gezuckt. »Dagegen Einwände zu erheben, steht mir doch nun wirklich nicht zu, oder? Ich denke, Sie müssen sich mit den Albions unterhalten, oben im siebten Stock – schließlich sind das ihre Pflegeeltern.«

Oberholzer hatte sich hinauf in die siebte Etage geschleppt, wo er auf sein Klopfen und Klingeln hin keine Antwort

erhalten und sich daraufhin notiert hatte, am nächsten Tag noch einmal nach dem Mädchen zu sehen. Nicht dass er glaubte, von dem Mädchen oder den Pflegeeltern wertvolle Hinweise bezüglich des Verbrechens an Andrea Costanza zu erhalten, zumal seine Eingeweide ihm sagten – die jetzt nicht nur von der Tabascosauce glühten, sondern auch von ein paar Jalapenos –, dass es da irgendwo einen Geliebten geben musste, der in die Sache verwickelt war. So deprimierend das Rockwell auch war, und trotz Oberholzers Ressentiments gegenüber der Art von Medizin, die Humphries praktizierte, hätte er im Augenblick seinen Kopf darauf verwettet, dass der ältliche Doktor nicht derjenige war, der nächtens auf der Feuerleiter herumgeturnt, durchs Fenster gegriffen und Andrea Costanza das Genick gebrochen hatte. So weit Oberholzer wusste, hatte Costanza Kraft ihrer Autorität darauf gedrängt, Einsicht in die Krankengeschichte des Mayhew-Mädchens zu erhalten, und Humphries hatte nicht nur das Recht auf seiner Seite, sondern hätte sich andererseits auch strafbar gemacht, wenn er einer Sozialarbeiterin diese Einsicht gewährt hätte. Solange nicht mehr dahinter steckte, als Oberholzer vermutete, war Humphries nicht sein Mann.

Mit einem lauten Rülpsen – Ergebnis des Kampfes der Jalapenos mit seiner Magensäure – nahm er sich wieder Hernandez' Bericht und die Kopie von Costanzas Adressbuch vor, um die er sie gebeten und dafür einen ihrer giftigen Blicke geerntet hatte. Sie glaubte wohl, er würde sie nicht bemerken. Doch in der reflektierenden Scheibe der Tür zum Bereitschaftsraum konnte er jede ihrer Gesten so gut sehen, als stünde er ihr gegenüber.

Sie hatte ein finsternes Gesicht gezogen, seine Bitte jedoch erfüllt, was ihr ein paar Pluspunkte in ihrer ersten Beurteilung einbringen würde. Bis dahin, so hoffte Oberholzer, würde sie vielleicht genügend Vertrauen zu ihm haben, dass sie ihn direkt anfunkelte, anstatt zu warten, bis er es ihrer Meinung nach

nicht sehen konnte.

Er griff zum Telefon und tippte die Nummer von Beverly Amondson ein, einer der Personen, die Hernandez am Nachmittag nicht hatte erreichen können. Drei waren es insgesamt gewesen, wobei ihm die Namen Amondson und Newman irgendwie bekannt vorkamen. Beverly Amondson meldete sich nach dem zweiten Klingeln und schien tief betroffen von Costanzas Tod. »Ich konnte es kaum glauben, als ich es gestern erfuhr«, erzählte sie ihm. »Wir kennen uns seit dem College, und ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wer so etwas Schreckliches getan haben könnte.« Was einen eventuellen Freund betraf, so stimmte sie mit Rosenberg und allen anderen, die Hernandez befragt hatte, überein: »Sie hatte seit Jahren keine Beziehung mehr. Und vor ein paar Monaten, als wir uns zum Mittagessen trafen, haben wir noch alle darüber gelästert.«

In Oberholzers Gedächtnis klingelte es leise, und dann fiel es ihm wieder ein. Er griff nach der Kopie von Costanzas Tagesplaner und blätterte sie rasch durch, bis er den Eintrag im Frühjahr gefunden hatte. »War das das Essen bei Cipriani?«

»Woher wissen Sie das denn?«, wollte Bev Amondson wissen und beantwortete die Frage dann selbst. »Ach, klar. Ihr Kalender, richtig? Andrea schrieb immer alles auf. Ich wette, da standen auch alle unsere Namen dabei.«

»Nur die Initialen. B sind Sie, nehme ich an. Dann waren da noch R und C.«

»Das sind Rochelle und Caroline«, ergänzte Bev.

»Und die Familiennamen?«, hakte Oberholzer nach, doch da beide Namen auch auf der Liste der Personen vermerkt waren, die Hernandez nicht erreicht hatte, wusste Oberholzer schon Bescheid.

»Newman und Fleming«, sagte Bev und bestätigte damit seine Vermutung.

Wieder dieses berühmte Klingeln, worauf er den Kalender

noch einmal durchblättert. »Ist Caroline Fleming dieselbe Caroline, die vergangenen Monat geheiratet hat?«

»Ja, ganz recht. Den tollsten Mann der Welt. Wir alle beten Tony Fleming an. Und nachdem, was ihr zugestoßen ist, freuen wir uns ganz besonders für sie.«

»Verzeihen Sie, ich kann Ihnen gerade nicht folgen«, erwiderte Oberholzer. »Caroline Fleming ist etwas zugestoßen?«

Plötzlich herrschte Schweigen am anderen Ende. »Ihr Mann. Nicht Tony – ihr erster Mann. Er –« Bev Amondson zögerte einen Moment, ehe sie zu Ende sprach. »Er wurde letztes Jahr im Central Park ermordet. Eine schreckliche Geschichte – er ist abends noch joggen gegangen, und ein Straßenräuber hat ihn ...« Sie verstummte kurz, dann fuhr sie fort: »Aber das muss ich Ihnen ja wohl nicht buchstabieren, oder?«

Jetzt klingelte es bei Oberholzer laut und deutlich. »Hieß Caroline Flemings erster Mann Brad? Brad Evans?«

»Gütiger Himmel«, flüsterte Beverly Amondson. »Woher wissen Sie das?«

»Ich bin von der Mordkommission«, gab Oberholzer zurück. »Es gehört zu meinem Job, so etwas zu wissen.«

Nachdem er kurz darauf das Gespräch beendet hatte, wandte er sich wieder dem Bericht von Maria Hernandez bezüglich des Adressbuches zu. Neben Carolines Namen stand ein Vermerk: *Krank – wird morgen zurückrufen.*

»Verzeihen Sie, Detective Hernandez«, sagte Frank Oberholzer zu seiner leeren Küche. »Aber ich glaube, die nehme ich mir persönlich vor.«

31. Kapitel

Als der Traum begann, wusste Laurie, dass sie nicht schlief. Aber trotzdem musste sie schlafen, denn wenn sie nicht schlief, wie sollte sie da träumen? Doch wenn sie schlief, wie könnte sie sich dann an den Tag erinnern? Und sie erinnerte sich genau, wusste, dass sie früh aufgestanden war und sich viel besser fühlte als am Tag zuvor; so gut, dass sie zur Schule gehen konnte.

Sie erinnerte sich, dass sie sich angezogen hatte und in die Küche hinuntergegangen war, wo Tony schon das Frühstück vorbereitet hatte. Es gab frische Muffins, die Miss Delamond gebacken hatte, und die so lecker gewesen waren, dass sie zwei davon gegessen hatte, obgleich sie wusste, dass sie das nicht sollte. Aber eigentlich war das nicht ihre Schuld, denn Tony hatte sie geradezu gedrängt, noch einen zweiten zu nehmen, hatte ihn sogar für sie aufgeschnitten, mit Butter bestrichen und auf den Grill gelegt, bis er goldbraun und so knusprig war, dass sie einfach nicht hatte widerstehen können.

Sie wusste auch noch, dass sie zur Schule gegangen war, sich kurz vor dem Mittagessen mit Amber Blaisdell getroffen und mit ihr zusammen an einem Tisch gesessen hatte – neben ihr – und Caitlin Murphy auf den Platz am anderen Ende des Tisches verbannt hatte, wo sie an ihrem ersten Schultag gelandet war.

Nach der Schule war sie nach Hause gegangen, hatte ihre Mutter krank im Bett vorgefunden und irgendwie das Gefühl gehabt, dass sie daran schuld war, obwohl ihre Mutter ihr versichert hatte, dass dem keineswegs so war.

Sie hatte mit Tony und Ryan zu Abend gegessen – der noch wütender gewesen zu sein schien als sonst – dann hatte sie ihre Hausaufgaben erledigt, war zu Bett gegangen, hatte noch eine Weile gelesen und schließlich das Licht ausgemacht, als sie die

große Uhr unten zehn schlagen hörte.

Also war sie immer noch wach – davon war sie jetzt überzeugt.

In ihrem Zimmer roch es plötzlich so komisch, und sie fühlte sich irgendwie merkwürdig. Ihr ganzer Körper war so schwer wie in den Träumen, wo einen jemand verfolgt und man weglaufen will, doch die Füße sich anfühlten, als steckten sie im Schlamm.

Sie hörte die Uhr wieder schlagen und zählte mit. Zwölf Schläge waren es.

Dann begannen die Stimmen wieder, hinter der Wand, als wären Leute in dem angrenzenden Zimmer.

Sie versuchte sich aufzusetzen, doch es gelang ihr nicht. Es war, als würde ihr Körper von einem unsichtbaren Gewicht niedergedrückt.

Sie machte den Mund auf, wollte schreien, doch ihr Mund fühlte sich an wie mit Federn gefüllt.

Die Stimmen wurden lauter, und dann nahm sie eine Bewegung neben ihrem Bett wahr. Sie wollte den Kopf drehen, in die Dunkelheit spähen, die nur von einem schwachen Lichtstrahl gebrochen wurde, der sich durch einen winzigen Spalt in der Jalousie stahl.

Ein Schatten, noch finsterer als die Dunkelheit um sie herum, schwebte über ihr.

Und einen Moment später noch einer.

Lauries Herz begann zu rasen, und wieder stieg ein Schrei ihre Kehle hoch, doch so sehr sie sich auch anstrebte, sie konnte der panischen Angst, die sie zu ersticken drohte, keine Stimme geben.

Das Wispern hörte sich jetzt an, als flatterten Tausende von Fledermäusen im Dunkeln um sie herum.

»... jung ...«

»... so süß ...«

»... weich ...«

»... zart ...«

Etwas berührte sie – ein unsichtbarer Finger drückte sanft das Fleisch ihres Oberschenkels.

Ein anderer ihren Magen.

Ein Zwicken in den Oberarm, das aber nicht wehtat.

Wieder Stimmen: »... ja, nun ist sie perfekt. Ideal ...«

Mehr Finger, die wie Maden unter ihren Rücken krochen. Den Fingern folgten Hände.

Wie viele Hände?

Sie wusste es nicht.

Zu beiden Seiten erhoben sich nun die Schattengestalten, beugten sich über sie. Dann spürte sie, wie sie hochgehoben und durch die Dunkelheit getragen wurde.

Unter ihr etwas Hartes.

Bewegung, dann ein Ruck, gefolgt von einem neuen Geräusch.

Räder, die über den Eichenboden rollten.

Hinein in noch tiefere Dunkelheit, wo die flüsternden Stimmen plötzlich hohl klangen, und ferne Echos an ihr Ohr drangen.

Auf einmal war es hell, und sie konnte die Gestalten um sich herum sehen.

Gesichter lächelten sie an – Gesichter, die sie kannte.

Melanie Shackleforth, die ihr zärtlich eine Locke aus der Stirn strich.

Helena Kensington, die welken Hände vor der Brust verschränkt, starrte sie aus leuchtenden, lebendigen Augen an, die die gleiche Farbe hatten – blau – wie die von Rebecca Mayhew.

»So hübsch«, wisperte Helena. »Viel hübscher noch als ich glaubte, als ich ihr Gesicht nur berühren konnte.« Sie beugte sich näher zu ihr und zeichnete mit einem Finger Lauries Kieferlinie nach. »Weißt du noch, Liebes? Weißt du noch, wie ich dich berührt habe?«

Laurie bekam eine Gänsehaut und wollte zurückweichen, doch es gehorchten ihr weder ihre Arme noch die Beine.

Plötzlich tauchte Irene Delamond auf und beugte sich so tief zu ihr herab, dass Laurie sich nicht von ihrem stinkenden Atem abwenden konnte. »Möchtest du noch einen Muffin, Kleines? Er wäre gut für dich ... genau wie für mich.«

Sie biss zwar die Zähne zusammen, doch die alte Frau zwängte ihr einen teigigen Klumpen in den Mund.

»Spül ihn runter, Schätzchen«, zischelte eine andere Stimme, und jetzt war auch Lavinia Delamond neben ihr, mit einem Glas in der Hand. Mit einer zitterigen Hand hob die uralte Frau Lauries Kopf an und hielt ihr mit der anderen das Glas an die Lippen.

Wehrlos wie sie war, musste es Laurie über sich ergehen lassen, dass Lavinia ihr etwas einflößte, das so süß war, dass sie sich beinahe erbrechen musste.

»Gut«, säuselte Lavinia. »Hm, das ist gut ...«

Laurie spürte, wie ihre Kehle taub wurde.

Dann fing es an.

Einer nach dem anderen wurden mehr als ein Dutzend Schläuche in Laurie eingeführt. Sie drangen durch jede Körperöffnung, und wo es keine gab, punktierten Nadeln ihre Haut, bohrten sich in jedes Organ, jede Drüse. Sie versuchte sich abzuwenden, den Kopf wegzudrehen und die Lippen zusammenzukneifen, doch es gab kein Entrinnen. Jeder Schlauch führte zu einer Art Pumpe, von der ein zweiter Schlauch wegführte. Am Ende dieser Schläuche wiederum fanden sich ebenfalls Nadeln, die in einer Vene oder direkt im Körper einer dieser ausgemergelten alten Frauen um sie herum steckten.

»Schlaf«, flüsterte eine schmeichelnde Stimme an ihr Ohr. »Schlaf süß, und wenn der Morgen graut, wird alles nur ein Traum gewesen sein.«

Als die Schläuche sich mit Flüssigkeit füllten – manche

blutrot, andere hellgelb, braun oder ekelhaft grün, wieder andere so klar wie Wasser, spürte Laurie, wie eine nie erlebte Erschöpfung sie befiel. Ihr Atem wurde ganz flach, ihr Herz begann zu rasen, und die Haut überzog sich mit eiskaltem Schweiß. Sie spürte, dass jeder Muskel in ihrem Körper erschlaffte, vor ihren Augen verschwamm alles, und die Geräusche hörten sich auf einmal so gedämpft an, als hätte ihr jemand Watte in die Ohren gestopft.

Eine eisige Kälte umhüllte sie und drang so tief in sie ein, dass ihr jeder Knochen im Leib wehtat. Als die Umgebung immer mehr vor ihren Augen verschwamm, und sich die Finsternis, die sie für den Vorboten des Todes hielt, immer schwerer auf sie legte, vernahm sie plötzlich ein neues Geräusch, undeutlich zunächst und dann immer lauter.

Seufzer.

Seufzer der Zufriedenheit, ausgestoßen von den altersschwachen Frauen, in die soeben Lauries Jugend floss.

Dann, als die Dunkelheit sie endgültig umfassen hatte, verhallten die wohligen Seufzer.

Mit schwindendem Bewusstsein ergab Laurie sich der Kälte, der Dunkelheit, der Stille.

32. Kapitel

Die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit verschwamm derartig, dass Caroline, als sie in ihrem dunklen Schlafzimmer die Augen aufschlug, nicht wusste, wo sie sich befand. War sie gefangen in der schrecklichen Erkenntnis, die sich seit dem Augenblick, als sie die Fotos ihrer Kinder in Tonys Schreibtischschublade entdeckt hatte, immer mehr verdichtet hatte, oder hatte sie sich in einem ebenso schrecklichen Albtraum verloren?

Einen Moment lang – der eine Ewigkeit zu dauern schien – war sie sich nicht sicher. Aber langsam, unendlich langsam begann ihr Verstand wieder zu arbeiten, die Erinnerung sich zu klären.

Die einzelnen Geschehnisse des Tages, zumindest diejenigen, an die sie sich erinnerte, kehrten zurück.

Natürlich war ihr seit dem Moment, als sie aus dem Schlaf erwacht war – ausgelöst von irgendwelchen Drogen, die Dr. Humphries ihr verabreicht hatte – klar, dass sie die Wohnung hätte verlassen müssen. Aber sie schaffte es nicht. Sie fühlte sich zu schwach und zu krank, um für Laurie, Ryan und sich selbst ein paar Sachen zusammenzupacken. Sie würde bis morgen warten.

Am besten, bis Tony die Wohnung verlassen hätte.

Und bis dahin so tun, als ob alles in Ordnung sei.

Irgendwie hatte sie den Abend überstanden. Die »Grippe« hatte ihr dabei geholfen, denn Tony hatte ihre Schweigsamkeit der Krankheit angelastet, anstatt ihrer Furcht und dem Misstrauen, was die eigentlichen Gründe waren. Sie hatte sich zeitig zu Bett begeben, aber nicht, um zu schlafen. In dieser Nacht würde sie nicht schlafen, sondern hellwach im Dunkeln liegen, aufmerksam auf jedes Geräusch lauschen und ihre Kinder vor jedweder Gefahr beschützen, die sich in ihr Leben

geschlichen hatte.

Dem Mann lauschen, der neben ihr schlief, den sie geheiratet und den sie noch vor wenigen Tagen geliebt hatte.

Er hatte ihr Pillen gegeben – winzige weiße Kügelchen, die genauso aussahen wie die, die ihr Dr. Humphries verabreicht hatte. Sie hatte ihn liebevoll angelächelt, ihm gedankt und so getan, als würde sie sie mit dem Glas Wasser, das er ebenfalls mitgebracht hatte, hinunterspülen. Doch in Wahrheit hatte sie die Kügelchen in der Hand behalten und während sie mit der linken Hand das Glas an die Lippen führte, unauffällig unter ihrer Bettdecke verschwinden lassen. Nachdem sie Tony das Glas zurückgereicht hatte, war sie wieder in ihre Kissen gesunken und hatte sich dafür gerüstet, die kommenden endlosen Nachtstunden hindurch zu lauschen und zu wachen.

Stattdessen hatte sie geschlafen.

Wie hatte das passieren können? Sie hatte schon den ganzen Tag über geschlafen, und als sie ins Bett gegangen war, war sie hellwach gewesen. Obwohl sie die Augen geschlossen hielt, raste ihr Verstand, und ihr Gehör verfolgte jedes noch so kleine Geräusch.

Sie hatte gehört, wie Tony ins Schlafzimmer gekommen war, gespürt, wie er sich über sie beugte und ihr einen Kuss auf die Wange hauchte.

Hatte ihn ins Bad gehen hören.

Zu Bett gehen.

Hatte gespürt, wie die Matratze leicht nachgab, als er sich neben sie legte.

Hatte gehört, wie sein Atem in den langsamen Rhythmus des tiefen Schlafs übergegangen war.

Jetzt richtete sie ihre Aufmerksamkeit erneut auf dieses gleichmäßige Geräusch, um sich zu vergewissern, dass er noch neben ihr lag und sich nicht hinaus in die Dunkelheit geschlichen hatte, um ...

... was zu tun?

Sie horchte – und hörte nichts.

Die Stille und die Leere des Zimmers, die sie spürte, veranlassten sie sofort, das Licht anzumachen.

Tonys Bettseite war leer.

Im nächsten Moment war sie auf den Beinen, warf sich den Morgenmantel über und trat hinaus in den Flur.

Stille.

Die Kinder!

Sie lief zu Ryans Zimmer, horchte, machte die Tür auf und spähte hinein. Durchs Fenster fiel so viel Licht, dass sie ihren Sohn in seinem Bett liegen sehen konnte. Chloe stand auf dem Bett, den Schwanz aufgerichtet und eine Pfote erhoben wie ein aufmerksamer Jagdhund. Als merkte die Hündin, dass von Caroline keine Gefahr drohte, ringelte sie sich wieder auf Ryans Bettdecke ein. Caroline wollte gerade die Tür wieder zuziehen und nach Laurie sehen, als Ryan sie plötzlich ansprach.

»Mom?«

»Ja, mein Schatz? Alles in Ordnung?«

Eine Sekunde oder zwei verstrichen, dann sagte er: »Ich habe sie wieder gehört, Mom. Die Geister – die Stimmen in den Wänden. Ich habe sie flüstern hören.« Seine kleine ängstliche Stimme zog Caroline sofort an sein Bett. Sie setzte sich und nahm ihren Sohn in den Arm. »Ich habe Angst, Mom«, flüsterte er.

»Ich weiß«, erwiderte Caroline und streichelte ihm über den Kopf. »Aber es wird alles gut. Ich werde nicht zulassen, dass euch irgendetwas zustößt, und morgen gehen wir weg von hier.«

Ryan legte den Kopf in den Nacken und versuchte, im düsteren Licht ihr Gesicht zu erkennen. »Versprochen?«, wisperte er.

»Versprochen«, wiederholte Caroline und versuchte, ihre Stimme zuversichtlich klingen zu lassen, obwohl in ihrem

Inneren ebenfalls die Angst regierte. »Jetzt schlaf wieder, mein Schatz. Ich bin hier, und du brauchst keine Angst zu haben.« Sie deckte ihn zu, gab ihm einen Kuss und Chloe einen liebevollen Klaps und verließ das Zimmer.

Vor ihrem geistigen Auge erstand die Tür zu Lauries Zimmer. *Mit ihr ist alles in Ordnung*, sagte sie zu sich. *Sie schläft tief und fest. Nichts ist passiert*. Doch je näher sie Lauries Zimmertür kam, desto leerer klangen diese Worte, und als sie schließlich direkt davor stand, spürte sie etwas in dem Zimmer dahinter.

Eine schreckliche Leere, die tief in ihr Innerstes eindrang und ihre Seele traf.

Nein, dachte sie und sprach es unbewusst laut aus. Ihre Finger griffen nach dem kalten Kristallknopf, drehten ihn.

Abgesperrt!

»Laurie?«, flüsterte sie mit banger Stimme. Dann noch einmal, etwas lauter: »Laurie, alles in Ordnung?«

Stille!

Sie war dabei, den Namen ihrer Tochter herauszuschreien, beherrschte sich aber noch rechtzeitig, denn das hätte nur dazu geführt, dass Ryan aus seinem Zimmer gerannt wäre, noch verängstigter als er ohnehin schon war.

Die Schlüssel! Der Schlüsselbund in ihrer Tasche – den sie aus dem Laden mitgenommen hatte. Ganz sicher würde einer von ihnen Lauries Tür aufsperrn. Schon rannte sie den Flur entlang zur Treppe, musste sich einen Moment an der Mauer festhalten und tastete dann nach dem Lichtschalter für die sechs Lampen, die den Treppenaufgang beleuchteten. Und da war ihre Handtasche, stand direkt neben dem kleinen Tisch in der Diele, wo sie sie abgestellt hatte. Sie rannte die Stufen hinab, gerade so schnell, dass sie nicht stolperte, schob ihre Hand in die Tasche, fand den Bund und machte kehrt.

Gleich darauf stand sie wieder vor Lauries Tür und probierte mit zittrigen Fingern einen Schlüssel nach dem anderen. Kurz

bevor sie vor lauter Frust laut geschrien hätte, ließ sich ein Schlüssel im Schloss umdrehen. Mit einer einzigen Bewegung drehte Caroline den Türkopf, stieß die Tür auf und schaltete das Licht an.

Leer!

Wie erstarrt stand sie da, den Blick auf Lauries Bett fixiert. Das Laken war zerdrückt und die Decke zurückgeschlagen, so als wäre es Laurie in der Nacht zu warm geworden. Doch in dem Zimmer war es eher kühl.

Aber wenn Laurie aus dem Zimmer gegangen war, warum hatte sie dann die Tür abgeschlossen?

Ihr Blick fiel auf den Kleiderschrank, dessen Türen weit offen standen, dann auf das Fenster, das ebenfalls einen Spalt geöffnet war.

Konnte es sein, dass Laurie durchs Fenster geklettert war?

Spontan lief sie zum Fenster, schaute hinaus und stellte fest, dass das unmöglich war: unter Lauries Fenster zog sich nur ein schmaler Sims entlang, auf dem zu balancieren nicht einmal Ryan eingefallen wäre. Sie ging weiter zum Schrank; Lauries Koffer lag in seinem Fach, ihre Kleider hingen vollzählig auf den Bügeln.

Und die Schubladen ihrer Kommode waren voll.

Caroline verließ das Zimmer und rannte durch die obere Etage, schaute in alle Zimmer und alle Bäder, ohne ihre Tochter zu finden.

Oder ihren Mann.

Die Angst, die stetig in ihr anwuchs, seit sie vor ein paar Minuten aufgewacht war, drohte sich zu schierer Panik zu steigern, doch Caroline kämpfte entschlossen dagegen an, rannte nochmals zur Treppe und hatte in weniger als einer Minute sämtliche Zimmer in der unteren Etage durchsucht – alle bis auf eines.

Tonys Arbeitszimmer, vor dessen verschlossener Tür sie jetzt stand.

Diesmal erinnerte sie sich, welcher Schlüssel der richtige war. Sie schloss auf und betrat zum zweiten Mal den verbotenen Raum. Sie knipste das Licht an und sah sich um. Nichts hatte sich seit dem letzten Mal verändert.

Aber auch keine Spur von ihrer Tochter.

Oder von Tony.

Und als sie so ratlos in der Tür stand und in den leeren Raum starrte, hörte sie etwas.

Ein Geräusch, so leise und gedämpft, dass sie nicht sicher war, es überhaupt gehört zu haben. Doch es lockte sie weiter in das Arbeitszimmer hinein.

Sie stand nahe beim Schreibtisch, als sie es abermals hörte, und diesmal konnte sie ausmachen, woher das Geräusch kam: von der Tür in der Ecke der Wand, wo sich auch der Kamin befand. Sie trat näher an die Tür und lauschte nochmals.

Stimmen. Stimmen, die Worte murmelten, die sie nicht verstand.

Sie versuchte die Tür zu öffnen. Verschlössen.

Verschlössen wie Lauries Tür und die Tür zum Arbeitszimmer. Doch dieses Schloss ließ sich von demselben Schlüssel öffnen wie auch die Tür zum Arbeitszimmer. Sie zog die Tür auf.

Ein Schrank! Ein gewöhnlicher, mit Zedernholz furnierter Schrank, dessen strenger Geruch ihr sofort in die Nase stieg. Als sie glaubte, jeden Moment niesen zu müssen, hörte sie die Stimmen wieder – lauter diesmal – und presste einen Finger fest auf die Unterlippe, um das Niesen zu unterdrücken. Caroline hielt das Ohr ganz dicht an die Rückwand des Schanks und versuchte, aus den unzusammenhängenden Lauten Worte herauszuhören. Als ihre Finger dabei eigenmächtig über das Furnier glitten, spürte sie etwas: eine winzige Aussparung, gerade breit genug, um die Fingerspitze darin einzuhaken. Unbewusst hielt sie den Atem an, als sie daran zog.

Hatte sich die Rückwand ein klein wenig bewegt, oder hatte sie sich das nur eingebildet?

Sie versuchte es noch einmal, drückte diesmal mit der freien Hand dagegen und spürte deutlich, wie die Wand sich bewegte, nach rechts weglitt und in einer unsichtbaren Nische verschwand.

Einen Moment lang stand sie da wie angenagelt und traute ihren Augen nicht.

Sie sah in einen düsteren Raum – nicht sehr groß, aber geräumig genug für einen langen Tisch. Um diesen Tisch herum saßen beinahe ein Dutzend Leute, die plötzlich verstummt waren und sie ebenso entgeistert anstarrten wie sie sie.

Caroline kannte jede einzelne Person. Max und Alicia Albion waren da, zusammen mit Irene Delamond und ihrer Schwester Lavinia. An der anderen Tischseite saßen Tildie Parnova, George Burton und Helena Kensington. Und obwohl sie sie alle erkannte, wurde ihr bewusst, dass etwas an ihnen anders war.

Irgendetwas hatte sich verändert.

Und plötzlich erkannte sie, was es war: Die ältesten der Frauen sahen viel jünger aus als sie waren. Ihre Augen lagen nicht mehr so tief in den Höhlen, und die Altersflecken waren verschwunden.

Ihr Haar wirkte voller und glänzte viel seidiger als zuvor.

Carolines Blick wanderte ein Stück weiter, und jetzt sah sie ihren Mann am Ende des Tisches stehen. Er fixierte sie, seine Augen glühten vor Zorn, und an seinem Hals pulsierte eine Vene. Dann trat er einen Schritt zur Seite und gab den Blick auf die Gestalt frei, die auf dem Tisch lag.

Ihre Tochter, nackt, ihr kleiner Körper blass.

Und überall steckten Schläuche: in Lauries Nase, ihrem Mund, den Ohren.

Wo keine Schläuche waren, steckten Nadeln, an denen

Schläuche befestigt waren.

Und Pumpen – für jeden Schlauch eine Pumpe. Und jedes Ende dieser Schläuche führte zu einer der Frauen, die ihre Nachbarinnen waren.

Die Frauen, die sie und ihre Kinder im Rockwell willkommen geheißen hatten.

Die ihnen Leckerbissen gebracht und die Laurie und Ryan verwöhnt hatten, als wären sie ihre eigenen Enkelkinder.

Und plötzlich, als sie Melanie Shackelforth anschaute, dämmerte ihr die Wahrheit. Das war überhaupt nicht Melanie. Sondern Virginia Estherbrook, die genauso aussah wie damals, vor einem halben Jahrhundert, als sie ihr Debüt als Julia gegeben und dieselbe Rolle gespielt hatte wie Faith Blaine vierzig Jahre davor.

Dann kam Tony, flankiert von Dr. Humphries auf der einen Seite und Max Albion auf der anderen, auf sie zu. Ein winziger Teil von ihr wollte sich umdrehen und diesem Albtraum entfliehen, zurück durch diesen Schrank und das Arbeitszimmer hinaus in den Flur, aus der Wohnung und hinunter auf die Straße rennen.

Doch ein viel stärkerer Instinkt trachtete danach, ihr Kind zu beschützen, und mit einem wütenden Schrei brüllte sie den Namen ihrer Tochter heraus und stürzte sich auf den Mann, den sie geheiratet hatte; ihre Fingernägel brachen, als sie ihm das Gesicht zerkratzte.

Die Haut gab nach, doch an Stelle von Blut sah sie unter den Kratzern nur verwesendes, nässendes Fleisch, das eine gelbe eitrige Flüssigkeit ausschied. Der ekelhafte, durchdringende Verwesungsgestank, ließ Caroline ein paar Schritte zurückweichen. Falls Tony irgendeinen Schmerz fühlte, so merkte man ihm jedenfalls nichts an. Im Gegenteil, immer noch flankiert von Ted Humphries und Max Albion, machte er einen Schritt auf sie zu, den Blick starr auf sie geheftet. Doch als Caroline sein Starren erwiderte, war es nicht Wut, die sie in

seinen Augen sah, oder Kummer oder irgendeine andere Regung.

Was sie sah, war eine schreckliche Leere, und in dem Bruchteil einer Sekunde, als ihre Blicke sich trafen, entdeckte sie die Wahrheit.

Anthony Fleming – der Mann, den sie geheiratet hatte – war nicht real.

Alles, was sie gesehen hatte – was er ihr gezeigt hatte – war eine Lüge.

Sein Äußeres, das dichte Haar, die fein gemeißelten Züge, die makellose Haut, all das war nichts als Fassade. Und sie hätte es wissen müssen. In jener Nacht, als Tony das Bett verlassen, und Laurie ihre erste Periode bekommen hatte, war ihr, als sie beide schließlich wieder im Bett gelegen hatten, etwas komisch vorgekommen. Er hatte so fahl ausgesehen, so ungesund.

Aber es waren nicht nur diese Äußerlichkeiten, auch die Liebe, die Zuneigung, die Sorge um ihr Wohlergehen und das der Kinder: Nichts von alledem war je wirklich real gewesen. Und jetzt begriff sie: Alles, was Anthony Fleming und die anderen je von ihr gewollt hatten, waren ihre Kinder.

»Was macht ihr da?«, fragte sie mit atemloser Stimme, obwohl sie die Antwort bereits kannte.

»Begreifst du denn nicht?«, gab Tony zurück. »Wir brauchen sie. Die Kinder erhalten uns am Leben.«

Jetzt war das Bild komplett: das Essen, die Naschereien für die Kinder. Gerade so, als mästete man Lämmer, ehe man sie schlachtete.

Unwillentlich wanderte ihr Blick zu Helena Kensington, und als sie die Augen dieser Frau, die noch vor wenigen Tagen blind gewesen war, genauer betrachtete, erkannte sie sie wieder.

Rebecca Mayhews Augen!

Als Anthony Fleming sie packte, und seine Finger ihr

Fleisch umklammerten, brach ein Schrei aus ihrer Kehle.

Sie hatte mit ihm geschlafen – ihn geliebt! Aber er war nicht real.

Er lebte überhaupt nicht.

Keiner von denen. Alle, ihr Mann und die anderen Bewohner dieses Hauses, waren Leichen.

Leichen, die in der Stadt umhergingen und nach Kindern suchten, die ihre Körperfunktionen aufrechterhielten.

Auf einmal mischte sich eine unsägliche Wut in den Entsetzensschrei, der immer mehr answoll. Gleichzeitig spürte sie, wie Dr. Humphries ihr eine Injektionsnadel in den Arm stach. Während er langsam den Spritzenkolben nach unten drückte, erstarb der Schrei auf ihren Lippen, die Beine gaben unter ihr nach, und die Schwärze der Bewusstlosigkeit ersparte ihr – wenigstens für eine Weile – das Entsetzen über die schreckliche Wahrheit, die sie soeben entdeckt hatte.

33. Kapitel

Ryan hatte versucht – sich wirklich bemüht – seiner Mutter zu gehorchen. Doch kaum hatte sie sein Zimmer verlassen, hatte er unwillkürlich angefangen zu überlegen, was passieren könnte.

Was sie tun würde.

Was sie finden würde.

Deshalb hatte er nicht im Bett bleiben können, sondern war aufgestanden, in seinen Lieblingsbademantel gehüllt, den, den sein Vater ihm geschenkt hatte – sein richtiger Vater. Er war ihm inzwischen zu klein geworden; die Ärmel ragten weit aus den Ärmeln hervor, und er spannte um die Schultern, aber das störte ihn nicht. Er mochte ihn trotzdem viel lieber als den neuen Bademantel, den Tony ihm vor ihrer Reise nach Mustique mitgebracht hatte. Anschließend war er zur Tür gegangen und hatte gelauscht. Nichts. Dann hatte er sie einen Spalt weit aufgemacht, in den Flur gespäht und als er sicher war, dass dort niemand war, war er zurück ins Zimmer gegangen, hatte Chloe erklärt, dass sie hier auf in warten sollte, und war ans Ende der Treppe gelaufen.

Unter der Tür zum Arbeitszimmer sah er Licht, das ihn anzog wie ein Magnet. Doch als er wenig später vor besagter Tür stand, wusste er nicht, was er als Nächstes tun sollte.

Klopfen und seine Mom rufen? Eigentlich sollte er ja im Bett liegen, und wenn sie ihn erwischte, würde sie wahrscheinlich böse auf ihn sein. Und wenn Tony ihn erwischte ...

Er presste das Ohr an die Tür und horchte.

Stille.

Eine Stille, so tief, dass ihm noch mulmiger wurde.

Seinen ganzen Mut zusammennehmend, legte er die Hand an den Türknapf und drehte ihn aus Angst, das Geräusch könnte ihn verraten, ganz langsam und vorsichtig um. Nach, wie es

ihm vorkam, einer Ewigkeit rastete der Bolzen plötzlich mit einem so lauten Geräusch ein, dass Ryan um ein Haar wieder in sein Zimmer zurückgerannt wäre. Doch als nichts passierte, drückte er die Tür einen Spalt weit auf und warf einen Blick ins Arbeitszimmer.

Nichts.

Nun schob er die Tür ganz auf und schlüpfte hinein. Seine Mutter war nirgends zu sehen. Doch er hörte etwas – die gleichen Geräusche, die er auch durch die Wand in seinem Zimmer gehört hatte. Nur waren sie jetzt lauter. Noch einmal sah er sich in dem Zimmer um, und da fiel ihm die offene Schranktür auf.

Kamen die Geräusche von dort?

Er ging schon auf den Schrank zu, hielt aber inne, als die Laute plötzlich verstummten. Und dann, gerade als er überlegte, was er tun sollte, wurde die Stille von einem gellenden Schrei zerrissen.

Es war ein Schrei, nicht von dieser Welt, der wie ein Beilhieb in Ryans Bewusstsein schlug. Geschockt von diesem Schrei wirbelte er herum, verließ fluchtartig das Arbeitszimmer, flog geradezu die Treppe hinauf und rannte in sein Zimmer. Dort warf er sich auf sein Bett und nahm Chloe so fest in den Arm, dass der kleine Hund aufjaulte und sich freistrampeln wollte. Eine ganze Zeit lang hockte er mit dem Hund im Arm auf dem Bett, sein Herz raste, und er konnte vor lauter Schreck kaum richtig atmen. Immer wieder gellte dieser Schrei durch seinen Kopf und ließ sich, trotzdem er es mit aller Kraft versuchte, nicht zum Schweigen bringen. Und irgendwo ganz tief in seinem Inneren wusste er, wer da geschrien hatte.

Seine Mutter.

Es war die Stimme seiner Mutter, die er hatte schreien hören, die seine Angst, die er im Moment verspürte, bei weitem übertraf. Aber was konnte sie entdeckt haben? Was könnte so Schreckliches in dem Schrank gewesen sein, dass sie diesen

unmenschlichen Schrei hatte ausstoßen müssen, der sich tief in sein Bewusstsein gebrannt hatte?

Furcht einflößender als dieser Schrei war für Ryan jedoch die unbekannte Macht, die ihn so abrupt hatte verstummen lassen, dass er beinahe glaubte, die ganze Sache nur geträumt zu haben.

Beinahe, aber nicht ganz.

Jetzt lauschte er der Stille. Und diese Stille, die jetzt über der Wohnung lag, war beinahe schlimmer als der Schrei selbst und viel schlimmer als das Schweigen, das diesem schrecklichen Moment gefolgt war, als seine Mutter ihm gesagt hatte, er sollte im Zimmer bleiben, und ihn dann verlassen hatte.

Und noch viel grausamer als diese Stille war das entsetzliche Gefühl tief in seinem Inneren, dass seine Mutter weggegangen sein könnte. Brennende Tränen standen ihm in den Augen, die er tapfer wegzublinzeln versuchte, aber am Ende liefen die Augen einfach über, und die Tränen rollten ihm über die Wangen. »Mom? Bitte, geh nicht fort. Bitte, lass mich nicht allein.« Ein Schluchzer unterbrach sein flehendes Flüstern. Und als ein zweiter ihm die Kehle hochstieg, und Chloe begann, ihm die Tränen von der Wange zu lecken, hörte er eine Stimme, die aus den Tiefen seiner Erinnerung in sein Bewusstsein drang.

»Weinen hilft da nicht, mein Sohn. Du musst die Zähne gegen den Schmerz zusammenbeißen, aufstehen und weiterspielen.«

Er konnte sich noch ganz genau an den Tag erinnern, als sein Vater ihm beim Baseballspielen zugeschaut und das eingeschärft hatte. Ryan war beim Rennen vom dritten zum Heim-Mal gestolpert, der Länge nach mit dem Gesicht auf dem harten Boden aufgeschlagen, hatte sich die Wange aufgeschürft und aus der Nase geblutet. Es hatte so wehgetan, dass er glaubte, es nicht aushaken zu können, doch dann war sein Vater bei ihm gewesen, hatte ihn aufgehoben und wieder auf

die Füße gestellt. Während er ihm mit einem Taschentuch das Blut abtupfte, hatte er ganz leise, dass niemand anderer es hören konnte, mit ihm gesprochen. Und an jenem Tag hatte Ryan auf ihn gehört, hatte aufgehört zu weinen, die Schmerzen in der Nase und die brennenden Schürfwunden auf der Wange ignoriert und weitergespielt.

Und hatte drei Runs gemacht.

Jetzt beherzigte er die Worte seines Vaters abermals, hörte auf zu weinen und schwang die Beine aus dem Bett.

Da waren die Stimmen wieder, doch sie klangen anders wie die hinter der Wand. Er schlich zur Tür, öffnete sie ein wenig und horchte.

Die Stimmen wurden lauter.

Er erkannte nur die von Tony, und da er die genauen Worte nicht verstehen konnte, huschte er auf Zehenspitzen den Flur entlang bis vor zur Treppe.

»Macht euch keine Sorgen«, hörte er Tony sagen. »Es wird alles gut. Alles wird gut werden.« Dem folgte eine Frauenstimme, doch Ryan konnte nicht verstehen, was sie sagte. Und wieder Tony, lauter diesmal, als sei er wütend. »Habe ich nicht immer alles in Ordnung gebracht?

Geht nach Hause und sorgt euch nicht. Lasst mich nur machen.«

Er hörte, wie die Wohnungstür zugeschoben wurde, und sah kurz darauf Tonys Schatten auf den unteren Treppenabsatz fallen. Wie der Wind sauste er in sein Zimmer zurück, schloss leise die Tür, verkroch sich in sein Bett und hätte beinahe vergessen, den Bademantel auszuziehen, ehe er sich zudeckte. Als es kurz darauf an der Tür klopfte, drehte er sich auf die Seite, mit dem Rücken zum Fenster, damit kein Licht auf sein Gesicht fiel.

Er versuchte langsam und gleichmäßig zu atmen, so als würde er tief schlafen.

Es klickte leise, als die Tür geöffnet wurde, und hinter seinen

geschlossenen Lidern wurde es heller, als das Flurlicht in sein Zimmer fiel.

Ryan spürte, wie Chloe sich neben ihm versteifte und hörte sie leise knurren.

Dass Tony auf sein Bett zuging, spürte er eher, als dass er es hörte.

»Ryan?«

Tony sprach mit leiser Stimme, die Ryan sagte, dass sein Stiefvater sich nicht sicher war, ob er schlief oder nicht. Was bedeutete, dass Tony ihn weder oben an der Treppe gesehen, noch gehört hatte, wie er in sein Zimmer gerannt war.

Ryan streckte sich, gähnte und nuschelte: »Hm-mmh«, traute sich aber nicht, sich umzudrehen und seinen Stiefvater anzusehen.

Er merkte, dass Tony sich über ihn beugte, und plötzlich fuhr ihm ein so ekelhafter Gestank in die Nase, dass er glaubte, sich übergeben zu müssen. Chloe knurrte lauter, doch der Laut brach abrupt ab, als Tony den Hund vom Bett hob.

Ryan musste sich schwer beherrschen, um dem Drang zu widerstehen, seinen kleinen Liebling aus den Armen seines Stiefvaters zu reißen, doch die Angst davor, zu verraten, was er vor kurzem gesehen und gehört hatte, war stärker. Mucksmäuschenstill lag er da und ließ nicht erkennen, dass er wusste, dass Chloe verloren war.

»Bis morgen dann«, hörte er Tony sagen, und wieder zog dieser entsetzliche Gestank – wie nach verwestem Fleisch – über ihn hinweg.

»Umm-hmm«, murmelte Ryan schlaftrunken, kuschelte sich ein und zog sich die Decke über den Kopf.

Er wartete, wagte kaum zu atmen.

Endlich wurde der schauerliche Gestank schwächer, und dann war es wieder dunkel im Zimmer, nachdem Tony die Tür zugezogen hatte.

Die Nacht und das Entsetzen nach dem Schrei seiner Mutter

nahmen Ryan gefangen.

Noch nie in seinem Leben hatte er sich so allein gefühlt und so viel Angst gehabt. Doch immer wenn ihm die Tränen kamen, wiederholte er tapfer die Worte seines Vaters:

»... Zähne zusammenbeißen und weiterspielen ...«

Das Dumme war nur, dass er keine Ahnung hatte, welches Spiel hier gespielt wurde.

34. Kapitel

Der Schlaf war eine Bürde, die so schwer auf Caroline lastete, dass sie nicht nur ihren Verstand, sondern auch ihren Körper zerdrückte. Allein das Atmen raubte ihr so viel Kraft, dass jeder Atemzug der letzte zu sein schien; ihr Herz fühlte sich an, als könnte es kaum mehr schlagen, und die Abstände zwischen den einzelnen Schlägen wurden so groß, dass sie fürchtete, der Nächste kämme gar nicht mehr.

Ihr Verstand arbeitete genauso schwerfällig wie ihr Körper; ihr Gehirn war kaum in der Lage, Worte für die Gedanken zu finden, die durch ihr Bewusstsein drifteten. Und selbst wenn die Worte sich schließlich zeigten, waren es einzelne Bruchstücke von Sätzen, die zusammengesetzt keinen Sinn ergaben.

... tot ...

... Nachbarn ...

... Tony ...

... Laurie ...

... entziehen ... pumpen ... saugen ... nähren ...

Steh auf.

Die simple Tatsache, dass diese beiden Worte einen verständlichen Satz ergaben, aktivierte ihren vernebelten Verstand ein wenig und ließ das lastende Gewicht nicht mehr ganz so tonnenschwer erscheinen. Allmählich begann ihr Verstand den einfachen Befehl zu verarbeiten und die Folge von Bewegungen in Gang zu setzen, die diesen ausführen würden.

Sie öffnete die Augen. *Nicht in meinem Bett. Nicht in meinem Schlafzimmer.*

Sie schloss die Augen, vollauf damit beschäftigt, die Eindrücke zu verarbeiten, die ihre Sehzellen soeben an ihr Gehirn gesandt hatten. Wie in Zeitlupe nahm ein Bild in ihrem Bewusstsein Gestalt an, das Bild des winzigen Schlafzimmers,

das sie und Brad in der Wohnung an der 76. Straße geteilt hatten.

Aber das war es nicht – es gab noch eine andere Erinnerung an ein anderes Schlafzimmer, ein riesiges Schlafzimmer mit einem Kristalllüster. Und plötzlich ergab die vage Erinnerung ein deutliches Bild. Tonys Schlafzimmer ... das Schlafzimmer ihres Mannes, des Mannes, den sie nach Brad geheiratet hatte.

Brad ...

Ein schreckliches Gefühl von Einsamkeit überfiel sie, ein Brennen in ihrem Herzen, das ihr die Tränen in die Augen trieb. Wo war Brad? Brad war der Mann, den sie geliebt hatte. Warum hatte sie dann Tony geheiratet?

Wo war Tony?

... tot ...

Steh auf.

... tot ...

Laurie!

Steh auf!

Noch einmal versuchte sie mit aller Kraft, sich zu einer logischen Handlung zu zwingen, ihren Körper dazu zu bringen, auf die Signale aus ihrem Gehirn zu reagieren. Sie machte die Augen wieder auf, besah sich die Wände. Sie waren tapeziert, mit einer hellgrünen gemusterten Tapete. Bambus?

Sie war sich nicht sicher.

Aber wo befand sie sich?

In einem Hotel? Aber warum in einem Hotel? Warum war sie nicht zu Hause?

Sie versuchte sich aufzusetzen.

Versuchte es und scheiterte. Es war, als würde sie ein noch schwereres Gewicht auf die Matratze drücken. Sie holte Luft, sog diesmal den Atem tief in die Lungen, um sich mit Sauerstoff zu stärken. Die Anstrengung erschöpfte sie, und die Schmerzen in der Brust – als schnürten Eisenbänder ihren

Brustkorb zusammen – wurden stärker. Sie keuchte gegen die Enge an, rang nach Luft, dann drehte sie den Kopf zur Seite, um auf den Wecker auf dem Nachttisch zu sehen.

Kein Wecker. Kein Nachttisch. *Nicht mein Bett ... nicht mein Zimmer ... wo bin ich?*

Abermals versuchte sie sich aufzusetzen, nahm diesmal die Arme zu Hilfe, um sich abzustützen.

Und wieder schlug der Versuch fehl. Ihre Arme, die seitlich an ihrem Körper lagen, ließen sich nicht bewegen.

Gelähmt! Das Wort brannte sich in ihr Bewusstsein, und im nächsten Moment schwappte eine Welle von Panik über sie hinweg, schwemmte jeden vernünftigen Gedanken aus ihrem Bewusstsein und drohte, ihr nicht nur den Mut, sondern auch den gesunden Menschenverstand zu rauben.

»Neiin!«, brach es in einem anhaltenden gellenden Schrei aus ihr heraus, der mit seiner verzweifelten Kraft ihre Panik zurückdrängte. Und als die Angst sich ein wenig gelegt hatte, begann ihr Verstand wieder zu arbeiten. Die Wortfetzen fügten sich allmählich zu ganzen Gedanken zusammen, bruchstückhafte Erinnerungen zu erinnerbaren Bildern. Doch woran sie sich erinnerte, musste ein Albtraum sein – denn das konnte unmöglich wahr sein!

Eine Tür ging auf, und einen Moment später tauchte ein Gesicht – das Gesicht einer Frau unter einer altmodischen Schwesternhaube, wie sie sie aus ihren Kindertagen kannte – über ihr auf. Die Augen waren von einem wässrigen Braun, die Lippen sorgenvoll zusammengekniffen. Caroline spürte die Finger der Schwester an ihrem Handgelenk und sah sie auf die Armbanduhr blicken, während sie ihren Puls zählte. Kurz darauf gab sie mit einem zufriedenen Nicken ihren Arm frei. »Wie geht es Ihnen? Besser?«

Caroline suchte nach den richtigen Worten, konnte aber keine finden. Was war »besser«? Besser als was? War sie krank? Sie konnte sich nicht erinnern, krank gewesen zu sein.

Sie erinnerte sich nur an diesen Traum – diesen schrecklichen Albtraum, wo sie Laurie und die Nachbarn und Tony gesehen hatte –

»W-was ...?«, hörte sie sich stammeln. »W-wo ...?« Aber das hatte sie gar nicht sagen wollen. Sie wollte wissen, was passiert war, wo sie sich befand, nur wollten sich die entsprechenden Worte in ihrem Mund nicht so formen.

Doch die Krankenschwester schien sie trotzdem zu verstehen. »Wir sind im Krankenhaus«, sagte sie. »Wir hatten einen kleinen –« Sie zögerte kurz und lächelte dann freundlich. »Wir sind nur ein wenig erschöpft, meine Liebe. In ein paar Tagen werden wir wieder auf dem Damm sein – Sie werden schon sehen.«

Krankenhaus? Welches Krankenhaus? »K-kann ich nicht –«, begann Caroline und versuchte noch einmal sich aufzusetzen. Wieder vergebens.

Die Schwester legte ihr besänftigend die Hand auf die Schulter. »Ist ja gut, meine Liebe. Wir waren in der Nacht nur etwas aufgeregt und wollen doch nicht aus dem Bett fallen, nicht wahr?«

Aufgeregt? Aus dem Bett fallen? Was meinte die Schwester damit? Doch noch ehe sie die Frage formuliert hatte, ahnte sie schon die Antwort.

Fixiert!

Sie war am Bett festgebunden wie die Patienten in der Irrenanstalt!

Aber das war ein Irrtum – sie war doch gar nicht verrückt! Ja, sie war nicht einmal krank! Sie hatte nur einen fürchterlichen Albtraum gehabt. Sie hatte Tony gesehen, und was er und die Nachbarn mit ihrer Tochter gemacht hatten und –

Ein Bild explodierte in ihrem Bewusstsein – wie Tony, flankiert von Dr. Humphries und Max Albion, auf sie zukommt. Wie sie sich auf ihn stürzt und ihm das Gesicht zerkratzt. Wie die Haut aufplatzt, und darunter ...

Plötzlich stieg ihr wieder der Geruch des Todes in die Nase, und vor ihren Augen erstand das Bild von Tonys verwesendem, eiterndem und stinkendem Fleisch. Sie würgte und spürte den Geschmack von Galle auf der Zunge.

»Ist gut, meine Liebe«, sagte die Schwester, als sich Carolines Magen zusammenkrampfte und sie sich in hohem Bogen erbrach. »Das sind nur die Medikamente. Das kommt manchmal vor. Aber in ein, zwei Tagen sind Sie wieder wohlauf, glauben Sie mir.«

Als Carolines Magen sich abermals verkrampfte, ihr die Tränen in die Augen schossen, und ihre Angst, Verwirrung und Frustration in einem gewaltigen Schluchzer aus ihr herausbrachen, begann die Schwester, das Erbrochene mit einem feuchten Tuch wegzuwischen. Dann bezog sie das Kopfkissen und die Bettdecke frisch.

Nachdem sie gegangen war, lag Caroline wieder allein in dem Zimmer mit der grünen Bambustapete, den saueren Geruch ihres Erbrochenen in der Nase und ein Gefühl im Magen, als müsste sie sich gleich wieder übergeben.

Aber es waren nicht die Medikamente, die das verursacht hatten.

Es waren die Erinnerungen.

Die Erinnerungen an das, was sie letzte Nacht gesehen hatte.

Erinnerungen, die keinem Albtraum entstammten.

Alles – jede einzelne Begebenheit – war wirklich passiert.

Und jetzt hatten sie sie eingesperrt, und sie hatte keine Ahnung, wo sie war und wie sie hier rauskäme.

Und Tony Fleming hatte ihre Kinder.

Raus! Sie musste hier raus, musste zu ihren Kindern, musste sie retten! Ihre Panik verwandelte sich in eine heillose Wut, und sie zerrte wie besessen an den Fesseln, was so schmerzhaft wie vergeblich war.

Sie konnte sich nicht bewegen, sich und ihren Kindern nicht helfen.

Weder seine Angst noch seine Entschlossenheit hatten Ryan die langen Nachtstunden hindurch wach halten können, das Einschlafen jedoch so lange hinausgezögert, dass er, als er aufwachte, instinktiv wusste, dass es später Vormittag sein musste. Doch kaum war er aus dem Bett gekrochen und hatte den Schlaf abgeschüttelt, brach der Schrecken der vergangenen Nacht wieder über ihn herein. Ihm wurde eiskalt, als ihm einfiel, was er durch den Schrank im Arbeitszimmer seines Stiefvaters gehört hatte, und er begann zu zittern, als der Schrei seiner Mutter ihm erneut in den Ohren hallte. Die Erinnerung ließ ihm die Tränen in die Augen schießen, und am liebsten hätte er sich in die warme Sicherheit seines Betts geflüchtet, doch dann hörte er auf einmal die Stimme seines Vaters: *Weinen hilft da nicht... aufstehen ... und weiterspielen.*

Angetrieben von der Erinnerung an seinen Vater zog Ryan sich an und ging zur Tür. Dort blieb er stehen und starrte eine Weile versonnen den Türknauf an, während ihm Dutzende von Fragen, auf die er keine Antwort wusste, durch den Kopf spukten. Warum hatte seine Mutter gestern Nacht so geschrien? Und warum hatte sie ihn heute Morgen nicht geweckt? Auch wenn er nicht zur Schule gehen durfte, hätte sie ihn auf keinen Fall so lange schlafen lassen. Was, wenn seine Mutter nun gar nicht da wäre? Wenn Tony gestern Abend die Tür abgeschlossen hätte und er nicht herauskönnte? Wenn ...?

Es waren einfach zu viele Wenns, und schließlich ergriff er den Knauf und drehte ihn.

Die Tür war nicht abgeschlossen.

Er zog sie auf und trat hinaus in den Flur.

Stille.

Wie ein Indianer schlich er sich vor bis zur Treppe. Auf dem Absatz blieb er stehen, lauschte, hörte aber nichts als das Ticken der Wanduhr unten in der Diele, sie klagend jede verstrichene Sekunde zählte. Mit jeder Stufe, die er nahm, wurde das Ticken der Uhr lauter. Auf der letzten Stufe blieb er

wieder stehen, doch jetzt schien die Uhr so laut zu ticken, dass sie jeden anderen Laut übertönte. Und plötzlich roch es nach gebratenem Speck, und seine Angst verschwand. Alles war in Ordnung! Seine Mutter machte das Frühstück, und gleich würde er am Küchentisch sitzen, seinen Orangensaft trinken, und alles würde so sein wie immer. »Mo–«, begann er, doch der Rest erstarb auf seinen Lippen, noch ehe er die einzelne Silbe hatte aussprechen können.

Es war nicht seine Mutter, die am Herd stand.

Es war Tony.

»Wo ist meine Mutter?«, wollte er wissen, seine Stimme so düster wie seine Miene, als er seinen Stiefvater fixierte.

Anthony Fleming sah von der Pfanne hoch; ihre Blicke trafen sich. Ryan gab sich alle Mühe, nicht wegzusehen, doch als er in Tonys Augen starrte, überkam ihn plötzlich ein ganz komisches Gefühl. Das hier war keiner dieser Starr-Wettbewerbe, wie er sie mit seinen Freunden ausgetragen hatte, oder auch mit seinem Vater, wo beide wussten, dass es ein Spiel war, und sie hinter dem intensiven Starren bereits das Lachen sehen konnten, in das sie gleich ausbrechen würden, wenn einer von ihnen schließlich als Erster blinzelte.

Was Ryan sah, war nur eine abgrundtiefe Leere, und dazu fiel ihm nur ein einziges Wort ein.

Tot.

Wie dieser Hund, den er und Jeff Wheeler letzten Sommer im Park gesehen hatten – der versucht hatte, die 79. Straße zu überqueren und von einem Taxi erwischt worden war. Der Hund hatte vor Schmerzen gejault, doch der Taxifahrer hatte nicht einmal angehalten, und der arme Hund war noch von zwei anderen Autos überrollt worden, ehe eine Lücke im Verkehrsstrom es ihm und Jeff erlaubt hatte, den Hund von der Straße ins Gras zu ziehen. Aber es war zu spät gewesen – der Hund atmete nicht mehr, Blut rann aus seinem Maul, und er rührte sich nicht mehr.

»Mann, ist er tot?«, hatte Jeff gewispert, als sie beide vor dem Hund standen und ihn anstarrten. Seine Augen standen weit offen, doch der Ausdruck darin gab Ryan die Antwort, und er nickte stumm.

Und jetzt sah er denselben Ausdruck in den Augen seines Stiefvaters. Leblos und leer, als könnte er Ryan gar nicht sehen, und das ängstigte Ryan so sehr, dass er sich abwandte, auf seinen Stuhl sank und nach dem Glas Orangensaft griff, das genau an der Stelle stand, wo es seine Mutter immer hinstellte. Er wollte einen Schluck davon trinken, überlegte es sich aber anders, weil er wusste, dass er ihn nicht herunterbrächte. Als er wieder sprach, war die Aufsässigkeit aus seiner Stimme verschwunden, und sein Blick auf das Glas geheftet.

»Wo ist meine Mom?«, fragte er noch einmal. »Und wo sind Chloe und Laurie?«

Anthony Fleming stellte einen Teller mit Eiern und Speck vor Ryan hin und nahm dann ihm gegenüber Platz. »Laurie ist in der Schule«, sagte er. Er griff über den Tisch, um Ryans Hand zu nehmen, doch der zog sie rasch zurück und ließ sie auf seinen Schoß fallen. »Und deiner Mutter ist es gestern Abend leider schlechter gegangen.«

Lügner! schoss es Ryan so plötzlich durch den Kopf, dass er das Wort beinahe laut ausgesprochen und sich verraten hätte. »... *weilerspielen* ...«, flüsterte ihm seines Vaters Stimme zu. Er sah auf und zwang sich, Tony Fleming noch einmal in die Augen zu schauen. »Sie ... sie wird doch wieder gesund, ja?«, fragte er und hoffte, dass sein Gestammel sich für Tony nicht auch so gekünstelt anhörte wie für ihn.

Tony nickte. »Aber sie musste ins Krankenhaus eingeliefert werden.«

Ryan sah Tony weiterhin in die Augen, forschte nach der Wahrheit, konnte aber nichts sehen – außer dieser seltsamen Leere. Und irgendwas stimmte nicht mit der Haut seines Stiefvaters. Es sah aus, als hätte er Kratzer im Gesicht. Aber

die waren gestern noch nicht da gewesen. »Kann ich sie besuchen?«, fragte er mit bebender Stimme.

»Heute nicht«, entgegnete Tony ein bisschen zu schnell. »Morgen vielleicht.«

»Was hat sie denn? Ich dachte, es wäre nur eine Grippe.«

Anthony kniff die Augen zusammen. »Eine Grippe kann sehr gefährlich werden«, erklärte er ernst. Dann deutete er mit dem Kinn auf den unberührten Teller. »Iss dein Frühstück.«

»Ich habe keinen Hunger«, gab Ryan zurück. Und wiederholte die Frage, die Tony ihm noch nicht beantwortet hatte. »Wo ist Chloe? Sie war gestern Nacht noch in meinem Zimmer, und heute Morgen war sie weg.«

Tony richtete seinen leeren Blick auf Ryan. »Ich habe sie heute Morgen ausgeführt, und da ist sie mir weggelaufen.«

»Das würde sie nie tun«, erwiderte Ryan trotzig.

Sein Stiefvater schien seinen Einwand überhört zu haben. »Iss jetzt dein Frühstück.«

»Ich muss das nicht essen«, brauste Ryan auf. »Und überhaupt, woher soll ich wissen, dass es nicht –«

Er hielt gerade noch inne, ehe das Wort »vergiftet« über seine Lippen kam, aber es war zu spät: Tonys Blick sagte ihm, dass er genau wusste, was er hatte sagen wollen.

Er streckte die Hand aus und packte Ryan am Oberarm. »Wie kommst du auf die Idee, dass ich dich vergiften will, Ryan?«

Der drohende Unterton seiner leisen Stimme ängstigte Ryan so, dass er zurückweichen wollte, doch der Griff seines Stiefvaters war fest, seine Finger gruben sich tief in sein Fleisch.

»Das ... das habe ich gar nicht gesagt«, wehrte Ryan ab, und diesmal war sein Stammeln echt.

»Aber gedacht hast du es«, beharrte Tony. »Warum?« Jetzt bohrte sich der Blick seines Stiefvaters so tief in seine Augen, dass Ryan glaubte, er könnte direkt in seinen Kopf

hineinschauen. »Hast du wirklich geschlafen, als ich heute Nacht in dein Zimmer kam, Ryan?«

Ryan nickte zu schnell und konnte auch seine Antwort nicht mehr zurückhalten. »Ich habe nichts gesehen! Ehrlich!«

»Du sagst mir nicht die Wahrheit«, erklärte Anthony Fleming, seine Stimme so kalt und leblos wie sein Blick. »Das gefällt mir nicht.«

»Doch!«, jammerte Ryan, der die Lüge deutlich aus seiner Stimme heraushörte.

Fleming zog Ryan auf die Füße und manövrierte ihn aus der Küche, die Treppe hinauf in sein Zimmer. »Ich denke, du solltest eine Weile auf deinem Zimmer bleiben«, sagte er. »Genauer gesagt so lange, bis du gelernt hast, die Wahrheit zu sagen. Gegen Mittag bin ich wieder zurück. Wenn du bereit bist, mit mir zu sprechen, bekommst du etwas zu essen. Wenn nicht ...« Tony ließ die unausgesprochene Drohung in der Luft hängen, zog die Tür hinter sich zu und sperrte ab. Um sicherzugehen, drehte er den Knauf, und als dieser sich nicht bewegte, ließ er den Schlüssel in seine Tasche gleiten.

Ryan wartete ab, bis sich die Schritte seines Stiefvaters entfernt hatten, ehe er zur Tür schlich und probierte, ob sie sich öffnen ließ. Anschließend ging er ans Fenster, legte den Riegel um und schob es hoch. Allein schon beim Blick aus dem sechsten Stock hinunter auf die Straße wurde ihm schwindlig und er musste einsehen, dass er es nicht schaffen würde, auf dem schmalen Mauersims unter seinem Fenster zum nächsten Zimmer zu klettern, selbst wenn er den Mut zu diesem waghalsigen Unternehmen aufbrächte. Dennoch musste es eine Möglichkeit geben, aus diesem Zimmer zu entweichen – unbedingt!

Es zog ihn in den großen begehbaren Kleiderschrank. Dort besah er sich die Decke, die jedoch mit den gleichen Zedernholzpaneelen verkleidet war wie der übrige Schrank.

Gerade als er ihn wieder verlassen wollte, erinnerte er sich an den gestrigen Abend, als er im Arbeitszimmer seines Stiefvaters gewesen war und die offene Schranktür gesehen hatte.

Und an die Stimmen, die sich angehört hatten, als kämen sie aus diesem Schrank.

Oder aus einem geheimen Raum hinter dem Schrank?

Er ging noch einmal zurück in den Schrank. Auf der einen Seite befand sich eine eingebaute Kommode mit Schubladen; auf der anderen offene Regale. Die Rückseite des Schranks bestand aus Zedernplatten. Doch als er an die Rückwand klopfte, gab es einen hohlen Klang, so als befände sich hinter der Rückwand keine solide Mauer, sondern ein Hohlraum.

Aufgeregt untersuchte Ryan jeden Zentimeter der Rückwand, hoffte einen versteckten Hebel oder sonst etwas zu finden, doch ohne Erfolg.

Als Nächstes zog er jede Lade der Einbaukommode auf und prüfte die Rückseite. Nichts.

Dann wandte er sich den Regalen zu, doch auch hier wurde er nicht fündig. Und schließlich, als ihm nichts anderes mehr einfiel, kletterte er die Regale hoch, benutzte die Bretter als Leiter, bis er die Decke erreichen konnte.

Er drückte dagegen. Zunächst passierte nichts, doch als er mehr Kraft aufwendete, spürte er etwas nachgeben. Daraufhin legte er sich flach auf das oberste Brett, um einen besseren Hebel zu haben, und versuchte es noch einmal mit aller Kraft. Diesmal hörte er ein quietschendes Geräusch, als sich erst ein Nagel löste, dann ein zweiter. Im Stillen betend, dass das Geräusch nicht lauter würde, drückte Ryan noch fester, dadurch lösten sich noch weitere Nägel, und jetzt ließ sich eine Seite der Decke als Ganzes anheben.

Aber das war keine solide Decke – sondern eine Falltür! Eine Falltür, die, wenn geschlossen, absolut unsichtbar und zugenagelt worden war.

Wie lange schon?

Und wer außer Ryan wusste davon?

Am wichtigsten aber war die Frage, wohin sie führte, und zu welchem Zweck?

Frank Oberholzer, mit Maria Hernandez im Schlepptau – nur weil ihr Chef darauf bestanden hatte – starrte finster auf die Fassade des Rockwell, während er auf eine Lücke im Verkehr wartete. An diesem Gebäude war nichts, aber auch gar nichts, was ihm gefiel – nicht die verschnörkelte Architektur, oder die düstere Eingangshalle, und schon gar nicht diese Todesfalle von Aufzug.

Ganz zu schweigen von dem Portier, der hinter dem Schreibtisch in seinem Kabuff kauerte wie eines dieser Monster, die den Eingang zur Hölle bewachten.

Ihm war völlig schleierhaft, wie man in diesem alten Gemäuer leben konnte – und ausgerechnet Caroline Evans-Fleming?

Das konnte freilich bloßer Zufall sein, doch andererseits hatte seine jahrelange Erfahrung ihn gelehrt, dass Zufälle in Mordfällen äußerst selten vorkamen. Außer man rechnete das, was Brad Evans zugestoßen war – zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen zu sein – dem Zufall zu, was Oberholzer bis zu diesem Morgen beinahe noch getan hätte. Dann war er die Brad-Akte jedoch noch einmal gründlich durchgegangen, was nicht viel Zeit beansprucht hatte, da sie überwiegend Notizen zu Befragungen enthielt, die nirgendwohin geführt hatten. Doch die Interviews hatten ihn ohnehin nicht interessiert; nein, es war dieser nagende Gedanke gewesen, der ihn gestern bis nach Mitternacht wach gehalten hatte, etwas, was gewöhnlich nur sein Sodbrennen schaffte. Und dieser Gedanke war um die Art und Weise gekreist, wie Brad Evans umgekommen war. Als er dann am Morgen in sein Büro gekommen war, hatte er sich als Erstes den pathologischen

Befund von Caroline Flemings erstem Ehemann kommen lassen.

Genickbruch. Angriff von hinten, linker Arm um den Hals geschlungen, unmittelbar gefolgt von einem harten Stoß der rechten Hand des Angreifers gegen den Kopf des Opfers.

So jedenfalls hatte der Gerichtsmediziner den Tathergang rekonstruiert, was sich ziemlich genau mit dem des Mordes an Andrea Costanza deckte.

Die eine gute Freundin von Caroline Evans-Fleming war.

Die wiederum jetzt im Rockwell wohnte – in dem gleichen Haus, in dem auch die Person lebte, die Andrea Costanza zuletzt lebend gesehen hatte. Diese Punkte in Verbindung mit der Tatsache, dass weder er noch Hernandez den kleinsten Hinweis auf einen festen Freund im Leben der Costanza hatten ausfindig machen können, brachte Oberholzer dazu, sich nicht nur Dr. Theodore Humphries noch einmal genauer vorzunehmen, sondern auch all die anderen, die in diesem seltsamen Haus lebten.

Als er jetzt vor diesem Gebäude stand, begann sich seine Magensäure zu regen – Tatsache war nämlich, dass er nicht besonders scharf darauf war, mit Leuten zu reden, die in solchen Häusern residierten. Benahmen sie sich doch oft so, als entbinde sie ihre Adresse von dem notwendigen Übel, mit solch gewöhnlichen Menschen wie Cops und Detectives zu sprechen. Auf der anderen Seite hatte Caroline Evans damals ganz und gar nicht so reagiert. Im Gegenteil, sie war immer über die Maßen hilfsbereit gewesen und hatte Stunden damit zugebracht, ihm mehr von ihrem Ehemann zu erzählen als wirklich notwendig gewesen wäre. Aber das war in Ordnung gewesen – sie hatte offenbar mit jemandem darüber reden müssen, und er war schon immer ein guter Zuhörer gewesen. Ein guter Zuhörer und Beobachter. Was seiner Meinung nach die Grundvoraussetzungen für einen Kriminalisten waren: Er musste so lange zuhören und beobachten, bis er entweder hörte

oder sah, was Sache war. Und an diesem Morgen würde er Caroline Evans sehr, sehr aufmerksam zuhören und gleichzeitig genau beobachten, denn diese Frau schien der einzige gemeinsame Nenner der beiden Verbrechen zu sein.

Nun musste er nur noch alles zusammenfügen.

Ein kurzer Blick auf seine Uhr sagte ihm, dass es zwei Minuten vor neun war, was bedeutete, dass Caroline Flemings Kinder – Ryan und Laurie, deren Namen ihm aus den Akten ihres Vaters noch geläufig waren – bereits in der Schule waren, und ihr Gatte ins Büro gegangen war, vorausgesetzt, er besaß ein Büro; eine Vermutung, die der Detective nicht so ohne weiteres anstellen wollte. Wenn Humphries von zu Hause aus praktizierte, gab es eigentlich keinen Grund, warum dieser Fleming nicht auch so verfahren sollte. »Waren Sie schon einmal in diesem Haus?«, hatte er Hernandez gefragt, als sich eine Lücke im Verkehrsstrom auftat und er die Straße überquerte, ohne sich um die Ampel zu scheren, die für Fußgänger immer noch Rot anzeigte.

»Ja, war ich«, antwortete Hernandez.

Als sie weiter nichts sagte, strafte Oberholzer sie mit einem säuerlichen Blick. »Und, haben Sie die Freundlichkeit, mir davon zu erzählen oder was?«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Meine Mutter hat eine Weile für Virginia Estherbrook geputzt, als ich ein Kind war, und mich ein paar mal mitgenommen.«

»Und?«, drängte Oberholzer ungeduldig. »Was halten Sie von diesem Haus?«

»Gruselig«, gab Hernandez zurück. Sie standen jetzt vor der imposanten Eingangstür, und auf einmal fing Hernandez zu kichern an. »Damals hat mir ein Kind in der Schule weismachen wollen, dass der Portier ein Untoter sei.«

Oberholzer zog eine der beiden schweren Flügeltüren auf, ließ seiner Kollegin den Vortritt und folgte ihr dann. Als sie die Glastüren aufzogen, sah Rodney von seiner Zeitung hoch, die

er auf seinem Schreibtisch ausgebreitet hatte. »Ich fürchte, Dr. Humphries ist im Augenblick nicht zu Hause.«

»Wir kommen nicht wegen ihm«, gab Oberholzer knapp zurück. »Wo finde ich die Flemings?«

»Tut mir Leid. Aber das darf ich nicht preis–«, begann der Portier, doch Oberholzer hatte bereits seine Brieftasche aufgeklappt, um sich auszuweisen.

»Ich verlange gar nicht, dass Sie irgendwas preisgeben«, fiel er ihm ins Wort. »Beantworten Sie nur meine Frage.«

Rodney sah aus, als wollte er sich nicht so einfach abpeisen lassen, doch dann überlegte er es sich doch anders. »Apartment 5-A«, sagte er. Fünfter Stock. Auf der Seite zum Park hin.«

»Herzlichen Dank«, erwiderte Oberholzer mit übertriebener Höflichkeit. Und dann, als er und Hernandez sich zum Fahrstuhl wandten und Rodney nach dem Telefon griff, setzte er weniger höflich hinzu: »Sie brauchen uns nicht anzumelden.«

Rodney wartete, bis der Fahrstuhl mit den zwei Detectives nach oben verschwunden war und wählte dann Anthony Flemings Nummer.

Als der Aufzug angehalten hatte und Oberholzer die Tür aufschob, klemmte diese auf halbem Weg. »Man sollte doch meinen, dass die sich in diesem vornehmen Stall einen modernen Lift leisten können«, knurrte er, während er an der Tür riss.

»Hier in diesem Gemäuer ist anscheinend nichts neu«, bemerkte Hernandez. »Alles sieht noch genauso aus wie früher, als ich ein Kind war. Selbst der Portier hat sich nicht verändert.« Sie erschauerte. »Er hat irgendwie so unheimliche Augen.«

»Schließlich ist er Portier«, meinte Oberholzer. »Die haben alle diesen unheimlichen Blick drauf – der gehört zum Job.« Er drückte auf die Klingel neben der Tür zu Wohnung 5-A, und

klingelte noch einmal, als niemand öffnete. Sein Finger schwebte bereits über dem Klingelknopf, um ein drittes Mal zu läuten, da wurde die Tür von einem großen, dunkelhaarigen Mann in den Vierzigern geöffnet. Sein Blick – nicht direkt feindselig, aber auch keineswegs freundlich – sagte Oberholzer, dass der Portier ihren Besuch doch angekündigt hatte, was die Säure in seinem Magen ein wenig höher steigen ließ. »Mr. Fleming?« Als sein Gegenüber nickte, zückte Oberholzer seinen Ausweis und stellte sich vor. »Eigentlich würde ich gerne mit Ihrer Frau sprechen.«

Anthony Fleming zog die Tür ein Stück weiter auf. »Kommen Sie doch herein«, sagte er, wobei sich die Ausdruckslosigkeit seiner Miene und seiner Stimme in leichte Besorgnis verwandelten. »Wir können uns in meinem Arbeitszimmer unterhalten.« Er führte Oberholzer und Hernandez in den holzgetäfelten Raum, und Oberholzer registrierte mit einem Rundblick jedes einzelne Möbelstück. Würde man ihn eine Woche später bitten, das Zimmer zu beschreiben, so hätte er nicht nur das ganze Mobiliar aufführen können, sondern auch noch dessen exakten Standort. Als Anthony Fleming seinen Schreibtisch erreicht und sich an die Kante gelehnt hatte, nachdem keiner der beiden Detectives seiner Aufforderung, Platz zu nehmen, nachgekommen war, hatte Oberholzer seinen Blick bereits von der Umgebung abgewandt und auf den Mann konzentriert.

»Ich nehme an, Sie kommen wegen Andrea Costanza«, sagte Fleming und stützte die Hände neben seinen Hüften auf die Schreibtischkante.

»Ihre Frau war mit ihr befreundet«, erwiderte Oberholzer. »Routinemäßig befragen wir jeden, der sie kannte. Ist Ihre Frau zu Hause?«

Fleming schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, meine Frau hat das sehr mitgenommen. Andrea war ihre beste Freundin, und nachdem –« Er unterbrach sich und begann dann neu. »Der

erste Mann meiner Frau wurde vor etwas über einem Jahr im Central Park ermordet. Und als jetzt ihre beste Freundin ebenfalls ermordet ...« Seine Stimme verlor sich ein zweites Mal, dann holte er tief Luft und sprach weiter. »Ich musste sie letzte Nacht ins Krankenhaus bringen. Sie hat mit angesehen, wie man Andreas Leichnam aus dem Haus trug, und danach ging es ihr sehr schlecht. Alpträume plagten sie und – nun, es ist schwer zu beschreiben. Ich glaube, sie hat eine Paranoia entwickelt. Gestern kam sie früher von der Arbeit nach Hause, und als ich heimkam, reagierte sie beinahe hysterisch. Glaubte, dass man sie beobachtet – solche Dinge eben. Ich versuchte sie zu beruhigen, aber als mir das nicht gelang –« In einer hilflosen Geste breitete er die Hände aus, seufzte und schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, dass sie in ein paar Tagen wieder zu Hause ist.«

»Wo liegt sie denn?«, fragte Oberholzer, Bleistift und Notizbuch griffbereit.

»Im Biddle Institut«, antwortete Fleming. »Oben an der 82. Straße West.«

»Wie gut kannten Sie Andrea Costanza?«, erkundigte sich Maria Hernandez.

»Eigentlich kaum«, antwortete Fleming. »Wir haben einmal mit ihr zu Abend gegessen, und sie war natürlich zu unserer Hochzeit geladen, aber im Grunde war das eine Frauengeschichte. Andrea und Caroline kannten sich schon seit dem College und steckten immer zusammen. Die beiden anderen des Kleeblatts sind Beverly Amondson und Rochelle Newman.«

Oberholzer nickte. »Und können Sie uns sagen, wo Sie beide letzten Freitagabend waren?«

»Letzten Freitag?«, begann Fleming, registrierte dann aber sofort, worum es Oberholzer ging. »Ah. Der Abend, an dem Andrea ermordet wurde. Nun, im Großen und Ganzen waren wir zu Hause. Wir haben mit den Kindern zu Abend gegessen,

und dann hatte ich eine Versammlung.«

»Eine Versammlung? Am Abend?«

»Eigentümerversammlung«, erklärte Fleming. »Wir treffen uns einmal im Monat, meistens, um über Geld zu debattieren.«

»Und wer hat noch an dieser Versammlung teilgenommen?«

Flemings Brauen hoben sich ein wenig, doch dann zählte er die Leute an seinen Fingern ab. »Na, mal sehen. Zunächst einmal ich selbst, dann George Burton und Irene Delamond. Und Ted Humphries.«

»Nur fünf?«, fragte Maria Hernandez erstaunt.

»Haben Sie eine Vorstellung, wie schwierig es ist, fünf Leute unter einen Hut zu kriegen?«

»Und die Versammlung dauerte ...?« Oberholzer ließ die Frage im Raum hängen.

»Etwa eineinhalb Stunden würde ich sagen. Um elf Uhr war ich sicherlich wieder zu Hause. Und jetzt, wenn Sie keine weiteren Fragen mehr haben, würde ich gern nach oben gehen und nach meinem Sohn sehen; er scheint eine Grippe aufgeschnappt zu haben.«

»Okay«, sagte Oberholzer, klappte sein Notizbuch zu und steckte es in die Innentasche seiner Jacke. »Ist es Ihnen recht, wenn wir Ihre Frau im Krankenhaus aufsuchen?«

»Meine Frau ist sehr krank«, entgegnete Fleming. »Wenn Sie vielleicht ein paar Tage warten –«

»Ich wünschte, ich könnte das«, warf Oberholzer ein. »Aber wir ermitteln in einem Mordfall, Mr. Fleming.«

Einen Moment schien es, als wollte Mr. Fleming die Sache nicht auf sich beruhen lassen, doch dann siegte die Vernunft. »Selbstverständlich«, sagte er und verließ seinen Platz am Schreibtisch, um die beiden Detectives zur Tür zu bringen. »Falls es noch etwas gibt, dann lassen Sie's mich wissen.«

»Wir bleiben in Verbindung«, versicherte ihm Oberholzer.

Weder er noch seine Kollegin sprachen ein Wort, bis sie das Rockwell verlassen, die Straße überquert und sich schon einen

halben Block von dem Gebäude entfernt hatten. »Nun?«, fragte Hernandez. »Was denken Sie?«

»Ich denke, dass ich mich zum Biddle Institut aufmache, und Sie sich noch einmal Costanzas Adressbuch vornehmen.«

»Ich wollte eigentlich wissen, was Sie von *ihm* halten.«

Oberholzer zuckte die Achseln. »Weiß ich erst, wenn ich überprüft habe, was er gesagt hat.«

»Ich mag ihn nicht«, erklärte Hernandez, obwohl Oberholzer sie nicht danach gefragt hatte. »Besonders seine Augen nicht.«

»Seine Augen«, wiederholte Oberholzer finster und rollte dabei mit den eigenen Augen. »Okay, ich habe angebissen. Was ist mit seinen Augen?«

»Sie sehen tot aus«, sagte Hernandez. »Ich meine wirklich tot. Wie die einer Leiche.«

Genau deshalb bin ich Sergeant, und du nicht, dachte Oberholzer bei sich, doch bis er oben an der 82. Straße ankam, hatte er diesen Gedanken schon wieder aus seinem Gedächtnis getilgt.

35. Kapitel

Biddle Institut... 82. Straße West... Biddle Institut... 82. Straße West... Biddle Institut... 82. Straße West... Immer wieder sagte Ryan die gleichen Worte laut vor sich hin, aus Angst, den Namen des Krankenhauses zu vergessen, in dem seine Mutter lag, oder die Adresse. Doch jetzt hatte er noch mehr Angst, dass Tony Fleming ihn erwischen würde.

Als er die Falltür entdeckt hatte, war sein spontaner Impuls gewesen, hindurchzuklettern und herauszufinden, ob sich dahinter ein Weg aus dem Haus befände. Doch die Dunkelheit hinter diesem schmalen Spalt war so undurchdringlich, dass Ryan schon beim bloßen Hindurchspähen eine Gänsehaut überlief und er sich lebhaft vorstellen konnte, welche Gefahren dahinter lauern könnten. Da gab es sicher Ratten; erst vor ein paar Tagen hatte er eine am Abflussgraben entdeckt, der um das ganze Gebäude herumführte. Und natürlich Spinnen und Kakerlaken. Vielleicht sogar Schwarze Witwen. Ryan hatte alles über diese Spinne in einem Buch über giftige Insekten gelesen, das er im letzten Sommer in der Bücherei entdeckt hatte, und es schien, als sei die Schwarze Witwe wirklich eine der gefährlichsten Spinnen, die in dunklen Ecken hausten, wo man sie nicht sehen konnte. Fledermäuse könnte es auch geben, doch da war er sich nicht so sicher. Aber mit Ratten, Kakerlaken und Spinnen musste er unbedingt rechnen.

Abermals überlief ihn bei der Vorstellung, was sich in der tintenschwarzen Dunkelheit alles tummeln könnte, eine Gänsehaut, und er kletterte wieder vom Regal runter, um in den Schubladen nach seiner Taschenlampe zu suchen, die er manchmal benutzte, um noch heimlich unter der Decke zu lesen. Er knipste sie an, und zu seiner Erleichterung leuchtete die Birne hell auf. Er wollte gerade den Schrank zumachen, als ihm das Messer einfiel, das ebenfalls in der Lade lag. Es war

kein großes Messer, und auch wenn die feinen Schnitzereien am Griff schon größtenteils abgewetzt waren, gehörte das Messer zu Ryans Lieblingsschätzen. Es hatte seinem Vater gehört, und er konnte sich noch gut daran erinnern, wie dieser ihm gezeigt hatte, wie er die Klinge an einem Wetzstein schärfen musste, bis sie so scharf war, dass man sich damit in den Finger schnitt, ohne es zu merken. Er durfte das Messer nicht mit sich herumtragen, denn wenn er es in der Hosentasche vergaß und mit in die Schule nahm, würde man ihn auf der Stelle hinausschmeißen. Doch als er wieder mit Schaudern an all die Krabbeltiere in dem Raum über dem Schrank dachte, schob er das Messer in die Tasche.

Jetzt kletterte er wieder in das Regal hinauf und spähte noch einmal durch den Spalt. Doch diesmal schnitt der Strahl der Taschenlampe eine Schneise in die Dunkelheit, und obwohl er sicher war, etwas weghuschen gesehen zu haben, war die ganze Sache längst nicht mehr so gruselig wie zuvor.

Zwischen seiner Zimmerdecke und den Balken, die das obere Stockwerk trugen, war ein Zwischenraum von gut einem halben Meter. Nicht hoch genug, um aufrecht zu gehen, doch ausreichend Platz, um auf allen vieren zu kriechen. Alle Arten von Rohren liefen durch diesen Zwischenraum; manche sahen aus, als wären sie schon ewig hier, andere wiederum wirkten ganz neu. Dann, als er den Strahl der Taschenlampe dorthin richtete, wo der hintere Teil seines Zimmers lag, sah er etwas, was dort eigentlich nicht hingehörte.

Obwohl es völlig unsinnig war, sah es so aus wie drei Stufen, die von seiner Zimmerdecke den halben Meter hoch zum Boden des darüber liegenden Stockwerks führten. Aber das ergab doch keinen Sinn – warum sollte jemand in diesem engen Zwischenraum eine Treppe bauen? Er hatte die Frage kaum zu Ende gedacht, da wusste er auch schon die Antwort.

Ein Geheimgang! Na klar – was sollte es sonst sein?

Alle Angst war vergessen, als er so schnell und so leise wie

möglich über die rauen Bodenbretter kroch, die Taschenlampe in einer Hand und den Kopf eingezogen, damit er sich nicht oben an den Balken stieß. Kurze Zeit später kauerte er vor einer schmalen Treppe, die steil in einen ebenso schmalen Gang hinabführte, und überlegte. Dann warf er einen Blick über die Schulter zurück zu dem Lichtstrahl, der durch die offene Bodenklappe fiel.

Er vermutete, dass dieser Gang in der Mauer zwischen seinem Zimmer und einem Zimmer der Nachbarwohnung verlaufen könnte, und als er den Kopf verdrehte, um nach oben zu spähen, hatte es den Anschein, als endete die Treppe ein Stockwerk höher. Aber wohin führte der Gang nach unten? Mit klopfendem Herzen erreichte er die erste Stufe und kroch die steile Treppe hinab. Mit jeder Stufe schien der Gang noch schmaler zu werden, und einen Moment lang war Ryan versucht, umzukehren und sich in die Sicherheit – und ins Licht – seines Zimmers zu flüchten. Doch dann kämpfte er seine Angst nieder; wenn es einen Ausweg gab, dann konnte er nur durch diesen Gang führen.

Tapfer arbeitete er sich weiter voran, um wenig später auf einen Quergang zu stoßen. Er hielt inne, versuchte sich zu orientieren, doch in der Enge wusste er nicht, in welche Richtung er gehen sollte. Und wenn er nun kurz darauf zu einem anderen Quergang und noch einem käme, würde er nie wieder zurückfinden. Aber noch während er darüber nachdachte, wusste er schon, wie er sich behelfen könnte. Er holte aus seiner rechten Hosentasche das Taschenmesser, klappte es auf und ritzte mit der Klinge knapp über dem Boden einen Pfeil in die Wand, der in Richtung Treppe zeigte. Anschließend leuchtete er mit der Lampe auf die Markierung. Zufrieden, dass man sie kaum sah, wenn man nicht direkt danach suchte, entschied er sich für eine Richtung und wandte sich nach rechts. Nach ein paar Schritten blieb er unvermittelt stehen, wartete und überlegte, was es gewesen war, das ihn

hatte innehalten lassen.

Instinktiv machte er die Taschenlampe aus und hielt die Luft an.

Nach ein paar Sekunden, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, hatten sich seine Pupillen in der tiefen Dunkelheit so weit geöffnet, dass er den winzigen Lichtfleck ein paar Schritte vor ihm erkennen konnte. Abermals musste er gegen den Drang ankämpfen, einfach umzukehren und sich in sein Zimmer zu flüchten. Doch als sich der Lichtpunkt nicht bewegte, kroch er langsam weiter, wagte jedoch nicht, die Lampe wieder anzuknipsen, sondern tastete sich mit Händen und Füßen durch die bleierne Finsternis. Und schließlich fand er die Quelle des winzigen Lichtschimmers: ein kleines Loch in der Wand des Gangs, auf einer Höhe, dass er, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, gerade hindurchspähen konnte.

Er blinzelte mit einem Auge durch das Loch, doch das Licht auf der anderen Seite blendete ihn, dass er erst einmal warten musste, bis sich das Auge darauf eingestellt hatte. Dann erst wurde ihm klar, dass er in ein Zimmer schaute.

Aber nicht in irgendein Zimmer.

In Lauries Zimmer.

Aber da stimmte was nicht – Lauries Bett war nicht gemacht! Die Decken waren zurückgeschlagen, und die Laken verknüllt. Laurie machte doch immer ihr Bett, jeden Morgen. Sie würde nicht einmal frühstücken, wenn sie ihr Bett noch nicht gemacht hatte.

Warum hatte sie es heute Morgen versäumt?

War sie am Ende überhaupt nicht zur Schule gegangen? War sie wieder krank? Vielleicht steckte sie ihm Bad und übergab sich gerade.

Aber wenn sie tatsächlich zu Hause geblieben war – warum hatte Tony ihm das dann nicht erzählt?

Wenn er ihn wegen Laurie belogen hatte, hatte er dann wegen seiner Mutter auch gelogen?

Er wollte rufen, wollte Laurie wissen lassen, dass er hier bei ihr war. Er hatte den Mund schon aufgerissen, da entschied er sich um. Was, wenn nicht nur Laurie ihn hörte, sondern auch Tony? Während er die Luft, die er für seinen Schrei in den Lungen gesammelt hatte, langsam in die Dunkelheit entweichen ließ, überlegte er, was als Nächstes zu tun war. Eigentlich gab es nur zwei Möglichkeiten – entweder zurück in sein Zimmer kriechen oder herausfinden, wohin dieser Gang führte. In seinem Zimmer konnte er nur tatenlos rumsitzen und warten.

Also wandte er sich von dem Guckloch ab, knipste die Taschenlampe wieder an und schlich sich tiefer in den Gang hinein.

Er kam an eine weitere Abzweigung und an eine weitere Treppe, hatte jeden Richtungswechsel markiert und befand sich schon ein Stück weit in dem neuen Gang, als er eine Stimme hörte.

Die Stimme seines Stiefvaters!

So laut und deutlich, dass ihm schier das Blut in den Adern gefror, und er wie angenagelt stehen blieb, überzeugt, dass man ihn entdeckt hatte. Doch dann vernahm er eine andere Stimme, die ihm irgendwie bekannt vorkam.

»Ihre Frau war mit Andrea befreundet«, sagte die Stimme. »Wir unterhalten uns routinemäßig mit jedem, der sie gekannt hat. Ist Ihre Frau zu Hause?«

Wieder wagte Ryan nicht zu atmen, und diesmal presste er das Ohr an die Mauer, obwohl das eigentlich nicht notwendig gewesen wäre.

Und dann, ein paar Sekunden später, hörte er es: Das Biddle Institut 82. Straße West.

Seine Mutter war nur ein paar Straßen weit weg! Wenn er aus diesem Haus herauskäme, würde er zu ihr gehen, und dann würde alles gut werden. Ganz bestimmt gab es einen Weg nach draußen – er musste ihn nur finden. Doch gerade als er in die

Dunkelheit schlüpfen wollte, erhob sich wieder die Stimme seines Stiefvaters.

»Wenn Sie keine weiteren Fragen mehr haben«, sagte Anthony Fleming, »würde ich jetzt gern nach oben gehen und nach meinem Sohn sehen. Er scheint eine Grippe aufgeschnappt zu haben.«

Ryan erstarrte. Wenn sein Stiefvater das Zimmer leer vorfände, und er nicht sofort einen Weg nach draußen entdeckte –

Gefangen!

Er wäre gefangen, und es gäbe kein Entrinnen und –

Tausend Möglichkeiten schossen ihm durch den Kopf, was Tony mit ihm anstellen würde, wenn er ihn zu fassen bekäme. So schnell er konnte, rannte Ryan den Weg zurück und versuchte dabei kein Geräusch zu machen. Und die ganze Zeit über wiederholte er unermüdlich Namen und Adresse des Krankenhauses, wobei er nicht weniger Angst hatte, sie zu vergessen, als von seinem Stiefvater entdeckt zu werden. *Biddle Institut ... 82. Straße West ... Biddle Institut ... 82. Straße West ...* Und dann, gerade als er die letzte Treppe erreichte, fing das Licht seiner Taschenlampe an zu flackern. Wie vom Teufel gejagt raste er die Stufen hinauf, warf sich auf den Boden und kroch durch den niedrigen Zwischenraum zwischen seiner Zimmerdecke und dem darüber liegenden Stockwerk auf die Klapptür zu, aus der ein wenig Licht schien. Als er schließlich das Regal in seinem Schrank erreicht hatte und hinuntersprang, leuchtete der Glühfaden seiner Taschenlampe nur noch ganz matt.

Wäre er in dem Gang geblieben, hätte er bald im Finsternen gestanden.

Allein, in undurchdringlicher Dunkelheit verloren.

Aber er war nicht verloren, er war zurückgekehrt in sein helles Zimmer, und er wusste, wo seine Mutter war.

Jetzt musste er nur noch den richtigen Zeitpunkt abwarten,

um sich aus der Wohnung zu stehlen. Doch zuerst musste er seinen Stiefvater dazu bringen, dass er ihn aus seinem Zimmer ließ, wenigstens für eine Weile.

Keine Minute später, als sein Stiefvater die Tür aufsperrte und in sein Zimmer trat, schaute Ryan zerknirscht zu ihm auf. »Verzeih mir«, sagte er. »Ich habe gestern Abend etwas gesehen.« Tony sagte nichts, doch seine seltsam toten Augen blieben auf Ryan fixiert. »Ich ... ich bin aufgewacht, weil ich etwas gehört habe, und bin hinaus in den Flur gegangen. Da habe ich gehört, wie du gesagt hast, dass alles gut werden würde. Aber ich wusste ja nicht, was passiert war, und habe Angst gekriegt, und als du dann in mein Zimmer kamst, da habe ich so getan, als ob ich schlief.«

»Das ist alles, was du gehört hast?«, fragte Anthony Fleming.

Ryan nickte und war sich ziemlich sicher, dass sein Stiefvater ihm glaubte.

Kaum hatte Frank Oberholzer das Biddle Institut gefunden, begann sein Magen schmerzhaft Warnsignale auszusenden. Für ein Krankenhaus war das Gebäude recht klein, und Oberholzer war überzeugt davon, dass das auch nicht seine ursprüngliche Bestimmung gewesen war. Die braune Klinkerfassade der Frontseite maß gut dreißig Meter in der Länge, in der Mitte gab es eine Flügeltür, der einzige Zugang zu dem Haus, abgesehen von einem kleinen Lieferanteneingang an der Westseite des Gebäudes. Das Erdgeschoss, das sich einige Schritte über dem Niveau des Gehsteigs befand, besaß acht große Bogenfenster, jeweils vier zu beiden Seiten des Eingangs. Über dem Erdgeschoss erhoben sich vier weitere Stockwerke, das Zweite und Dritte bewehrt mit verzierten Steinsäulen, die von den acht Bogenfenstern ausgingen und eine Terrasse trugen, die sich über die gesamte vierte Etage erstreckte. Bis zu diesem Morgen hatte Oberholzer

das Gebäude für ein Privathaus gehalten, das von irgendeiner Stiftung oder einem Konsulat genutzt wurde. Den einzigen Hinweis auf das Biddle Institut fand er auf einer rechts neben dem Eingang in die Mauer eingelassenen Messingplatte, so diskret, dass sie Oberholzer nicht aufgefallen war, als er das Gebäude von der gegenüberliegenden Straßenseite aus betrachtet hatte. Die Tatsache, dass er das Messingschild übersehen hatte, sagte ihm zweierlei: Erstens, dass das Biddle Institut nicht an Laufkundschaft interessiert war, und zweitens – und das war noch wichtiger –, dass er nachlässig wurde. Vor ein paar Jahren wäre ihm das nicht passiert.

Und er stellte sich die Frage, was ihm wohl sonst noch so alles entging, wenn er das Schild nicht gesehen hatte.

Sein Magen grummelte eine Antwort, die seine Stimmung nicht zu heben vermochte. Daraufhin angelte er in seiner Tasche nach den Magnesiumpillen, in der vagen Hoffnung, sie mögen die Abwehrreaktion seines nervösen Magens auf das Pastrami-Sandwich, das er ihm vor einer Stunde zugemutet hatte, besänftigen. Zumindest für ein paar Minuten brannte daraufhin das Feuer in seinem Magen auf etwas niedrigerer Flamme. Oberholzer stieg die Stufen hinauf, suchte die Klingel und drückte dann gegen die Tür. Zu seiner Überraschung öffnete sich diese, und er betrat ein Vestibül, das das Foyer eines dieser kleinen Hotels an der Upper East Side hätte sein können, wo man nie sicher war, ob man sich in einem Hotel oder aber einem dieser überteuerten Altenheime befand.

Die Einrichtung des Vestibüls – Oberholzer hätte seinen Kopf darauf verwettet, dass man es hier nicht Wartezimmer nannte – entstammte demselben Jahrgang wie das Gebäude selbst, und wenn er sich nicht täuschte, waren die Möbel auch keine Repliken, sondern Originale. Gleich rechts neben dem zweiten Türenpaar, das das Innere des Gebäudes von den Blicken jedweder Besucher abschirmte, saß eine Dame mittleren Alters hinter einem Schreibtisch. Die in ein dunkel-

blaues Kostüm über einer weißen Plissee-bluse gewandete Dame hob bei Oberholzers Eintreten den Kopf, ihre Miene eine perfekte Maske der Ausdruckslosigkeit, von einem Hauch Neugier durchzogen.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?« Oberholzer zückte seine Dienstmarke, was seinem Gegenüber nicht einmal ein Zwinkern entlockte, und stellte sich vor. Das brachte ihm nur die Wiederholung der vorigen Frage ein, gefolgt von einer erneuten heftigen Säureattacke auf seine Magenwände. »Und was kann ich nun für Sie tun, Sergeant Oberholzer?« Hatte sie die Marke überhaupt nicht beeindruckt?

»Ich bin hier, um eine Patientin zu besuchen«, brummte er. »Caroline Fleming?«

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein«, erwiderte die Frau mit einem Gleichmut, der Flammen aus der Glut in seinem Magen schlagen ließ.

Oberholzer suchte ihren Schreibtisch nach einem Namensschild ab, fand aber keines. »Und Sie sind –?«, begann er und ließ den Rest der Frage in der Luft hängen.

»Ms. Nelson.«

»Und Ihre Position ist –?«

»Empfang.«

Oberholzer holte tief Atem und ließ ihn langsam entweichen, doch die Luft in seinen Lungen trug nicht dazu bei, das Feuer in seinem Magen zu kühlen. Im Gegenteil, jetzt spürte er, wie ihm die Magensäure die Speiseröhre hochstieg. Im Fernsehen arbeiteten die Empfangsdamen stets mit den Cops zusammen – man sah nur die Bosse mauern. »Und obliegt es der Verantwortung der Empfangsdame zu entscheiden, was möglich ist und was nicht?«

Die Nelson zuckte mit keiner Wimper, doch plötzlich öffnete sich eine der inneren Türen und ein Mann trat heraus, ungefähr im gleichen Alter wie die Empfangsdame und auch ebenso konservativ gekleidet, mit dem Unterschied, dass sein perfekt

geschnittener Anzug von einem so dunklen Blau war, dass er beinahe schwarz wirkte. »Ich bin Harold Caseman«, sagte er und kam mit ausgestreckter Hand auf Oberholzer zu. »Was kann ich für Sie tun?«

Ein Summer, dachte Oberholzer, während er abermals seine Dienstmarke vorzeigte. Ms. Nelson mit der ausdruckslosen Miene und dem Fuß auf dem Summer. »Ich würde gern eine Ihrer Patientinnen besuchen«, sagte er laut. »Caroline Fleming.«

Casemans Braue krümmte sich sorgenvoll. »Zunächst einmal möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, dass wir unsere Klienten nicht als Patienten bezeichnen; und was den Besuch angeht, da haben wir leider ganz klare Regeln –«

»Das NYPD ebenfalls. Mr. Caseman.«

»Doktor Caseman«, korrigierte ihn der andere.

»Aber einer ohne Patienten«, hakte Oberholzer nach. »Und daraus folgere ich, dass es demnach auch kein Patienten-Arzt-Vertrauensverhältnis gibt, oder?«

»Haarspaltereien, Sergeant Oberholz.«

»Oberholzer«, korrigierte nun der Detective seinerseits und sah zu, dass er genau so viel Betonung auf die letzte Silbe legte wie Caseman auf die erste gelegt hatte. »Wenn ich Sie also richtig verstanden habe, ist sie eine Patientin, aber Sie bezeichnen sie nicht als solche?«

Caseman seufzte so resigniert, als versuchte er einen aufsässigen Sechsjährigen zu belehren. »Das Wort ›Patient‹ impliziert Krankheit«, begann er, aber Oberholzer hatte die Nase bereits voll.

»Genau wie der Titel ›Doktor‹ oder?«, fiel er ihm ins Wort. »Okay, ich denke, wir haben genug Unsinn geredet. Ist Caroline Fleming nun hier oder nicht?«

»Ist sie«, bequeme sich Caseman einzuräumen, aber erst nach einer kurzen Pause, in der er anscheinend überlegte, ob er Chancen hatte, diesen Zweikampf zu gewinnen. »Also schön,

wenn Sie darauf bestehen.« Er hielt Oberholzer den Türflügel auf, ließ ihm den Vortritt und führte ihn dann zu einem Aufzug, der sie in den dritten Stock brachte. Als sie die winzige eichenvertäfelte Kabine verließen, standen sie in einem Flur, der durch die gesamte Länge des Gebäudes führte. Wie im Vestibül unten glaubte man sich in diesem Flur auch eher in einem kleinen, eleganten Hotel statt in einer Klinik, und in einem Alkoven saß wieder eine elegant gekleidete Frau in den Vierzigern hinter einem Schreibtisch. »Den Schlüssel zu Mrs. Flemings Suite, bitte. Mrs. Archer.«

Nachdem sie einen verglasten Schrank geöffnet hatte, nahm sie einen dieser altmodischen Hotelschlüssel vom Haken – der schon viele Jahre vor der Erfindung der modernen Chipkartenschlüssel seinen Dienst versehen hatte.

Keine Minute später fand sich Oberholzer Caroline Evans-Fleming gegenüber. Sie lag halb aufgerichtet und von drei Kopfkissen gestützt im Bett. Das Haar hing ihr schlaff um das aschfahle Gesicht, und ihre Augen hatten einen glasigen Schimmer. »Mrs. E–«, begann Oberholzer, berichtete sich jedoch rasch. »Mrs. Fleming?«, sprach er sie an, doch Caroline Fleming starrte nur weiter geradeaus, als hätte sie ihn weder gehört noch gesehen.

»Sie ist erschöpft und hat ein Beruhigungsmittel bekommen«, erklärte Caseman.

Oberholzer trat näher ans Bett und beugte sich etwas vor. »Mrs. Evans?«, sagte er und benutzte nun absichtlich den Namen, unter dem er sie vor etlichen Monaten kennen gelernt hatte. »Ich bin Detective Oberholzer.«

Einen Moment lang kam keine Reaktion, doch dann schwang Carolines Kopf langsam herum, bis sie ihn ansah. Etwas flackerte in ihren Augen auf, und sie hob die Hand, als wollte sie sie ihm entgegenstrecken.

»Tot«, flüsterte sie. »Alle. Sie sind alle tot.«

Oberholzer ergriff ihre Hand. »Keine Sorge«, sagte er. »Wir

werden herausfinden, was mit Ihrer Freundin passiert ist.«

Carolines Lippen bewegten sich, und dabei blickten ihre Augen im Zimmer umher, als hielten sie nach einem unsichtbaren Feind Ausschau. »Sie verstehen nicht«, hauchte sie. »Alle von ihnen – sind tot.« Ihre Stimme wurde immer lauter, als sie die Worte ein ums andere Mal wiederholte. »Tot! Tot! O Gott, warum glaubt mir denn niemand? Alle sind sie tot!« Ihre Stimme wurde zu einem Wimmern, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und einen Moment später schluchzte sie.

»Ist ja gut, Mrs. Fleming«, sagte Harold Caseman, der mit einem Mobiltelefon in der Hand ans Bett getreten war, in das er so schnell ein paar Worte sprach, dass Oberholzer nicht folgen konnte. Kaum hatte er das Handy wieder eingesteckt, erschien auch schon eine Krankenschwester mit einer Injektonsspritze.

Ein paar Sekunden später war Caroline Fleming am Einschlafen. Doch kurz bevor sie die Augen schloss, fixierte sie Frank Oberholzer mit ihrem verschwommenen Blick und streckte die Hand nach ihm aus. »Helfen Sie ihnen«, wisperte sie. »Helfen–«

Doch ehe sie zu Ende sprechen konnte, brachten die Drogen sie zum Schweigen, und ihre Hand fiel schlaff aufs Bett zurück.

»Mom?« Wie ein Dunstschleier glitt das Wort über Lauries Lippen und löste sich so rasch auf wie Nebel in der Morgensonne. Nur dass es hier keine Sonne gab – nein, eigentlich gab es überhaupt kein Licht; nur eine graue Dürsterkeit, die Laurie wissen ließ, dass sie nicht länger in ihrem Zimmer war, aber längst nicht hell genug, um auszumachen, wo sie sich befand.

Sie versuchte sich aufzusetzen, doch das gelang ihr nicht. Obwohl sie geschlafen hatte, war sie so müde und erschöpft wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Ihr Körper fühlte sich an, als hätte man die ganze Kraft aus ihm herausgesogen. Noch

einmal rief sie nach ihrer Mutter; und noch einmal kam nur ein leises Murmeln über ihre Lippen, das selbst sie nur mit Mühe hören konnte. Dieses Rufen kostete sie so viel Kraft, dass sie beinahe wieder in die Bewusstlosigkeit abgedriftet wäre. Und gerade als sie sich den sanften Armen des Schlafs überlassen wollte, hörte sie etwas.

Ein Geräusch, beinahe so leise wie das, das sie eben selbst von sich gegeben hatte, so leise, dass sie glaubte, sich vielleicht verhöhrt zu haben. Und dennoch grub sich dieser Laut in das bisschen Bewusstsein, das ihr noch geblieben war, und entzog sie dem angenehmen Schlaf.

Sie drehte den Kopf, spähte in das dunkle Grau zu ihrer Rechten.

Und sah etwas.

Sie musste sich sehr anstrengen, es in dem düsteren Licht zu erkennen, und zunächst wusste sie nur, dass es irgendwie vertraut aussah. Und dann dämmerte es ihr – es war eine dieser Bahnen, die sie benutzten, um Leute im Krankenhaus herumzufahren. Das hatte sie im Fernsehen schon hundertmal gesehen. Aber wie nannte man sie? Sie kramte in ihrer Erinnerung, die sich genauso matt anfühlte wie ihr Körper, dann fiel es ihr wieder ein.

Eine Tragbahre – nein, da gab es noch einen Ausdruck dafür. *Krankentrage*.

Das war es. Erschöpft von der Anstrengung, das richtige Wort zu finden, blieb sie ganz still liegen und schnappte nach Luft, als wäre sie gerade dreimal um den Block gerannt. Und während sie so im dämmrigen Licht lag, und ihr Atem sich beruhigte, begannen ihre Finger die Oberfläche zu erforschen, auf der sie lag.

Sie war hart, von einem Leintuch bedeckt, und fühlte sich durch den dünnen Stoff kalt an.

Auch eine Trage.

Lag sie im Krankenhaus?

Noch einmal kramte sie in ihrer Erinnerung, doch die Teile von gestern zusammenzusetzen erschien ihr sehr viel schwieriger als ein Tausend-Teile-Puzzle. Nach und nach ergab sich ein Bild. Sie war gestern Abend nicht krank gewesen – sie hatte sich gut gefühlt. Es war Mom gewesen, der es nicht gut gegangen war.

Als sie von der Schule nach Hause gekommen war, hatte ihre Mutter im Bett gelegen, und sie war zu ihr gegangen. Hatte sie sich da bei ihr angesteckt? Aber sie fühlte sich nicht so, als hätte sie Grippe – bei Grippe musste sie sich oft erbrechen, die Knochen taten ihr weh, und sie bekam Fieber. Jetzt war sie nur völlig erschöpft – unendlich müde wie nie zuvor.

Aber nicht krank.

Wieder grub sie in ihrer Erinnerung und fand weitere Puzzleteile: Wie sie ins Bett gegangen war. Wie sie versucht hatte, so lange wie möglich wach zu bleiben, aus Angst, die Stimmen könnten wieder kommen.

Die Stimmen und die Träume.

Sie *waren* gestern Nacht wieder gekommen. Falls es wirklich erst vergangene Nacht gewesen war; so wie sie sich im Moment fühlte, kam es ihr vor, als hätte sie seit Tagen nicht mehr richtig geschlafen. Aber die Träume waren gekommen, schlimmer als je zuvor. Da waren lauter Leute um sie herum gewesen, die sie hochgehoben und auf –

Auf eine Trage gelegt hatten! Die gleiche, auf der sie jetzt noch lag? Wie war das möglich? Also träumte sie!

Immer mehr Teilchen fügten sich in das Bild: Sie erinnerte sich, dass man Schläuche in ihre Nase, ihren Mund und –

Die Erinnerung daran ließ sie leise wimmern, und sie zuckte zusammen, als sie wieder die schmerzhaften Stiche der Nadeln fühlte, die man ihr in die Arme, die Beine, die Brust und den Bauch getrieben hatte.

Das Wimmern steigerte sich zu einem Schmerz- und

Angstschrei.

Und einen Lidschlag später antwortete ein Geräusch – das gleiche Geräusch, das sie den lockenden Armen des Schlafs entrissen hatte. Sie verdrehte den Kopf, und jetzt konnte sie im grauen Zwielflicht eine Gestalt ausmachen, die ein paar Schritte entfernt ebenfalls auf einer Bahre lag.

»I-ist jemand –«, begann sie, doch die Kraft verließ sie, ehe sie die Frage ganz aussprechen konnte. Sie glaubte, eine winzige Bewegung wahrgenommen zu haben, doch in diesem trüben Licht hätte sie sich auch getäuscht haben können. Mit einem leisen Seufzer drehte sie den Kopf wieder zurück, schaute nun senkrecht in die Höhe.

Und tauchte wieder in ihre Erinnerung ab.

Da waren Leute um sie herum – sie kannte die Gesichter, doch irgendwas stimmte nicht mit ihnen. Sie sahen alle viel jünger aus, als sie sie in Erinnerung hatte. Sie lächelten sie an, nickten mit den Köpfen und gaben sich so betulich wie Hennen angesichts eines verwundeten Kükens.

Hennen ... Das war es: Die Gesichter gehörten alle Frauen.

Mit Ausnahme von Tony und Dr. Humphries, und –

»Laaaaurieeee!«

Der entsetzte Schrei brodelte in ihrer Erinnerung hoch, und obwohl ihr Name in dem chaotischen Gebrüll kaum zu verstehen war, erkannte sie die Stimme sofort. Ihre Mutter! Ihre Mutter war auch dabei gewesen, hatte versucht sie zu retten, sie zu bewahren vor –

Vor was?

Sie wusste es nicht.

Nur eines wusste sie ganz gewiss: Das war kein Traum.

War nie ein Traum gewesen.

Es hatte sich alles in Wirklichkeit so abgespielt. Die Stimmen hinter der Wand ihres Zimmers, die Gestalten an ihrem Bett, die Finger, die sie gestupst hatten – all das war wirklich geschehen.

Sie spürte, wie ein Schluchzer sich in ihrer Kehle formte, und plötzlich veränderte sich etwas. Fast unmerklich, dass sie schon glaubte, sich geirrt zu haben, doch dann passierte es wieder – ein sanfter Lufthauch strich über ihre Wange hinweg, als ob jemand irgendwo eine Tür geöffnet hätte. Sie schluckte den Schluchzer hinunter, blieb mucksmäuschenstill liegen, hielt sogar die Luft an und lauschte.

Schritte.

Dann wurde es ein wenig heller, so dass sie zumindest ihre nähere Umgebung erkennen konnte. Über ihr schwere Holzbalken, die ungehobelte Dielenbretter trugen.

Um sie herum Ziegelwände, im Laufe der Jahre dunkel geworden.

Überall Rohre und Leitungen, sie sich um die Balken herumschlängelten und an den Wänden nach oben stiegen.

Der Keller – das musste der Keller des Rockwell sein. Und während die Schritte immer näher kamen, drehte sie noch einmal den Kopf zur Seite und schaute zu der anderen Trage hin. Jetzt konnte sie die Gestalt darauf deutlich erkennen – ein Junge, so dünn, dass er beinahe unter dem Laken verschwand, mit dem er zugedeckt war. Sein Kopf war ebenfalls zur Seite gedreht, er schaute zu ihr herüber, und Laurie konnte seine Augen sehen, die tief in die Höhlen gesunken waren und in dem ausgezehrten Gesicht riesig wirkten. Er lag so still da, dass Laurie einen schrecklichen Moment lang glaubte, er sei tot. Doch dann sah sie ihn in dem immer heller werdenden Licht blinzeln.

Er blinzelte, stöhnte und schien noch mehr in sich zusammenzuschrumpfen. Kurz darauf hörte Laurie ein ratterndes Geräusch, das klang, als ob jemand einen dieser Einkaufswagen auf sie zuschöbe, dann eine bekannte Stimme, die sie im Moment niemandem zuordnen konnte. Doch als kurz darauf ein Schatten über sie fiel, und sie hochsah, wusste sie augenblicklich, wem diese Stimme gehörte.

Rodney. Neben ihm stand ein alter Teewagen, ähnlich wie die, die in dem Laden verkauft wurden, wo ihre Mutter arbeitete. Darauf standen zwei Gläser, gefüllt mit etwas Undefinierbaren.

Der Portier schaute auf sie herab, und als er zu sprechen begann, musste Laurie den Kopf abwenden, so eklig stank sein Atem.

»Tu das nicht«, sagte Rodney, nahm ihr Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte ihren Kopf wieder zurück. »Ich möchte dich ansehen. Dreh dich nicht weg, wenn ich dich ansehe.«

Laurie versuchte laut zu schreien, doch ihre Stimme ließ sie im Stich. Wehrlos musste sie in die Augen des Portiers starren.

»Essenszeit«, verkündete der, den Griff um ihr Kinn ein wenig lockernd. Dann stieß er einen komischen Laut aus, der vielleicht ein Lachen sein sollte. »Wir können dich doch nicht verhungern lassen, oder?«, scherzte er. »Oh, nein – das können wir nicht. Noch nicht, jedenfalls.«

Dann schob Rodney einen Arm unter ihre Schultern, der sich kalt und klamm anfühlte, und half ihr sich aufzusetzen; dabei wäre beinahe ihre Decke heruntergerutscht. Während er sie mit der einen Hand stützte, nahm er mit der anderen Hand eines der beiden Gläser und hielt es ihr an die Lippen.

Zu schwach, um sich zu wehren, öffnete Laurie die Lippen, und einen Augenblick später füllte sich ihr Mund mit einem faulig schmeckenden Schleim, gegen den ihr Magen sofort rebellierte.

»Schluck das«, befahl Rodney und hielt ihr vorsichtshalber den Mund zu, damit sie das Zeug nicht ausspucken konnte. Er brachte den Kopf näher an ihr Gesicht, und sein fauliger Atem strich über sie hinweg, als er ihr ins Ohr zischte: »Jetzt schluck endlich runter! Oder willst du lieber gleich sterben?«

Ihr Magen hob sich, der widerliche Gestank schnürte ihr schier die Kehle zu, doch Laurie zwang sich dazu, die Portion

hinunterzuschlucken.

Ihr folgte eine zweite, dann eine dritte.

Bei der vierten Portion schluchzte Laurie, und bei der fünften war sie sicher, dass sie sterben würde, wenn sie noch einen Schluck von diesem scheußlichen Schleim trinken müsste.

Und gleich darauf befiel sie eine ganz andere Angst.

Sie begann sich davor zu fürchten, vielleicht doch nicht sterben zu müssen.

36. Kapitel

»Ich will endlich wissen, wo Laurie ist!«, zeterte Ryan. Die Fäuste in die Hüften gestemmt, funkelte er Melanie Shackelforth wutentbrannt an.

»Das habe ich dir bereits gesagt«, gab Melanie zurück, mit sehr viel mehr Geduld in der Stimme, als sie verspürte. »Sie verbringt den Abend und die Nacht mit einer ihrer Freundinnen.«

»Mit wem denn?«, fragte Ryan angriffslustig.

Melanies Augen wurden schmal, und sie presste die Lippen aufeinander. Es hatte Zeiten gegeben –, wo man Kinder sah, aber nicht hörte; und Rotznasen wie diesem Ryan Evans gab man eine schallende Ohrfeige, damit sie lernten, wie sie sich zu benehmen hatten. Aber heute war eine andere Zeit, und Anthony Fleming hatte ihr strikte Anweisungen gegeben, den Jungen unter keinen Umständen zu schlagen, ganz gleich, wie anmaßend und frech er auch sein mochte. Doch wenn der Kerl noch lange so weitermachte ...

»Das wissen Sie nicht, stimmt's?«, höhnte Ryan, der die Wut in ihren Augen lodern sah. »Sie wissen es nicht, weil Sie mich anlügen!« Er trat näher zu ihr hin und hob die Stimme: »Lügnerin! Lügnerin! Lügnerin!«

Melanies Wut, die sie den ganzen Nachmittag über in Zaum gehalten hatte, war kurz davor, überzuschäumen. Sie hätte ihn in seinem Zimmer eingesperrt lassen sollen – wie Anthony es angeordnet hatte –, doch als er gebettelt hatte, er müsse dringend auf die Toilette, hatte sie sich erweichen und Anthonys Anordnung außer Acht gelassen. Bis vor ein paar Minuten hatte er sich ja noch ganz anständig benommen. Doch jetzt wurde ihr klar, dass Anthony mit dem Zimmerarrest ganz Recht gehabt hatte. Virginia Estherbrook hätte genauso gehandelt. Aber Virginia Estherbrook gab es nicht mehr, und

Melanie Shackleforth – ein Name, der ihr inzwischen sogar besser gefiel als »Virginia Estherbrook« – beabsichtigte sehr viel moderner zu sein. Doch Ryan machte es ihr nicht leicht.

»Lügnerin, Lügnerin, Lügnerin!«, sang Ryan jetzt, und zwar mit einer derart spöttischen Stimme, die Melanies Zorn über die Grenzen hinaustrieb, die Anthony ihr gesetzt hatte. Ehe sie noch wusste, was sie tat, holte sie aus und versetzte Ryan eine solche Ohrfeige, dass ihr die Hand brannte.

Wutentbrannt und mit einem lauten Schrei stürzte Ryan sich auf sie, fuhr ihr mit den Fingernägeln durchs Gesicht und riss sie an den Haaren. Melanie kreischte auf, als sich ein kleines Büschel Haare von ihrer Kopfhaut löste, doch gleich darauf hatten ihre Finger die seinen gepackt und mit sehr viel mehr Kraft, als sie seit Jahren verspürt hatte, begann sie, seine Finger einen nach dem anderen aufzubiegen und ihre Haare aus seinem Griff zu befreien. »Wie kannst du es wagen!«, zischte sie. Sie packte ihn am Handgelenk, zerrte ihn die Treppe hinauf, den Flur entlang, schob ihn in sein Zimmer und verriegelte die Tür hinter ihm. »Du kommst da erst wieder raus, wenn du ein paar Manieren gelernt hast, mein Freundchen!«, rief sie durch die dicke Mahagonitür. »Dein Stiefvater hatte absolut Recht!« Ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie nach unten in die Gästetoilette neben der Bibliothek. Sie drehte das Licht an und musterte sich im Spiegel.

Ihre Wangen – die Knochenstruktur sah so makellos aus wie noch nie unter der jungen Haut, die ihr Anteil an Rebecca Mayhew gewesen war – waren von tiefen Kratzern zerfurcht, wo Ryans Nägel sich in ihr Fleisch gegraben hatten. Einen Moment lang überfiel sie Panik, doch dann erinnerte sie sich, dass das frische junge Haut war, die rasch heilen würde. Es würden noch Jahrzehnte vergehen, bis ihre Haut wieder dem Zahn der Zeit erliegen würde. Doch als sie ihr Haar genauer betrachtete – das wunderbar dichte Haar, wie sie es seit zwanzig Jahren nicht mehr gehabt hatte –, glitzerten Tränen in

ihren Augen. Der Junge hatte daran gerissen, und jetzt blutete ihre Kopfhaut. *Aber ich bin wieder jung*, beruhigte sie sich. *Es wird heilen. Es wird alles verheilen*. Und wenn der Junge erst einmal reif war – so reif wie seine Schwester – würden auch alle anderen Männer ihre Jugend zurückgewinnen, nicht nur Anton.

Aber nächstes Mal würde sie die Kinder selbst aussuchen. Sie hatte gewusst, dass die beiden ein Fehler waren – das hatte sie Lavinia und Alicia gleich zu Anfang gesagt, als sie eingezogen waren. Sie und ihre Mutter.

Das war der eigentliche Fehler gewesen – Kinder mit Mutter auszuwählen. Wie lange, glaubte Anton, kämen sie damit durch? Beim letzten Mal, als sie Zwillingsbuben gefunden hatten, die beinahe schon reif waren, und weder er noch die anderen Männer dem winkenden Festmahl hatten widerstehen können, da mochte es ja das Risiko wert gewesen sein. Aber diesmal war es definitiv ein Fehler gewesen. Auch wenn Caroline weggesperrt war, war Melanie fest davon überzeugt, dass die Polizei wieder kommen würde. Anton würde ihre Bedenken garantiert zerstreuen, doch sie wusste, dass es mit jedem Jahrzehnt schwieriger werden würde. Aber als sie nochmals einen Blick in den Spiegel warf, da wusste Melanie, dass sich jedes Risiko lohnte, ganz gleich, wie groß.

Selbst mit den Kratzern und den ausgerissenen Haaren sah sie heute besser aus als seit Jahrzehnten. Vielleicht sogar Jahrhunderten ...

Ryan hörte das Schloss einschnappen und warf einen Blick auf den Wecker auf seinem Nachttisch. Erst kurz nach halb vier. Tony hatte gesagt, er würde nicht vor halb sechs oder sechs zurück sein, was bedeutete, dass Ryan zwei Stunden blieben, das Gewirr der Geheimgänge zu erforschen. Zumal er ziemlich sicher sein konnte, Melanie Wie-immer-sie-heißen-mochte so vergrault zu haben, dass sie sich nicht mehr in seine Nähe

wagen würde, bis sein Stiefvater nach Hause käme.

Genau so hatte er es vom ersten Augenblick an geplant, als sie kam, um auf ihn aufzupassen, während sein Stiefvater seinen Geschäften – wie immer die aussehen mochten – nachging. Er hatte genau gewusst, dass sie nicht gekommen war, um mit ihm zu spielen, sondern einzig und allein deshalb, damit er nicht fortlief. Es war nicht schwierig gewesen, ihr so zu schmeicheln, dass sie ihn auf die Toilette gehen ließ, und hinterher so nett zu sein, dass sie ihm erlaubte, sich außerhalb seines Zimmers aufzuhalten, so lange, bis er gefunden hatte, was er suchte. Auch das war nicht schwierig gewesen – in der unteren Küchenschublade hatte er ein ganzes Paket Batterien entdeckt, die einige Zeit reichen würden.

Außerdem hatte er noch den Schlüsselbund mitnehmen wollen, den seine Mutter gestern aus dem Laden gemogelt hatte. Das war ein bisschen kniffliger gewesen, da ihre Tasche nicht wie üblich auf dem Tisch in der Diele stand. Er fürchtete schon, die Schlüssel hätte sie in die Klinik mitgenommen, doch dann beschloss er, sie trotzdem zu suchen. Das hatte eine ganze Stunde gedauert. Schließlich hatte er sich sogar in das Ankleidezimmer, das von dem großen Schlafzimmer abging, schleichen und alle Schubladen aufziehen müssen, bis er endlich fündig wurde. Melanie, oder wie immer sie in Wirklichkeit hieß, hätte ihn um ein Haar erwischt, aber er hatte sich noch rechtzeitig in sein Zimmer flüchten können, ehe sie die Treppe heraufkam. Und als sie ihn dann fragte, was er denn täte, lag er bereits ausgestreckt auf seinem Bett und las, während der Schlüsselbund sicher unter der Matratze verstaubt war, wo sie ihn nie finden würde. Einen Wäschestift hatte er auch mitgehen lassen, damit er nicht wertvolle Zeit damit vergeuden musste, die Pfeile in die Mauern zu ritzen, um sich nicht zu verirren.

Jetzt, sicher in seinem Zimmer eingesperrt, und Melanie so wütend, dass sie niemals auf die Idee käme, ihn herauszu-

lassen, überprüfte er seine Taschen ein letztes Mal. Messer, Wäschestift und Schlüsselbund waren in der vorderen Tasche seiner Jeans, und in den Jackentaschen steckten die Reservebatterien. Er war bereit.

Eine halbe Stunde später hatte er einen Weg durch das finstere Labyrinth gefunden und war sicher, in den Keller gelangt zu sein. Die meisten der Gänge waren sehr eng gewesen, abgesehen von dem großen Raum, von dem er glaubte, dass er sich direkt hinter Tonys Arbeitszimmer befand. Dort standen Regale mit Flaschen und Schläuchen und dergleichen herum, die aus einem Krankenhaus hätten stammen können, und von diesem Raum zweigten weitere Gänge ab. Einige von ihnen hatte er erforscht und festgestellt, dass in den Wänden Gucklöcher waren. Durch die meisten konnte er nichts sehen, doch wenn er etwas sah, dann immer Räume, der wie Kinderzimmer eingerichtet waren.

Aber außer ihm und Laurie und Rebecca gab es keine Kinder in diesem Haus.

Und Rebecca war inzwischen weg.

Und Laurie –

Beinahe hätte er angefangen zu weinen. Ganz gleich, was Tony sagte, Ryan war überzeugt davon, dass Laurie nicht zur Schule gegangen war und auch nach der Schule keine Freundin besuchte, wie Melanie ihm weismachen wollte.

Wenn sie Laurie nun etwas angetan hatten, und seine Mutter nicht heimkam –

An dem Punkt zwang er sich, nicht weiter zu denken, denn wenn er jetzt anfangen zu weinen, könnte er sicherlich nicht mehr damit aufhören, und jemand könnte es hören, oder er sich verlaufen, oder –

Das wollte er sich gar nicht genauer ausmalen, und um sich daran zu hindern, an all die Dinge zu denken, die passieren könnten, konzentrierte er sich darauf, bei der Markierung seines Wegs, den er genommen hatte, keine Fehler zu machen.

An jeder Abzweigung malte er mehrere Pfeile an die Mauer, um jeglichem Irrtum vorzubeugen, und er schrieb sogar Nummern dazu, damit er später wusste, in welchem Stockwerk er sich bewegte.

Deshalb war er sich auch ziemlich sicher, dass er sich momentan im Keller befand, denn er war sieben Etagen nach unten gegangen, ausgehend von der Decke seines Zimmers, das im sechsten Stockwerk lag. Hier unten gab es nur einen Gang, der viel breiter war als die oberen, es gab keine Abzweigungen, und der Boden bestand aus Zement.

Und es roch so komisch – modrig und irgendwie verfault.

Am Ende des Gangs sah er eine Tür und auf halbem Weg dorthin entdeckte er seitlich in der Mauer eine zweite.

Unschlüssig, welche er zuerst probieren sollte, blieb er stehen und entschied sich schließlich für die ihm am nächsten liegende.

Abgesperrt.

Im Strahl seiner Taschenlampe erkannte er, dass es ebenfalls eine Mahagonitür war, jedoch ohne die Schnitzereien, die die meisten Türen in dem Gebäude zierten. Gleichzeitig entdeckte er, dass sie das gleiche Schlüsselloch besaß wie auch seine Zimmertür und alle anderen Türen, die er bisher im Haus gesehen hatte.

Er zog den Schlüsselbund aus der Tasche und begann sie der Reihe nach auszuprobieren.

Der Zwölfte passte.

Das Schloss ließ sich öffnen.

Ryan nahm allen Mut zusammen, knipste die Taschenlampe aus und drehte den Türknauf.

Die Tür schwang auf, und ein schrecklicher Gestank schlug ihm entgegen, so intensiv, dass er unwillkürlich einen Schritt zurückwich und sich die Nase zuhielt. Doch ein paar Augenblicke später siegte die Neugier über seinen Ekel, und er ging so nahe zur Tür, dass er hineinsehen konnte.

Hinter der Tür lag ein großer Raum, mit Holzbalken an der Decke, die das Stockwerk darüber trugen. Es war nicht stockfinster in dem Raum, im Gegenteil, nach den düsteren Gängen kam es Ryan hier drinnen beinahe hell vor. Ryan entdeckte auch sofort, woher das Licht kam – von ein paar schmalen Fenstern hoch oben in der rückwärtigen Mauer, die sich in den Abflussgraben öffneten, der um das gesamte Gebäude führte.

Aber es war trotzdem nicht hell genug, dass er viel erkennen konnte.

Er knipste die Taschenlampe wieder an.

Und hörte im gleichen Moment ein schwaches Stöhnen.

Sofort machte er die Lampe wieder aus.

Es folgte eine lange Stille, währenddessen sich Ryans Augen an das schummrige Licht gewöhnten. Als sich der Laut nicht wiederholte, wagte er sich langsam weiter in den Raum vor, blieb aber nach jedem Schritt stehen, um zu horchen. Nach etwa zehn Schritten stieß er auf einen dieser Wagen, mit dem sie im Krankenhaus die Leute herumschoben. Aber was hatte so ein Ding hier unten im Keller des Rockwell zu suchen?

Ein paar Schritte später traf er wieder auf so einen Rollwagen, nur war der diesmal nicht leer.

Er war mit einem Tuch abgedeckt, und unter dem Tuch lag etwas.

Etwas, das diesen grässlichen Gestank verbreitete. Einige Minuten stand Ryan ganz still vor dem Wagen – und der reglosen Gestalt unter dem Tuch – und kämpfte gegen den Drang an, umzukehren und zurück in den dunklen Gang zu schlüpfen. Doch noch ehe er den ersten Schritt zurück machte, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf: *Wenn das nun Laurie ist?* Aber es konnte nicht Laurie sein.

Oder doch?

Er zögerte.

Seine Angst wuchs, und während ein kalter Schweißfilm

seine Haut überzog, wurde die Stimme immer nachdrücklicher, und schließlich streckte er die Hand aus und hob mit zitternden Fingern das Tuch gerade so weit hoch, damit er sehen konnte, was darunter war.

Eine Leiche, die Haut so grau wie das trübe Licht.

Laurie!

Der Gedanke explodierte in Ryans Kopf, und abermals drängte es ihn, sich umzudrehen und in die Dunkelheit zu flüchten. Und abermals gewann der andere Teil von ihm die Oberhand – der, der *wissen* wollte.

Er schlug das Tuch ganz zurück, schaltete seine Lampe an und richtete den Lichtkegel auf den Leichnam.

Oder auf das, was davon noch übrig war.

Der Leib war aufgeschnitten, und in der leeren Bauchhöhle, die einst die lebenswichtigen Organe beherbergt hatte, ringelten sich jetzt fette weiße Maden, die ihre Mahlzeit an dem verfaulten Fleisch nur deshalb beendeten, um dem hellen Lichtschein zu entfliehen. Ryan ignorierte die Übelkeit, die ihm die Kehle hochstieg, richtete den Lichtstrahl auf das Gesicht – und starrte in leere Augenhöhlen.

Aber das übrige Gesicht kam ihm bekannt vor, und auch ohne die Augen erkannte er Rebecca Mayhew auf Anhieb.

Heiße Tränen schossen ihm in die Augen, doch sein Herz klopfte nicht mehr ganz so laut, als ihm klar wurde, dass es wenigstens nicht seine Schwester war. Er schlug das Tuch wieder über Rebeccas verwüsteten Leichnam und ging langsam weiter.

Und traf auf eine weitere Bahre.

Der Körper, der auf dieser lag, war nicht ganz zugedeckt – der Kopf schaute raus, und als Ryan die Lampe auf das Gesicht richtete, erkannte er, dass es zu einem Jungen gehörte, nur wenig älter als er selbst. Die Augen, die tief in den Höhlen lagen, blinzelten in den Lichtschein.

Ryan zuckte zusammen, dann erstarrte er.

Die Lippen des Jungen bewegten sich, doch er brachte keinen Laut zustande.

Verunsichert legte Ryan dem Jungen ganz vorsichtig die Hand auf die Stirn. »Es wird alles gut«, wisperte er. »Ich ... ich hole dich hier raus.«

Doch Ryan merkte selbst, wie hohl seine Worte klangen, und war sich sicher, dass der Junge – wer immer er sein mochte – ihm auch nicht glaubte.

Und plötzlich hörte er aus dem grauen Zwielflicht ein anderes Geräusch. Es war ein bisschen lauter als das, das er als erstes gehört hatte, als er seine Taschenlampe angemacht hatte, und jetzt wusste er, was es war: eine Stimme, ganz leise und schwach. Kaum wahrnehmbar. Aber dann hörte er sie wieder.

»M-mom?«

Jetzt raste sein Herz. Hektisch leuchtete er in dem düsteren Raum herum. Dann sah er sie.

Da stand noch eine Krankenbahre, doch die hatte eine andere Form und war fast ganz von einem Laken bedeckt. Und auf dieser Bahre lag jemand, und obwohl die Stimme kaum hörbar gewesen war, glaubte er, sie erkannt zu haben.

Er rannte darauf zu und keine Sekunde später leuchtete er mit seiner Taschenlampe in ein Gesicht.

Lauries Gesicht.

»N-nicht –«, stammelte sie und versuchte, ihre Augen von dem grellen Licht wegzudrehen. »B-bitte nicht –«

Ryan richtete den Strahl zur Seite. »Ich bin's!«, flüsterte er so laut wie er sich traute.

Einen Moment lang reagierte Laurie überhaupt nicht, doch dann wandte sie ganz langsam ihren Kopf zu ihm um. Ihre Lippen fingen an sich zu bewegen, und dann kamen Worte heraus, schleppend und sehr schwach.

»Suche Mom«, wisperte sie. »Du musst sie finden, Ryan. Wenn nicht, werde ich sterben.«

Die Nacht lag wie ein Leichentuch über der Stadt, und als Ryan an seinem Fenster stand und in den Park schaute, fiel ihm als Erstes ein, was mit seinem Vater dort passiert war. Seit jenem Abend hatte Ryan nicht einmal daran zu denken gewagt, nach Einbruch der Dunkelheit allein auf die Straße zu gehen, aus Angst, ihm könnte das Gleiche zustoßen wie seinem Vater. Aber heute Abend blieb ihm keine andere Wahl.

Er hatte gleich nachdem er Laurie entdeckt hatte, aufbrechen wollen – eigentlich hatte er Laurie mitnehmen wollen. Aber sie war so schwach, dass sie kaum reden konnte, ganz zu schweigen davon, von der Pritsche zu steigen und ihm durch die Gänge zu folgen.

Ja, aber wohin?

Das war die Frage – selbst wenn Laurie kräftiger gewesen wäre, hätte er gar nicht gewusst, wohin er sie hätte bringen sollen.

Er wusste ja nicht einmal, wie er aus diesem verfluchten Haus herauskäme. Und auch nicht, *ob* er überhaupt herauskäme.

Nachdem er eingesehen hatte, dass Laurie es nicht einmal bis zur ersten Treppe schaffen würde, wollte er bei ihr bleiben, aber sie ließ nicht locker. »Du musst einen Weg nach draußen finden – und du musst Mom finden. Wenn du sie nicht findest...«

Ihre Stimme verhallte, doch sie musste den Satz nicht zu Ende bringen, um sich Ryan verständlich zu machen.

Sie würden beide sterben, genau wie Rebecca.

So hatte er Laurie schließlich versprochen, einen Weg aus dem Haus zu suchen, und sich dann aufgemacht, um festzustellen, ob er sein Versprechen halten könnte. Als Erstes hatte er es an der Tür am Ende dieses Gangs versucht, die er von der letzten Treppe aus gesehen hatte. Ganz langsam, Schritt für Schritt hatte er sich herangearbeitet, immer wieder gelauscht, ob jemand käme, denn je näher er dieser Tür kam,

desto weiter entfernte er sich von der Treppe, die sein einziger Fluchtweg war. Aber es war still geblieben, und schließlich erreichte er die Tür und drehte am Knauf.

Abgesperrt.

Abgesperrt, und es gab kein Schlüsselloch.

Er hatte jeden Zentimeter dieser Tür untersucht, zwei kostbare Batterien verbraucht, um herauszufinden, ob sich die Tür irgendwie anderweitig öffnen ließe, doch außer dem Türknauf konnte er an dieser Seite der Tür nichts entdecken. Keine Scharniere, aus denen er die Nägel hätte herausziehen können, oder eine Stelle, wo sich ein Brecheisen hätte ansetzen lassen, wenn er ein solches gefunden hätte. Als die Batterien schwächer wurden, und er sah, wie spät es war, ließ er von der Tür ab, doch anstatt auf schnellstem Weg in sein Zimmer zurückzulaufen, erkundete er auf dem Rückweg noch so viele Gänge wie möglich.

Ohne einen Weg nach draußen zu finden.

Im ersten Stock gab es nur einen schmalen Gang mit nur einer Tür. Zumindest glaubte er, dass es eine Tür war. Sie hatte keinen Knauf, keine Klinke und kein Schloss, aber es kam Ryan so vor, als ließe sie sich zur Seite schieben, wenn er nur herausfände wie. Doch als ein weiteres Batteriepaar beinahe aufgebraucht war, gab Ryan die Suche nach einem Öffnungsmechanismus auf, weil er wusste, er würde nie mehr in sein Zimmer zurückfinden, wenn die Taschenlampe ausginge.

Er hatte nicht mehr genug Zeit, all die Gänge in den oberen Stockwerken zu erforschen, und als er wieder in seinem Schrank landete, hatte er nur noch zwei volle Batterien übrig.

Er war noch keine fünf Minuten in seinem Zimmer, da drehte sich ein Schlüssel im Türschloss. Sein Stiefvater stand da und starrte ihn mit seinen toten Augen an. »Du wirst dich auf der Stelle bei Miss Shackelforth entschuldigen.«

Ryan tat, wie ihm geheißen, und gab sich alle Mühe, seine Miene so aussehen zu lassen, als täte es ihm wirklich Leid,

dass er sich so danebenbenommen hatte.

Er stand das Abendessen durch, zwang sich etwas zu essen und tat so, als glaubte er die Geschichte seines Stiefvaters, dass Laurie bei einer Freundin übernachtete.

Er fragte auch nicht, bei wem; gab stattdessen vor, dass es ihn gar nicht interessierte.

Um acht Uhr erklärte er, dass er müde sei und früh zu Bett gehen wolle, und als Tony kam, um ihn zuzudecken, wehrte er sich nicht. Und er fragte ihn, ob er am nächsten Tag seine Mutter im Krankenhaus besuchen könne.

»Mal sehen«, antwortete Tony. Dann ging er, machte die Tür zu und schloss sie, wie Ryan gehofft hatte, ab.

Jetzt starrte Ryan hinaus in die Nacht, und der Mut, den er sich den ganzen Abend über antrainiert hatte, begann ihn langsam zu verlassen. Nach einem letzten Blick aus dem Fenster klopfte er auf die Batterien in seiner Jackentasche, versicherte sich, dass er die Schlüssel, den schwarzen Wäschestift und sein Taschenmesser bei sich hatte und stopfte ein paar Kissen unter die Bettdecke, für den Fall, dass Tony noch einmal nach ihm sah. Nachdem er alle Lichter gelöscht hatte, ging er in den Schrank und kletterte noch einmal das Regal hinauf. Dann schlüpfte er durch die Klapptür und machte sie hinter sich zu.

Um Batterien zu sparen, tastete er sich durch die Gänge, die ihm inzwischen vertraut waren, und arbeitete sich diesmal nach oben vor. Die meisten der Nebengänge ignorierte er und verfolgte sie nur so weit, bis er wusste, dass von dort keine andere Treppe weiter nach oben führte, denn heute Nacht hatte er nur ein Ziel.

Einen Weg nach draußen zu finden.

Und wenn es keinen Weg durch den Keller oder den ersten Stock gab, blieb nur noch – das Dach.

Er hatte die neunte Etage erreicht – die oberste, davon war er überzeugt. Die letzte Treppe erschien ihm länger als all die

anderen, und als er die oberste Stufe erklommen hatte, führte der Gang nur etwa zwanzig Schritte weit, ehe er in einem Quergang endete.

Ryan leuchtete in beide Richtungen. Nachdem ihm keine von beiden vielversprechend schien, wandte er sich schließlich nach rechts. Nach knapp zwanzig Metern endete auch dieser Gang in einem Quergang. Er erkundete beide Richtungen, stieß jedoch beide Male an eine Mauer.

Etwas nervös kehrte er um, passierte den Gang, durch den er ursprünglich gekommen war und ging weiter, bis er am Ende auf eine zweite Traverse stieß.

Aber auch hier endeten beide Seiten des Querganges in einer Sackgasse.

Kein Weg nach draußen.

Mit sinkendem Mut machte er sich wieder auf den Rückweg zu der Treppe, die nach unten führte, und gerade als er die erste Stufe hinabsteigen wollte, fiel ihm ein, wie er überhaupt in diese Gänge gelangt war.

Die Taschenlampe nun nach oben gerichtet, ging er den Weg noch einmal zurück, diesmal jedoch nicht auf der Suche nach einer Tür oder Treppe, sondern nach einer weiteren Klappe.

Am Ende des ersten Gangs wurde er fündig. Zunächst war er nicht sicher, was es war; es sah aus wie eine an die Decke geschraubte Leiter. Doch als er genauer hinschaute, stellte er fest, dass sie an einem Ende mit Scharnieren versehen war, und am anderen Ende befand sich ein Seil, das durch die Decke zu führen schien.

Er streckte sich, versuchte die Leiter mit den Fingerspitzen zu erreichen, doch das schaffte er nicht.

Dann zog er die Schuhe aus, um keinen Lärm zu machen, und sprang ein paar Mal in die Höhe.

Und reichte noch immer nicht an die unterste Sprosse heran.

Ein Stuhl, genau das brauchte er. Aber wo sollte er den hernehmen?

Seinen Schreibtischstuhl?

Nur wie sollte er den durch die Klappe in seinem Schrank wuchten? Und wenn er ihn fallen ließe, und Tony das Geräusch hörte –

Als das Licht der Taschenlampe allmählich schwächer wurde, griff er in seine Tasche nach den beiden letzten Batterien. Und während er so dastand und überlegte, ob er sie gleich tauschen oder lieber noch warten sollte, bis die anderen total leer waren, kam ihm eine Idee. Er schlüpfte aus seiner Jacke, die er nur wegen der großen Taschen angezogen hatte, knotete den einen Ärmel am Bündchen zu und ließ die Batterien hineinfallen. Dann drehte er die dünne Jacke so straff zusammen, dass eine Art Seil daraus wurde, mit einem Gewicht an einem Ende. Es war nicht sehr lang, etwas über einen Meter vielleicht, doch wenn er das beschwerte Ende über die unterste Sprosse warf, könnte er damit die Leiter nach unten ziehen.

Er hob die Jacke hoch, schwang sie ein paar Mal probeweise herum. Wenn er nicht aufpasste, würde der Ärmel mit den Batterien gegen die Wand oder den Boden schlagen, und –

Er beschloss, lieber nicht an die Folgen zu denken.

Er machte noch ein paar Versuche, dann zielte er mit dem Ärmel auf die Sprosse.

Der prallte an der Decke ab, ohne die Sprosse zu berühren.

Nach weiteren drei Versuchen hatte er den richtigen Wurfwinkel gefunden, und er musste noch zwölf Mal werfen, bis der Ärmel mit den Batterien wie durch ein Wunder den schmalen Zwischenraum zwischen Decke und Sprosse traf.

Nun wedelte er mit dem anderen Ende der Jacke hin und her, damit das schwere Ende weiter nach unten rutschte. Doch auch als sein rechter Arm voll ausgestreckt war, fehlte noch fast ein halber Meter, dass er das andere Ende erreichen konnte.

Fast fünf Minuten stand er da, starrte abwechselnd die Jacke und die Leitersprosse an, dann sprang er, den einen Ärmel

immer noch in der Hand, ein letztes Mal hoch, damit das schwerere Ende noch ein bisschen weiter nach unten kam, dann ließ er den Ärmel los.

Nun baumelten beide Ärmel knapp außer Reichweite über ihm. Wenn er jetzt hochsprang und beide Ärmel gleichzeitig packte ...

Eine Weile blieb er ruhig stehen, konzentrierte sich, dann ging er in die Hocke, holte dreimal tief Luft, als wollte er tauchen anstatt in die Luft springen. Dann, als seine Lungen ganz gefüllt waren, schoss er in die Höhe, und einen Lidschlag später bekamen seine Hände je einen Ärmel zu fassen.

Während die Leiter langsam nach unten glitt, hörte er das entfernte Quietschen eines unsichtbaren Gegengewichts, das sich irgendwo in oder auf der anderen Seite der Mauer hob. Kurz darauf traf die Leiter auf dem Boden auf. Ryan hielt sie mit dem Fuß fest, während er den Ärmel aufknotete, die Batterien wieder einsteckte und die Jacke anzog. Rasch kletterte er nun die Leiter hinauf und drückte die kleine Klappe auf, die die Sprossen und Seitenteile der Leiter beinahe ganz verdeckt hatten.

Er befand sich jetzt im Speicher des Rockwell, und als er mit der Taschenlampe herumleuchtete, sah er eine weitere Tür.

Eine Tür, die hinaus aufs Dach führte.

Auf der Schwelle blieb er kurz stehen, sog die kühle Abendluft tief in seine Lungen. Der Himmel über ihm war sternenklar, und der Mond beinahe voll. Jetzt konnte er die Taschenlampe ausschalten, schob sie in die Jackentasche und trat hinaus auf die schmale Planke, die zwischen den beiden steilen Dachfirsten, um einen der Türme herum und schließlich zu dem niedrigen Wall verlief, der sich um das ganze Gebäude zog.

Langsam arbeitete er sich voran, immer auf der Suche nach einer Feuertreppe.

Und fand keine.

Jede der vier Feuertreppen des Gebäudes ging vom achten Stockwerk aus, zwei Stockwerke unter Ryan.

Es gab keine Leitern, keine Rohre, nicht einmal einen Mauervorsprung, auf den er hätte kriechen können.

Noch einmal ging er um das ganze Gebäude herum, und als er zur Westseite kam, da fiel ihm plötzlich etwas auf.

Auf dem Nachbargebäude begannen die Feuertreppen oben auf dem Dach und führten hinunter bis in die zweite Etage. Aber das Dach des Nachbarhauses war um ein Stockwerk niedriger als das Rockwell, und dort, wo die Feuertreppe am Haus gegenüber begann, war das Rockwell-Dach so steil, dass Ryan sich nicht einmal auf dem Bauch kriechend darauf gewagt hätte. Ein paar Meter weiter links gab es jedoch eine ebene Fläche, ehe man zur Eckkuppel kam.

Die Kluft zwischen den beiden Gebäuden betrug mindestens dreieinhalb Meter.

Das würde er nie schaffen.

Er würde zwischen den beiden Häusern in die Tiefe stürzen, unten auf dem Asphalt aufschlagen und –

Plötzlich war ihm, als zöge die Kluft ihn an, und ihm wurde ganz schwindlig im Kopf. Er trat ein paar Schritte zurück, bis das unangenehme Gefühl nachließ.

Dann trat er noch einmal vor und besah sich den Abstand zwischen den beiden Häusern genauer.

Vielleicht waren es gar keine dreieinhalb Meter – sondern nur knapp drei.

Letztes Schuljahr hatte er beim Weitsprung mit Anlauf zwei Meter siebzig geschafft. Und nachdem das andere Dach tiefer lag, würde er sicherlich ein Stück weiter kommen.

Oder doch nicht?

Noch einmal warf er einen Blick nach unten, aber nur ganz kurz, denn sofort wurde ihm wieder schwindlig.

Aber ihm blieb keine Wahl. Er musste es einfach versuchen – oder aufgeben.

Rückwärts gehend, versuchte er genau abzumessen, wie viele Schritte er brauchte, um den niedrigen Wall zu erreichen.

Wenn er ihn verfehlte ...

Wenn er sich im Abstand der beiden Häuser geirrt hatte ...

Wenn er stolperte ...

Wenn ...

Und während er die Kluft fixierte, hörte er wieder die Stimme seines Vaters: *Beiß die Zähne zusammen ...*

Kurz entschlossen pumpte Ryan Luft in seine Lungen und rannte los.

Ein Schritt. Zwei Schritte. Drei Schritte.

Sein rechtes Bein griff weit aus, und sein Fuß fand den Absprung von dem kleinen Mauerwall. Er warf die Arme zurück, holte Schwung, katapultierte sich nach vorn und sein linker Fuß streckte sich in die Luft.

Sein rechter Fuß löste sich vom Absprung. Er flog. Und die Zeit schien stillzustehen, dehnte sich ins Unendliche ...

Ich bin nicht verrückt. Ich leide nicht unter Verfolgungswahn und bin auch nicht psychotisch. Es ist alles wahr. Es hört sich völlig verzwickelt an, paranoid, ist es aber nicht. Es ist alles real. Diese Sätze waren Caroline zu einem Mantra geworden, das sie sich im Stillen so oft vorgesagt hatte, dass die einzelnen Worte eine mystische Qualität bekommen hatten. Obgleich sie durch die ständige Wiederholung bedeutungslos geworden waren, hatte sich der Rhythmus tief in ihre Seele eingebettet, ein Anker, der ihren Verstand davor bewahrte, wegzudriften. *Es ist alles wahr. Es ist alles wahr. Es ist alles wahr. Nicht paranoid. Nicht paranoid. Nicht paranoid. Nicht verrückt. Nicht verrückt. Nicht verrückt...* Doch trotz der ständigen Wiederholung dieser Sätze spürte sie, dass sie immer näher an die Schwelle zum Wahnsinn trieb. Der gähnte vor ihr wie ein bodenloser Abgrund, der sie so unaufhaltsam anzog wie ein Balkongeländer im sechsten Stock einen, der an Höhenangst

leidet.

Die Sache war die, dass trotz des Mantras, an das sie sich klammerte, ihre Erinnerungen mehr und mehr zu Spiegelbildern ihrer Einbildung oder ihrer Träume gerieten. Wie konnte das auch alles wahr sein?

Tony konnte unmöglich tot sein.

Melanie Shackleforth konnte nicht Virginia Estherbrook sein. Und sie konnte unmöglich Tony und ihre Nachbarn gesehen haben, die sich um ihre Tochter versammelt hatten, um ihr das Leben abzusaugen.

Und doch lag sie, die Hände fixiert, im Bett, starrte an die Decke und wartete auf –

Auf was?

Einen Arzt? Einen Arzt, der kommen würde, um sie gesund zu machen?

Aber sie war doch gar nicht krank.

Nicht krank ... nicht verrückt ... nicht paranoid ...

Aber waren das nicht gerade die Kriterien für eine Wahnvorstellung, dass man überzeugt davon war, dass alles, was man sich einbildete, sich tatsächlich auch ganz real so abspielte?

Und wenn dieser Arzt – sofern er ein Arzt war – nun Recht hatte? Als er zu ihr gekommen war ... wann war das gewesen? Vor Stunden? Vor Minuten? Nicht dass es wichtig wäre. Wichtig war nur, dass er ihr alles erklärt hatte.

So, als spräche er zu einer Fünfjährigen.

»Sie hatten einen Zusammenbruch«, hatte er ihr gesagt. »Nichts Ernstes. Ich schätze, dass Sie in ein paar Tagen wieder nach Hause gehen können. Sie brauchen nur Ruhe, und das weit weg von Arbeit und Kindern. Betrachten Sie es einfach als eine Auszeit, die Sie sich zu Ihrem eigenen Wohl nehmen.«

Aber es war kein Zusammenbruch, und sie war nicht verrückt und –

Und sie erinnerte sich an Detective Oberholzers Blick, als sie

ihm zu schildern versucht hatte, was passiert war. Er hatte ihr genauso wenig geglaubt wie der Doktor.

Seit der Spritze, die sie so schnell hatte einschlafen lassen, dass sie gar nicht hatte beenden können, was sie Oberholzer sagen wollte, war alles verschwommen. Als sie aufgewacht war, war ihr Verstand so vernebelt gewesen, dass sie sogar zu träge gewesen war, sich aufzusetzen. Sie lag einfach nur da – wie lange wusste sie nicht – bis der Nebel sich allmählich lichtete, und ihre Erinnerungen zurückzukehren begannen. Zunächst hatten sie angemetet wie die letzten Eindrücke eines Albtraums, die sie nicht hatte abschütteln können, doch als ihr Verstand wieder zu arbeiten begann, verschwanden sie nicht wie andere Traumbilder.

Stattdessen wurden sie mit jeder Minute, die verstrich, lebendiger, und je mehr sich ihr Bewusstsein klärte, desto vehementer schob sich wieder die Angst um ihre Kinder in den Vordergrund und verdrängte die Wirkung der Medikamente, die sie ihr eingeflößt hatten. Und inzwischen hatte sie auch wieder angefangen, ihr Mantra zu rezitieren: *Es ist alles wahr ...es ist alles wahr ...*

Doch wenn das alles wahr, und sie nicht verrückt war, dann musste sie einen Ausweg finden. Aus diesem Zimmer und aus diesem Krankenhaus, oder was immer das hier war. Aber die einzige Möglichkeit, das zu schaffen, war, bei klarem Verstand zu bleiben; und die einzige Möglichkeit, bei klarem Verstand zu bleiben, war, die Medikamente zu vermeiden. Wenn sie ihr wieder so eine Injektion gaben –

Caroline weigerte sich, diesen Gedanken zu Ende zu denken, doch dann entschied sie sich plötzlich um. Wenn sie nicht verrückt war, dann konnte sie der Realität ins Gesicht sehen und rationale Entscheidungen treffen. Sie formulierte den Gedanken erneut und zwang sich diesmal, ihn bis zu seiner logischen Schlussfolgerung durchzudenken. Wenn sie ihr wieder so eine Injektion verpassten, würde sie wieder in

Tiefschlaf fallen. Und wenn sie schlief, konnte sie nichts unternehmen, um ihren Kindern zu helfen. Sie würde warten müssen, bis die Droge an Wirkung verlor, der Nebel sich auflöste und wieder von vorne anfangen. Zeit würde verloren gehen und Laurie bis dahin tot sein.

Tot.

Nein, das würde sie nicht geschehen lassen, nicht solange sie noch einen Funken Leben in sich spürte.

Danach war alles viel einfacher. Sie konzentrierte sich jetzt immer nur auf eine Sache. Als Erstes hatte sie dieses Zimmer auf etwaige Fluchtwege überprüft. Und dabei war ihr klar geworden, dass dies hier kein normales Krankenhaus war. Einmal ganz abgesehen von der Bambustapete, die viel zu teuer für ein Krankenhaus aussah, gab es noch andere Dinge, die einfach nicht passten. Nirgendwo im Zimmer gab es eine Uhr. Keinen Fernseher. Und kein Fenster.

Nur ein kahler Raum mit einer Eichentür und einem Kristalltürknauf.

Der gleiche Knauf, wie sie ihn aus den Wohnungen im Rockwell kannte!

Befand sie sich etwa noch dort? In irgendeiner anderen Wohnung? Nein, das ergab keinen Sinn – so wie Detective Oberholzer sich gegeben hatte, musste sie sich in einer Art Krankenhaus befinden. Der Doktor war bei ihm gewesen, und außerdem eine Krankenschwester. Demnach konnte es sich nur um eine Privatklinik handeln – eine dieser schicken Etablissements für reiche Leute, die nicht wie ein Krankenhaus aussahen.

Tony konnte es sich sicherlich leisten, sie in so einem Haus unterzubringen.

Wenn es denn eine private Einrichtung war, dann wahrscheinlich eine kleine, was bedeutete, dass sie, falls sie sich von den Fixierriemen befreien konnte und die Tür nicht abgesperrt war, eine Chance zu fliehen hatte.

Die einzige Möglichkeit jedoch, die Fixierung loszuwerden, bestand darin, ruhig zu sein.

Als dann die Schwester das nächste Mal nach ihr sah, hatte Caroline sie angelächelt und sie gefragt, ob sie auf die Toilette gehen könnte. Die Schwester, die sich als Bernice Watson vorgestellt hatte, musterte sie prüfend, doch da Caroline es schaffte, keine der vielen Emotionen erkennen zu lassen, die in ihr wüteten, nicht nur die Angst um ihre Kinder verbarg, sondern auch die maßlose Wut auf ihren Ehemann, entschied Bernice Watson, dass sie ihrer Bitte nachkommen könnte. Sie hatte die Riemen gelöst, Caroline beim Aufstehen geholfen und sie ins Badezimmer geführt. Bei offener Tür hatte sie gewartet, bis Caroline fertig war, und sie dann wieder ins Bett gebracht.

Caroline war viel zu schwach gewesen, sich zu wehren, geschweige denn zu fliehen.

Sie hatte nicht aufgebeht, als Bernice Watson sie wieder ans Bett fixierte, und dankbar jeden Bissen der Mahlzeit geschluckt, die ihr gebracht worden war. Als dann der Mann, der sich Dr. Caseman nannte, hereinkam, versicherte sie ihm, dass sie sich schon viel wohler fühle, und ihm ein wenig von den »Träumen« erzählt, die sie geplagt und so durcheinander gebracht hatten, dass Tony sie hatte einliefern müssen. Sie entschuldigte sich sogar für ihr Benehmen, in dessen Folge er ihr hatte eine Spritze geben müssen.

Der Arzt hatte nicht darauf bestanden, ihr eine weitere Injektion zu verabreichen.

Nun saß sie wieder vor einer Mahlzeit, und Bernice Watson hatte die Riemen an ihren Händen gelöst, damit sie essen konnte. Und wieder aß sie alles auf.

Und wieder ließ sie es geschehen, dass die Schwester ihr die Riemen anlegte, nachdem sie sie ins Badezimmer begleitet hatte.

»So, jetzt müssen wir nur noch unsere Schlaftablette einnehmen, und morgen früh werden wir uns wie neugeboren

fühlen«, sagte die Schwester, nachdem ein Mädchen das Tablett abgeholt hatte.

Caroline machte gehorsam den Mund auf und akzeptierte die zwei winzigen Pillen aus einem kleinen Pappbecher, den die Schwester ihr an die Lippen hielt, und das Glas Wasser. »Danke«, sagte sie, nachdem sie das halbe Glas geleert hatte.

»Sie werden sehen, morgen wird es uns schon viel besser gehen«, versicherte ihr Bernice Watson noch einmal. Einen Moment später verließ sie das Zimmer, und Caroline hörte das Klicken des Schlosses, als die Schwester die Tür abspernte.

Und im selben Moment spuckte sie die zwei Pillen wieder aus.

37. Kapitel

Während sein Körper noch durch die Luft segelte, traf sein linker, weit ausgestreckter Fuß auf der niedrigen Balustrade auf dem Dach des Gebäudes hinter dem Rockwell auf. Als er merkte, dass er nach vorne zu fallen drohte, streckte er beide Arme und das rechte Bein aus, doch er hatte noch zu viel Schwung und fiel der Länge nach hin. Dabei spürte er einen stechenden Schmerz, als etwas in seine linke Handfläche schnitt. Er rollte sich herum, setzte sich auf und begann instinktiv an der Wunde seiner Hand zu saugen. Kaum hatte der Schmerz ein wenig nachgelassen, inspizierte er rasch seinen restlichen Körper. Bis auf die linke Hand und einer Schürfwunde am rechten Knie war er unverletzt. Als Nächstes überprüfte er den Inhalt seiner Taschen. Die Taschenlampe war noch da und funktionierte sogar noch, obwohl das Glas gesprungen war. Die beiden letzten Batterien steckten noch immer in seiner linken Hosentasche, der Schlüsselbund, der Wäschestift und das Taschenmesser in seiner rechten. Erleichtert stand er auf. Außer der Hand und dem Knie tat ihm sonst nichts weh.

Er lief zur nächst gelegenen Feuerleiter und spähte über die Brüstung. Eine verrostete, in der Hausmauer verankerte Leiter führte kerzengerade hinab zu einem Absatz; von da ab gab es eine Reihe von Eisentreppen. Es war zu dunkel, um bis ganz nach unten zu sehen, doch er war sicher, dass er im zweiten Stockwerk wieder auf eine Leiter stoßen würde, die hinab auf den Gehsteig führte.

Er kletterte über die Balustrade, drehte sich um und klammerte sich dann an den Seitenstangen der Leiter so fest, dass ihm die Finger wehtaten, während er mit dem rechten Fuß nach der obersten Sprosse tastete. Dann stellte er sich probeweise mit seinem ganzen Gewicht darauf, doch trotz des

Rosts fühlte sie sich stabil an. Nun brachte er den linken Fuß nach unten und eine Hand, dann wieder den rechten Fuß und die andere Hand, so dass er immer mit einer Hand die Leiter fest im Griff hatte.

Langsam und sehr konzentriert kletterte er nach unten. Mit jeder gemeisterten Sprosse wurde er eine Spur ruhiger, und schließlich erreichte er den obersten Absatz einer Eisentreppe. Etwas knackte, als er mit beiden Beinen darauf stand, und er erstarrte. Die Nacht erschien ihm auf einmal so still.

Zu still?

Er schaute sich um. Das Fenster, das zur Feuertreppe hinaus ging, war dunkel, doch im Licht den Mondes konnte er erkennen, dass die Vorhänge zugezogen waren. Sein Herz begann zu rasen, als er sich vorstellte, dass plötzlich die Vorhänge aufgezogen wurden, und jemand zu ihm hinausspähte. Der Gedanke, hier draußen auf der Feuerleiter entdeckt zu werden, lähmte jeden Muskel in seinem Körper, doch als gleich darauf ein Auto unten auf der Straße hupte, erschrak er so, dass er sich instinktiv mit der verletzten Hand an der Seitenstange festklammerte.

Der stechende Schmerz, den das rostige Metall verursachte, als es in seine offene Fleischwunde drückte, riss ihn schließlich aus seiner Lethargie. Er rannte die Treppen hinab, so leise wie möglich und ohne auf den Absätzen anzuhalten um zu sehen, ob eines der Fenster offen war. In weniger als einer Minute hatte er den untersten Treppenabsatz erreicht und spähte hinab in den schmalen Zwischenraum, der das Gebäude vom Rockwell trennte.

An der Rückseite des Rockwell huschte eine Ratte entlang, und Ryan sah zu, wie sie senkrecht die Mauer hochkrabbelte und in eine der Abfalltonnen sprang, deren Deckel nicht schloss. Ein paar Sekunden später folgte eine zweite. Ryan schüttelte sich und konzentrierte sich wieder auf die Leiter, die ihn bis auf den sicheren Boden bringen würde. Der letzte

Schritt stellte sich als einfach heraus – es war nur ein einfacher Haken, der die Leiter hielt, und sobald er ihn gelöst hatte, konnte er die Leiter die letzten Meter nach unten schieben. Unten angekommen, zogen die Gegengewichte die Leiter wieder nach oben. Nach einem letzten angeekelten Blick auf die Mülltonne, in der die Ratten verschwunden waren, rannte Ryan den schmalen Gang hinaus auf die 70. Straße, wandte sich nach links und lief weiter nach Westen.

Das Biddle Institut an der 82. Straße West.

An der Columbus Avenue bog er nach Norden ab. So spät abends war er noch nie allein unterwegs gewesen, und an diesem Abend kamen ihm die Straßen noch viel gefährlicher vor als sonst. Auf dem Gehsteig herrschte reger Betrieb. Ryan lief im Zickzack, bahnte sich seinen Weg Richtung Stadtmitte so schnell es nur ging. Er merkte freilich, dass manche Leute ihn ansahen, war aber klug genug, die Blicke nicht zu erwidern. Dann, als er zur 82. Straße kam, hatte er keine Ahnung, in welche Richtung er gehen sollte. Er spähte erst nach rechts, dann nach links, doch die Häuser sahen auf beiden Seiten ziemlich gleich aus. Er überlegte und entschied sich dann, erst einmal die Richtung zum Park einzuschlagen und jedes Gebäude auf der Südseite genau anzusehen, dann die Straße zu überqueren und auf der anderen Seite zurückzulaufen. Wenn er wieder an dieser Ecke ankäme, würde er weiter nach Westen laufen und immer wieder die Straße überqueren, wenn er ein Schild nicht richtig lesen konnte.

Aber wenn an dem Gebäude gar kein Schild angebracht war? Wenn es nun eines dieser Häuser war, das man nur an seiner Adresse erkennen konnte?

Er beschloss, an diese Möglichkeit einfach nicht zu denken.

Er wandte sich nach Osten, ging den schmalen Gehsteig entlang, las jedes Schild und inspizierte jedes Haus, das kein Schild besaß. Ein paarmal stieg er sogar die Stufen hinauf, um die Namen auf den Briefkästen zu überprüfen.

Als er schließlich zur Central Park West kam, überquerte er die Straße und arbeitete sich auf der anderen Seite wieder zurück.

Nichts.

Er überquerte die Columbus und ging weiter bis zur Amsterdam Avenue. Als er kurz stehen blieb, um eines der Schilder auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu entziffern, hörte er plötzlich eine Stimme.

»Suchst du etwas, mein Sohn?«

Erschrocken fuhr Ryan herum und sah sich einem großen Mann in Khakishorts und T-Shirt gegenüber, der ihn mit schräg gelegtem Kopf musterte. »Sprich niemals mit Fremden«, hörte er die eindringliche Stimme seiner Mutter ihm zuflüstern. »Und wenn ein Fremder dich anspricht, dann lauf weg. Wenn er dir hinterherläuft, dann schrei so laut zu kannst.«

»Is’n bisschen spät für’n kleinen Kerl wie dich, hm?«, meinte der Mann und spähte dann die Straße hinauf und hinunter. Um zu sehen, ob sonst noch jemand unterwegs war? Oder ob ihn jemand beobachtete? Ryans Herz ging schneller, und er rüstete sich, um sofort loszusprinten, falls der Mann näher käme. Aber dann sagte dieser: »Schau, Kleiner, ich weiß ja nich’, was du allein hier draußen um diese Uhrzeit zu suchen hast, aber das ist gefährlich. Alle möglichen –« Er zögerte kurz, und fuhr dann fort: »In dieser Stadt treiben sich alle möglichen Verrückten herum. Wenn du dich verlaufen hast, dann sag es mir ruhig, dann bring ich dich heim.«

Ryan überlegte kurz, und dann machte der Mann einen Schritt auf ihn zu.

»Lauf!« Wieder die Stimme seiner Mutter. »Lauf weg so schnell du kannst.«

Ryan wirbelte herum und rannte los.

»He!«, rief ihm der Mann nach, doch Ryan schaute sich bis zur Ecke Amsterdam Avenue nicht nach ihm um, wo ihm der dichte Verkehrsstrom und die helle Beleuchtung ein sichereres

Gefühl gaben. Er blieb kurz stehen, um zu verschnaufen, und riskierte einen Blick über die Schulter.

Der Mann war verschwunden.

Als er wieder bei Kräften war, überquerte er die Amsterdam Avenue und lief weiter die 82. Straße entlang. Jetzt schaute er sich immer mal wieder um, ob ihm der Mann im T-Shirt oder irgendjemand anders folgte. Und dann, einen halben Block nach dem Broadway, fand er es. Er wäre beinahe daran vorbeigelaufen, denn das Gebäude sah eher aus wie ein Wohnhaus, und über dem Eingang sah er nur die Tafel mit der Hausnummer. Er wollte schon weitergehen, da sah er etwas glitzern und entdeckte neben der Tür das kleine Messingschild mit der Aufschrift: THE BIDDLE INSTITUT.

Hier war er richtig. Nun musste er nur noch seine Mutter finden.

Nachdem er das Gebäude näher in Augenschein genommen hatte, war er überzeugt, dass das kein normales Krankenhaus war, wo man einfach hineinspazieren konnte. Trotzdem musste er es versuchen.

Er schaute rechts und links die Straße hinunter – menschenleer –, huschte dann die Stufen hinauf und versuchte die Tür zu öffnen.

Abgesperrt.

Er kehrte um und ging auf die andere Straßenseite. Ihm war eine Idee gekommen.

Vielleicht konnte er auf dem gleichen Weg ins Biddle Institut gelangen, wie er aus dem Rockwell entkommen war. Das Nachbargebäude war ein Apartmenthaus.

In Apartmenthäuser kam man einfach herein, man musste nur ein paar Klingeln drücken und abwarten, bis jemand auf den Türöffner drückte. Das hatte er schon oft im Fernsehen gesehen.

Doch hier meldete sich nur eine Frau, und die wollte ihn nicht hereinlassen, auch dann nicht, als er beteuerte, seine

Großmutter besuchen zu wollen.

Er wandte sich von dem Klingelbrett ab und machte sich auf die Suche nach einem Lieferanteneingang, den er tatsächlich am anderen Ende des Gebäudes entdeckte. Und auf der Rückseite stieß er auf die gleiche Feuertreppe, wie er sie vor einer halben Stunde hinuntergekllettert war.

Doch nun war das untere Ende der Leiter außerhalb seiner Reichweite. Er dachte nach und dabei fiel sein Blick auf mehrere große Plastikmülltonnen, die an der Hausmauer standen und erst kürzlich geleert worden waren.

Er zerrte drei von ihnen unter die Feuerleiter, drehte sie um und stellte sie nebeneinander auf. Dann holte er zwei weitere Tonnen und stapelte sie auf die unteren drei. Die sechste Tonne war am schwierigsten zu platzieren, doch schlussendlich schaffte er es, sie oben auf die Pyramide zu wuchten. Wenn er jetzt auf die Tonnen kletterte, konnte er die Leiter bestimmt erreichen.

Der erste Schritt war einfach, doch er spürte deutlich, wie die Tonnen unter ihm schwankten. Als er sich an der Wand abstützte, gelang es ihm, die zweite Reihe Tonnen zu erklimmen. Da die Leiter genau über ihm hing, konnte er abschätzen, dass er die unterste Sprosse nur erreichen konnte, wenn es ihm gelänge, auf die oberste Tonne zu klettern. Aber wenn nun die ganze Pyramide unter ihm zusammenkrachte? Nachdem er sich mit einem tiefen Atemzug gewappnet hatte, schob er sich vorsichtig mit dem Bauch auf die oberste Tonne, zog das rechte Knie unter seinen Körper und dann das linke. Nach einem weiteren tiefen Atemzug hob er das rechte Knie an, stellte den Fuß auf die Tonne und wartete, bis er sein Gleichgewicht gefunden hatte. Nun richtete er sich auf, stand mit beiden Füßen auf der Tonne, die Hände an der Wand abgestützt. Die Pyramide schwankte bedenklich, fiel aber nicht um.

Ryan griff in die Höhe, bekam die unterste Sprosse zu fassen

und war keine zwei Minuten später oben auf dem Dach des Apartmenthauses.

Zwischen diesem Dach und dem nächsten gab es überhaupt keinen Zwischenraum. Er musste nur über die beiden niedrigen Brüstungen klettern und war beinahe am Ziel.

Er fand die Tür zum Treppenhaus – eine altmodische Tür, aber mit einem Schloss, das sich von den Schlössern im Rockwell unterschied. Er war nicht überrascht, die Tür versperrt zu finden und zog den Schlüsselbund aus der Tasche.

Als keiner der Schlüssel passte, sank ihm der Mut. Doch dann, während er die Tür anstarrte – sie zwingen wollte, sich zu öffnen, obwohl er wusste, dass sie abgesperrt war –, fiel ihm plötzlich eine Stelle am Türrahmen auf, wo die Farbe abblätterte und das Holz darunter splitterte. Er zog sein Messer aus der Tasche und machte sich an die Arbeit. Das Holz, das seit Jahrzehnten der Witterung ausgesetzt war, splitterte nicht nur, es war regelrecht verfault. Je tiefer er die Klinge hineintrief, desto weicher wurde das Holz, und eine Viertelstunde später war er im Inneren des Hauses. Aber wie fand er jetzt seine Mutter?

Vom Dach aus führte eine steile Treppe zu einem Absatz, und von dort ein Treppenhaus bis hinunter ins Erdgeschoss.

Er machte sich auf den Weg, und im nächsten Stockwerk fand er eine Tür, die sich in einen langen, von trüben Wandleuchten erhellten Korridor öffnete. Er lauschte kurz, hörte nichts und lief rasch durch den mit Teppichen ausgelegten Flur.

Ein Dutzend Türen zweigte von dem Flur ab, alle mit einem kleinen Metallrahmen versehen wie die altmodischen Schreibtische und Kommoden in dem Laden, in dem seine Mutter arbeitete. Da hinein konnte man kleine beschriftete Kärtchen stecken, damit man wusste, was sich in den Schubladen befand.

Doch an den Türen hier steckten keine Kärtchen, und schließlich probierte Ryan eine der Türen. Sie war unversperrt.

Ryan schaute hinein. Von der Straße fiel genügend Licht in den Raum, dass er ein Krankenbett, einen Tisch und eine Kommode erkennen konnte. Doch das Bett war leer, und auf dem Tisch stand auch nichts.

Rasch ging er weiter, um einen Blick in die anderen Zimmer zu werfen.

Sie waren alle leer.

Er kehrte um und ging ins nächste Stockwerk hinunter. In der Mitte des düsteren Flurs stieß er auf eine Tür, an der tatsächlich ein Kärtchen steckte.

Darauf stand: Caroline Fleming.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er am Türknauf drehte.

Abgeschlossen.

Wieder nahm er den Schlüsselbund zur Hand und machte sich an die Arbeit. Diesmal hatte er mehr Glück. Beim vierten Versuch schnappte das Schloss auf. Vorsichtig stieß er die Tür auf.

Es fiel gerade so viel Licht ins Zimmer, dass er seine Mutter auf dem Bett liegen sehen konnte. Sie schien zu schlafen. Nach einem raschen Blick in beide Richtungen des Flurs schlüpfte er ins Zimmer, zog die Tür hinter sich zu und schloss wieder ab. Leise ging er zum Bett. »Mom?«, flüsterte er.

Ich träume, dachte Caroline. Obwohl sie wild entschlossen gewesen war, wach zu bleiben und aus diesem Krankenhaus oder was immer es war zu fliehen, musste sie eingeschlafen sein und träumte jetzt.

Im Traum hörte sie Ryan rufen.

»Mom?«

Sie hörte ihn wieder, etwas lauter jetzt, doch als sie mühsam die Augen aufschlug, sah sie nur den schwachen Lichtschein der Nachtlampe, die in Fußbodennähe in einer Steckdose steckte. Und einen Schatten, der über die Zimmerdecke

huschte.

Den Schatten einer menschlichen Gestalt.

Es war jemand in ihrem Zimmer! Dabei hatte sie die Tür gar nicht gehört, hatte gar nichts gehört, bis Ryans Stimme sie aus dem Schlaf gerissen hatte.

Der Schatten wurde größer, und jetzt spürte sie ganz deutlich, dass jemand in der Nähe ihres Betts war. Dann, als ihr Herz vor Angst schneller klopfte, hörte sie Ryan zum dritten Mal. Diesmal rief er fast mit normaler Lautstärke:

»Mom!« Und da stand er, neben ihrem Bett, und starrte sie aus ängstlichen Augen an.

»Ryan!«, schrie sie auf. »Wo –«

Doch ehe sie den Satz zu Ende sprechen konnte, hatte Ryan seine Hand auf ihren Mund gedrückt, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Sch! Willst du, dass sie mich erwischen?«

Caroline schaute ihn verwirrt an. Erwischen? Wovon redete er? Er konnte doch nicht hereingekommen sein, ohne dass ihn jemand gesehen hatte. Außer –

»Wie spät ist es?«, wisperte sie.

»Kurz nach elf«, antwortete Ryan. »Steh auf! Wir müssen Laurie helfen!«

Laurie! Das letzte Bild ihrer Tochter erstand in ihrer Erinnerung, und der Schmerz darüber trieb ihr die Tränen in die Augen. Aber sie drängte sie zurück. »Schlag die Decke zurück und mach die Riemen von meinen Handgelenken los«, forderte sie Ryan auf, der sie nur verständnislos anschaute. »Sie haben mich ans Bett gefesselt«, flüsterte sie.

Ryan tat wie ihm geheißen und starrte fassungslos die Nylonriemen an, die um die Handgelenke seiner Mutter geschlungen waren. Einen winzigen Augenblick zögerte er, doch dann löste er die Schnallen, die die Riemen hielten.

In Windeseile, die beiden wie eine Ewigkeit vorkam, war Caroline frei. Sie setzte sich auf und wollte die Beine aus dem

Bett schwingen, als ein Geräusch sie aufhorchen ließ.

Ein Schlüssel, der in ihr Türschloss geschoben wurde!

»Versteck dich!«, wisperte sie, und da ließ sich Ryan auch schon zu Boden fallen und kroch unters Bett, auf die der Tür abgewandten Seite. Gleichzeitig zog Caroline die Decke bis unters Kinn hoch und ließ den Kopf in die Kissen fallen. Als sie das Schloss aufschnappen hörte, hatte sie die Augen geschlossen und konzentrierte sich darauf, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

Schritte näherten sich dem Bett, und dann stand jemand neben ihrem Bett.

Sie spürte, dass die Person sie ansah.

Dann wurde ihre Decke ganz vorsichtig, als wollte man sie nicht aufwecken, zurückgeschlagen. Doch wer immer sie aufdeckte, würde gleich bemerken, dass ihre Arme nicht mehr fixiert waren.

Der Gedanke starb, als die Decke sich nicht weiter bewegte, und sie etwas Kaltes in der rechten Armbeuge spürte.

Ein mit Alkohol getränkter Tupfer!

Wer immer das war, wollte ihr eine Injektion geben! Und wenn das geschah –

Caroline fuhr hoch und warf sich mit ihrem ganzen Gewicht auf die Person, die an ihrem Bett stand. Total überrascht von dem unerwarteten Angriff stolperte diese nach hinten, verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden.

»Hilf mir!«, zischte Caroline so laut sie sich traute und warf sich auf die Frau am Boden, die sich wieder hochrappeln wollte.

Sofort kam Ryan unter dem Bett vor, und während Caroline mit der Frau rang und versuchte, sie am Boden zu halten, schnappte er sich ein Kissen vom Bett, warf es der Frau aufs Gesicht und legte sich dann mit seinem ganzen Gewicht darauf.

Verzweifelt wand sich die Frau und trat um sich, versuchte sich von Caroline und Ryan zu befreien.

Doch beide hielten sie fest, ohne dabei ein Wort zu sprechen.

Das Schweigen dehnte sich, doch nach etwa einer Minute wurde das Treten und Zappeln schwächer und bald darauf bewegte sich die Frau nicht mehr.

»I-ist sie tot«, wisperte Ryan. Seine Stimme zitterte.

Langsam und bereit, sich sofort wieder auf die Frau zu stürzen, sollte sie auch nur mit der Wimper zucken, hievte sich Caroline auf Hände und Knie.

Es war eine Krankenschwester in der gleichen Uniform wie die Schwester, die ihr vor ein paar Stunden die Pillen gegeben hatte, die sie ausgespuckt hatte. Caroline griff nach ihrem schlaffen Arm, um den Puls zu fühlen.

Zuerst spürte sie nichts, doch dann pochte es ganz leicht unter ihren Fingerspitzen.

»Sie lebt«, wisperte sie Ryan zu. »Hilf mir!« Sie zog eine Hand voll Kleenex aus der Packung auf ihrem Nachttisch und stopfte sie der Schwester in den Mund. »Schau mal in den Schrank, ob du was zum Fesseln findest.«

Eine Sekunde später hielt Ryan ihr den Morgenmantel hin, den sie getragen hatte, als sie Tony und seine Freunde entdeckt hatte –

Sie verwarf den Gedanken und konzentrierte sich ganz auf das gegenwärtige Problem. Nachdem sie den Gürtel aus den Schlaufen gezerrt hatte, wickelte sie ihn der Schwester ein paar Mal um den Kopf und verknotete ihn dann ganz fest über dem Mund, damit sie den Knebel aus Taschentüchern nicht ausspucken konnte.

»Und wenn sie erstickt?«

Caroline ignorierte die Frage. »Hilf mir, sie auszuziehen. Fang mit den Schuhen an.« Während Ryan der Schwester die Schuhe und die weißen Strümpfe auszog, knöpfte Caroline die weiße Bluse auf. Es dauerte nicht lange, da hatten sie gemeinsam die bewusste Schwester vom Fußboden ins Bett verfrachtet. Jetzt fixierte Caroline die Frau mit den Riemen so

ans Bett, wie man es zuvor mit ihr gemacht hatte und vergewisserte sich, dass die Fesseln straff saßen. »Und jetzt deck sie zu«, sagte sie zu Ryan, während sie in die Schwesternuniform schlüpfte. Die war ihr zwar zwei Nummern zu groß, aber immer noch besser, als im Morgenmantel auf der Straße herumzulaufen. Die Schuhe waren auch viel zu groß, doch nachdem sie die Schnürsenkel stramm gezogen hatte, konnte sie sicher sein, dass sie ihr beim Rennen, falls das nötig war, nicht von den Füßen rutschten.

»Wie bist du hier hereingekommen?«, fragte sie Ryan im Flüsterton.

»Übers Dach«, antwortete Ryan. »Es war ganz einfach. Ich bin die Feuerleiter hoch –«

»Zeig sie mir«, unterbrach ihn Caroline. »Wenn man nicht gemerkt hat, wie du dich hereingeschlichen hast, kommen wir vielleicht auch wieder unbemerkt raus.« Nachdem sie den Knebel noch einmal überprüft hatte, folgte sie Ryan zur Tür. Er machte sie einen Spalt weit auf, und beide horchten. Als sie nichts Verdächtiges hörten, zog er die Tür weiter auf und spähte hinaus in den Flur.

Nichts.

»Komm«, flüsterte er. »Lauf mir nach.«

»Da bist du hinaufgeklettert?«, fragte Caroline völlig perplex, als sie die Leiter hinabschaute, die zum ersten Treppenabsatz an der Rückseite des Nachbarhauses vom Biddle Institut führte. Beim Hinunterschauen wurde ihr schon schwindlig, und bei dem Gedanken daran, selbst da hinabklettern zu müssen, ganz flau im Magen.

»Ach, das war ganz leicht«, versicherte ihr Ryan. »Viel leichter als vom Dach des Rockwell zu springen.«

Caroline starrte ihn ungläubig an, sah aber, dass er die Wahrheit sagte. Doch anstatt die Worte auszusprechen, die ihr auf der Zunge lagen – der Ausbruch einer entsetzten Mutter,

die nicht begreifen kann, dass ihr eigenes Kind sich in solche Gefahr begibt –, schluckte sie sie hinunter. Gegen die Höhenangst ankämpfend, die sie zu überwältigen drohte, trat sie auf die Brüstung an der Dachkante, drehte sich um, klammerte sich an den Seitenteilen der Leiter fest und begann den Abstieg. *Das schaffe ich nie*, dachte sie. *Ich werde stolpern, die Leiter loslassen und –*

»Denk dran, was Dad immer gesagt hat«, flüsterte ihr Ryan zu, der ihre Angst spürte. »Beiß die Zähne zusammen!«

Jetzt klangen auch ihr Brads Worte wieder im Ohr, und sie beschloss, dass sie unter keinen Umständen stolpern würde.

Sie würde weder den Kontakt zur Leiter verlieren – noch den Verstand.

38. Kapitel

Ich sehe aus wie eine Krankenschwester, die nach dem Dienst nach Hause geht, beruhigte sich Caroline, als sie die 82. Straße entlangeilten, aber nicht richtig rannten, um nicht die Aufmerksamkeit der anderen Passanten auf sich zu ziehen.

»Warum verständigen wir nicht die Polizei?«, hatte Ryan gefragt, kaum dass sie die letzten Sprossen der Feuerleiter auf der Rückseite des Nachbargebäudes überwunden hatten. Doch Caroline hatte den Vorschlag sofort verworfen, als sie sich Frank Oberholzers Gesicht in Erinnerung rief, nachdem sie ihm von den Vorkommnissen im Rockwell erzählt hatte. Die Polizei würde als Allererstes Tony anrufen – oder wie immer sein richtiger Name lautete, denn inzwischen war sie davon überzeugt, dass er genauso viele Namen hatte wie Virginia Estherbrook. Dann wäre sie in null Komma nichts wieder in diesem Krankenhaus, und Laurie und Ryan ...

Laurie und Ryan blieben dann in Anthony Flemings Obhut.

Wozu sie es niemals kommen lassen würde.

»Dazu ist jetzt keine Zeit«, hatte sie Ryan geantwortet.

Es war nach Mitternacht – um diese Zeit hatte sie gestern die Geheimtür in dem Schrank von Tonys Arbeitszimmer entdeckt.

Mitternacht – um dieses Zeit hatte Laurie die Stimmen gehört, die, wie sie ihr selbst versichert hatte, nur aus einem schlechten Traum herrührten.

Mitternacht – das war die Zeit – und da gab es für sie keine Zweifel mehr –, zu der das Festmahl im Rockwell begann. Nachdem die Kinder, an denen sie sich laben würden, schlafen gegangen waren und nur schwache Erinnerungen an das haben würden, was nur ein Albtraum gewesen sein konnte.

»Wie spät ist es?«, fragte sie zum dritten Mal innerhalb weniger Minuten. Sie waren jetzt kurz vor der Central Park West, und als Ryan den Arm hob, um im Licht der nächsten

Straßenlaterne das Zifferblatt zu erkennen, warf Caroline rasch einen Blick über die Schulter und stellte erleichtert fest, dass ihnen niemand folgte.

»Zwanzig vor zwölf«, sagte Ryan.

Caroline beschleunigte das Tempo ein wenig, und Ryan musste fast rennen, um mit ihr Schritt zu halten, beklagte sich aber mit keinem Wort. Eine Viertelstunde vor Mitternacht standen sie schließlich auf dem Gehsteig gegenüber des Rockwell. Sie blickte zu dem Gebäude hinauf, und alles sah so aus wie sonst: Hinter ein paar Fenstern brannte noch Licht, doch die meisten waren dunkel, als hätten sich die Bewohner bereits zu Bett begeben.

Aber sie lagen keineswegs im Bett, wusste Caroline. Sie waren hellwach und schlichen durch die geheimen Gänge hinter den Wänden ihrer Wohnungen und machten sich bereit zu einem grausamen –

Caroline erschauerte und verscheuchte diesen schrecklichen Gedanken. »Gib mir dein Messer«, sagte sie leise.

Ryan, der nicht einmal daran dachte, seiner Mutter zu widersprechen, griff in die Tasche, zog das Messer, das ihm sein Vater geschenkt hatte, heraus und legte es schweigend in die offene Hand seiner Mutter.

Caroline klappte die längste Klinge heraus und testete an ihrem linken Unterarm vorsichtig deren Schärfe. Alles, was sie spürte, war ein leicht kribbelndes Gefühl, als die feinen Härchen abfielen. *Gott sei Dank habe ich es ihm nicht weggenommen*, dachte sie, während sie die Klinge wieder einklappte und das Messer in die Tasche der Schwesternuniform gleiten ließ. Doch noch ehe sie das Messer losgelassen hatte, änderte sie ihren Entschluss.

Sie zog es wieder heraus und öffnete es.

»Alles klar«, sagte sie leise. »Gehen wir.«

Sie überquerten die Straße und standen vor dem Eingangsportal des Rockwell. Caroline zog eine der schweren

Türen auf, trat hindurch und spähte durch die Glastür.

Rodney war auf seinem Posten, wie immer eine Zeitung vor sich.

Er schläft nie, ging es ihr durch den Sinn, als sie mit der linken Hand die Glastür aufzog, während sie mit der rechten den Griff des Taschenmessers umklammerte. *Er sitzt immer da. Schläft nie ein. Ich hätte es wissen müssen ...* Als die Tür aufging, sah er hoch und blinzelte einen Moment lang etwas verdutzt.

Caroline stand schon fast vor seinem Tisch, als sie sah, wie er allmählich begriff, und als er dann zum Telefon greifen wollte, war sie schon bei ihm. In dem Moment, als seine Finger sich um den Hörer schlossen, schlossen sich die ihren um seine Krawatte.

Erschrocken ließ er den Hörer los, der scheppernd zu Boden fiel.

Er wollte sich losmachen, doch Caroline, der ihre Wut und die Angst um die Kinder ungeahnte Kräfte verliehen, war viel schneller als er. Sie zog an seiner Krawatte, zerrte ihn halb über den Tisch zu sich hin, riss dann die rechte Hand hoch, stieß ihm die Klinge mitten in den Hals und schlitzte ihm mit einer blitzschnellen Seitwärtsbewegung die Kehle auf.

Beinahe gleichzeitig quoll der Gestank nach verwesendem Fleisch aus der offenen Wunde. Rodneys Atem ging nur noch pfeifend, als er versuchte, durch die perforierte Luftröhre Luft zu holen. Er streckte die Hände nach Caroline aus, die Finger zu gierigen Klauen gekrümmt, doch die Knöchel schwollen bereits arthritisch an, und seine krallenartigen Fingernägel verfärbten sich schwarz und fielen nacheinander ab. Lange bevor er sie berühren konnte, verloren seine Arme und Hände ihre Kraft, und seine Beine knickten unter seinem Gewicht ein. Als der verwesende Körper zu Boden fiel, war Caroline mit drei Schritten bei ihm, beugte sich über den Sterbenden und suchte seine Taschen nach den Schlüsseln ab. Sie fand sie, als

ein letzter Atemzug durch Rodneys Körper rasselte. »Schnell«, rief sie Ryan überflüssigerweise zu, denn der war ihr schon ein paar Schritte voraus, hatte die Kellertür aufgerissen und polterte die Treppe hinunter.

Kreuz und quer rannten sie durch den Keller, suchten verzweifelt nach der Tür, die Ryan seiner Mutter auf dem Weg ins Rockwell beschrieben hatte; die Tür ohne Schlüsselloch und Türknauf auf der Innenseite. Hinter dem großen Heizkessel fanden sie sie.

Sie war mit Eisenblech beschlagen und besaß nur ein Schlüsselloch und einen einfachen Griff, an dem man die Tür aufziehen konnte. Aufgeregt begann Caroline die Schlüssel zu probieren, doch ihre Finger zitterten so sehr, dass Ryan ihr den Schlüsselbund aus der Hand nahm und sich selbst an die Arbeit machte.

Der dritte Schlüssel passte, und Ryan zog die Tür auf. Der Korridor, durch den er vor nicht allzu langer Zeit vom anderen Ende her geschlichen war, lag vor ihm, und in der Mitte sah er die Tür, hinter der Laurie lag.

Wenn sie noch dort war.

»Beeil dich«, drängte Caroline, als Ryan den Schlüssel in die zweite Tür steckte. Jetzt zitterten auch ihm die Hände, als er die Tür aufsperrte und schließlich aufstieß.

»Dort drin«, sagte er, knipste die Taschenlampe an und richtete sie auf Laurie.

Als Caroline blindlings durch den Raum stolperte, registrierte sie die Krankenbahnen nur am Rande, die an einer Seite aufgereiht waren. »Laurie!«, schrie sie, unfähig, ihre Stimme länger unter Kontrolle zu halten. »LAAAURIIIE!«

Der Name ihrer Tochter hallte eine Weile durch den düsteren Raum, dann erstarb er, und in der folgenden Stille wurde Caroline von einer Hoffnungslosigkeit gepackt, die sie zu ersticken drohte. Es stank so schrecklich nach Tod, dass sie sich fragte, ob in einem dieser Körper, die auf den Bahnen

lagen, überhaupt noch Leben sein mochte. Und als der allerletzte Hoffnungsschimmer verblasste, hörte sie etwas.

Eine Stimme, ganz schwach, ganz leise.

»M-mom?«

»Sie ist dort drüben.« Ryan deutete auf eine Bahre, die ein wenig abseits von den anderen stand. Einen Moment später blickte Caroline in das bleiche Gesicht ihrer Tochter, streichelte ihr über die Stirn, und ihre Tränen tropften auf Lauries Wangen.

»Holt mich hier raus«, wimmerte Laurie. »Sie kommen zurück. Sie werden –«

Doch Caroline hatte sie schon von der Trage gehoben und rannte mit Laurie auf den Armen zur Tür.

Ryan lief ihnen nach, doch dann fiel ihm der Junge ein, den er auf der Bahre neben Laurie gesehen hatte, und begann nach ihm zu suchen. Er fand ihn auch gleich, doch ein Blick sagte ihm alles, was er wissen wollte: Die Augen des Jungen standen offen, blickten senkrecht in die Höhe, doch in ihnen war eine seltsame Leere.

Die gleiche Leere, die Ryan in Tonys Augen gesehen hatte.

Die Leere des Todes.

»Es tut mir Leid«, wisperte er. »Ich –« Er begann zu schluchzen.

»Ryan!«, hörte er seine Mutter schreien. »Komm, schnell!«

Nach einem letzten Blick auf den toten Jungen wandte Ryan sich ab und rannte hinter seiner Mutter her.

Er lief den Korridor entlang und zu der Tür, die in den Keller führte. Er war noch gut zehn Meter von der Tür entfernt, als plötzlich das Licht anging, und er eine Stimme hörte.

Die Stimme seines Stiefvaters.

»Ryan!«

Eine Schrecksekunde lang blieb Ryan wie erstarrt stehen, doch dann schrie seine Mutter: »Lauf! Lauf so schnell du kannst!«

Ihre Stimme brachte ihn wieder zu sich, und er lief weiter. Hinter sich hörte er die Schritte seines Stiefvaters, die immer lauter wurden. Wieder rief Tony seinen Namen und jetzt war er so dicht hinter Ryan, dass dieser seinen Atem im Nacken spürte. Doch diesmal lähmte ihn seine Stimme nicht wie ein Kaninchen das Scheinwerferlicht eines Lastwagens; diesmal spornte sie ihn an, und gerade als er Tonys Finger auf der Schulter spürte, stürzte er durch die Tür.

Caroline stand schon bereit, um die Tür hinter Ryan zuzustoßen. Für einen Moment spürte sie einen Widerstand, ehe die Tür ins Schloss fiel, und wieder reagierten die beiden blitzschnell: Ryan warf sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Tür und Caroline drehte den Schlüssel um, der bereits im Schloss steckte.

Hinter der Tür erhob sich ein wütendes Geschrei, doch Caroline kümmerte sich nicht darum, hob Laurie wieder hoch und lief die Treppe hinauf. Und wieder kam Ryan nicht gleich hinterher. Er stand wie angewurzelt vor der Tür und starrte auf den Fußboden. Caroline folgte seinem Blick und begann zu schlucken.

Auf dem Boden neben dem Türstock lagen vier abgetrennte Finger, die sich noch reflexartig krümmten, als wollten sie nach ihrer Beute greifen.

»Nicht!«, rief Caroline, als Ryan sich über die Finger beugte, um sie sich aus der Nähe anzusehen.

Doch als dann wieder einer der Finger zuckte, sprang er zurück und rannte weiter.

Gleich darauf stürzten sie durch die Tür in die Halle, und jetzt lief Ryan voraus und hielt die große Eingangstür auf, damit Caroline Laurie nicht absetzen musste. Draußen auf dem Gehsteig wandte sie sich nach Süden und blieb dann kurz stehen. »Hast du Geld dabei?«, fragte sie Ryan, als sie die 65. Straße überquerten. Ryan schüttelte den Kopf. Caroline fluchte leise und überlegte, was sie tun konnte – sie wollte sich unter

keinen Umständen an die Polizei wenden, nicht angesichts der Möglichkeit, dass Dr. Humphries oder einer vom Biddle Institut ihr Verschwinden bereits angezeigt haben könnte. Aber ohne einen Cent in der Tasche ...

Ein paar Meter vor ihnen hielt ein Taxi am Gehsteig, und als Caroline stehen blieb, kurbelte der Fahrer das Fenster herunter.

»Kann ich Sie wohin fahren, Lady?«

Caroline starrte den Wagen an, und ihre Füße schienen auf dem Gehsteig festzuwachsen. »Ich ... ich habe kein Geld«, stammelte sie schließlich. Doch Ryan war bereits am Wagen und zog die hintere Tür auf.

»Komm, Mom! Steig ein!«

Caroline konnte sich immer noch nicht bewegen. Doch als sie dann auf Lauries leichenblasses Gesicht hinabblickte, bemerkte sie die Blutflecken vorne auf der gestohlenen Schwesternbluse. Wenn sie nicht in dieses Taxi stieg, und jemand anderer sie so sähe ... Damit war die Entscheidung gefallen: Sie hob Laurie auf den Rücksitz und setzte sich daneben.

»Gleich ein paar Blocks weiter ist ein Krankenhaus«, sagte der Fahrer. »In fünf Minuten sind wir da.«

Ein Krankenhaus, dachte Caroline. *Dort wird man Fragen stellen*. Fragen, die sie nicht beantworten konnte, zumindest jetzt noch nicht.

Nicht heute Nacht.

Vielleicht nie.

»Nein«, gab sie zurück. »Ich kann in kein Krankenhaus gehen und mich auch nicht an die Polizei wenden.« Sie sah, dass der Fahrer sie im Rückspiegel beobachtete und merkte, wie sich sein Mitleid urplötzlich in Argwohn verwandelte. Sie überlegte, ging in Windeseile ihren Bekanntenkreis durch, strich im Geiste eine Möglichkeit nach der anderen, bis sie ganz plötzlich auf einen Menschen kam, den sie anrufen könnte, der keine Fragen stellen würde, der einfach die Tür

öffnen und sie hereinholen würde. »Haben Sie ein Handy?«, fragte sie den Fahrer.

Der zögerte kurz, ehe er ihr sein Telefon nach hinten reichte. Mit zitternden Fingern tippte sie eine Nummer ein und drückte den Knopf mit dem grünen Telefonsymbol. *Sei zu Hause*, betete sie im Stillen. *Bitte, sei zu Hause*.

Nach dem achten Klingeln schaltete sich der Anrufbeantworter ein, und noch ehe die Ansage ablief, redete Caroline schon. »Kevin? Bist du da? Mark? O Gott, bitte, wenn ihr da seid –«

»Caroline?«, hörte sie Kevin Barnes Stimme etwas undeutlich und gleichzeitig mit der Bandansage fragen. »Was gibt's? Ist was passiert?«

»Ich muss zu euch kommen. Sofort. Mit den Kindern.«

39. Kapitel

Kevin Barnes wartete schon vor dem Haus, als das Taxi am Gehsteig anhielt, und nachdem er den Fahrer bezahlt hatte, wollte er Caroline Laurie abnehmen, doch Caroline schüttelte nur stumm den Kopf und umklammerte ihre Tochter noch fester. Kevin, der spürte, dass jede Diskussion sinnlos war, hielt ihr und Ryan die Tür auf und lief dann voraus, um den Aufzug zu holen. Die Türen öffneten sich in dem Moment, als Caroline und Ryan dort anlangten, und während sich der Aufzug in Bewegung setzte und sie in den siebten Stock hinauftrug, sprach keiner von ihnen ein Wort. Oben stand Mark Noble bereits in der Wohnungstür.

»Gütiger Himmel, was soll das denn werden, gute Frau?«, feixte er, als er zur Seite trat, um Caroline hereinzulassen. »Verstößt es nicht gegen irgendein Gesetz, sich als Krankenschwester zu verkleiden?«

Kevin verdrehte die Augen. »Wenn dem so wäre, säße sie schon in Sing-Sing.«

Ohne einen der beiden zu beachten, trug Caroline ihre Tochter ins Wohnzimmer, legte sie behutsam auf die Couch und kniete sich dann neben sie. »Liebling?«, flüsterte sie. »Kannst du mich hören?«

Erst gab Laurie keine Antwort, doch dann schlug sie die Augen auf und griff nach der Hand ihrer Mutter. »D-durst«, kam es fast unhörbar über ihre ausgetrockneten Lippen.

»Ich bringe was zu Trinken«, erbot sich Kevin. »Eine Sekunde.« Kurz darauf kehrte er mit einem Glas Wasser zurück. »Ich habe Teewasser aufgesetzt«, sagte er und hielt Laurie das Glas an die Lippen. Als sie mit zittrigen Fingern danach griff, bemerkte er erst, wie aschgrau das Mädchen im Gesicht war, und wandte sich an Caroline. »Die Kleine gehört ins Krankenhaus.«

Caroline schüttelte heftig den Kopf. »Das geht nicht«, stieß sie hervor. »Ich –« Und nun konnte sie sich nicht länger beherrschen. Ein Schauer durchfuhr sie, und dann begannen die Tränen zu fließen. Von tiefen Schluchzern geschüttelt, sank sie in Kevins Arme. Und Ryan sah aus, als würde er auch gleich in Tränen ausbrechen.

»Bloß nicht«, warnte Mark Noble, der genau spürte, wie Ryan sich fühlte. »Einer von euch muss uns schließlich erzählen, was passiert ist, und da sich deine Mutter die Seele aus dem Leib heult, und deine Schwester aussieht wie halb gestorben, bleibt diese Aufgabe wohl oder übel an dir hängen.«

Marks Worte ließen seine Tränen auf der Stelle versiegen. Etwas unsicher schaute Ryan zu ihm auf. »Sie wollten Laurie umbringen. Rebecca und ein anderer Junge sind schon tot.«

»Verstanden«, sagte Mark so gelassen, als wäre das, was Ryan eben gesagt hatte, das Normalste von der Welt. »Wie wollten sie das anstellen? Und nur, damit ich alles richtig auf die Reihe kriege, wer sind ›sie‹?«

»Tony Fleming und diese Melanie und der Portier und ... alle anderen in diesem komischen Haus!« Ryans Stimme nahm einen streitlustigen Ton an, und sein Blick verriet, dass er überzeugt davon war, dass Mark ihm nicht glaubte. »Das ist die Wahrheit!«

»He, habe ich etwa was dagegen gesagt?«, rief Mark und hob abwehrend die Hände.

»Es *ist* wahr«, warf Caroline ein, die nach einem Taschentuch suchte, keines fand und sich schließlich die Nase am Ärmel der Schwesternuniform abwischte. »Da, seht.« Behutsam hob sie das Laken hoch, das sie zusammen mit Laurie von der Bahre genommen hatte, um den beiden Männern die Einstiche an Lauries Armen und Beinen zu zeigen.

»Verdammt«, entfuhr es Mark, der nun keine Sekunde mehr an Ryans Worten zweifelte. »Was geht in diesem Haus vor?«

Die nächsten Stunden verstrichen damit, dass Caroline versuchte, der Reihe nach alles zu erzählen, was seit ihrem Einzug ins Rockwell passiert war. Die beiden Männer hörten ihr aufmerksam zu, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen oder etwas in Frage zu stellen. Hin und wieder brachte einer von ihnen Caroline eine Tasse Tee oder eine Kleinigkeit zu essen, und als Caroline mit ihrem Bericht zu Ende war, dämmerte bereits der Morgen heran. Ryan war in einem der bequemen Fernsehsessel eingeschlafen, und Laurie bekam allmählich wieder etwas Farbe.

»Ich weiß, das klingt alles ziemlich verrückt, aber genau das ist passiert. Wenn Ryan es nicht geschafft hätte, aus dem Haus zu entkommen und mich zu finden ...«

»Wie hat er das denn gemacht?«, wollte Mark wissen.

»Er hat einen Geheimgang entdeckt, der über seinem begehbaren Kleiderschrank entlangführt, und gehört, wie Tony jemandem sagte, wo er mich finden könne. Ich glaube, das war Sergeant Oberholzer gewesen, weil er mich kurz darauf besuchte.« Hoffnungslosigkeit lag in dem Blick, mit dem sie Kevin ansah. »Er hat mir kein Wort geglaubt, und ich fürchte, ich kann ihm das nicht einmal verdenken. Immerhin fand er mich in irgendeinem Krankenhaus vor, ans Bett fixiert wie eine Irre.«

»Okay, aber jetzt bist du nirgendwo angebunden und befindest dich auch nicht in einem Krankenhaus, und deshalb solltest du ihn anrufen.«

Caroline wurde leichenblass. »Kevin, er glaubt mir nicht! Und wenn ich ihn anrufe –«

»Wen willst du sonst anrufen?«, gab Kevin zurück. »Wenn du Laurie nicht ins Krankenhaus bringen und dich nicht an die Polizei wenden willst, was hast du dann vor?«

»Ich weiß es nicht!«, rief Caroline verzweifelt aus, und wieder stiegen ihr die Tränen in die Augen. »Ich bin – ach, mein Gott, ich habe Angst, ich bin hundemüde und –«

»Und du kannst nicht mehr klar denken«, endete Kevin für sie. »Trotzdem, wenn du Oberholzer nicht anrufst, dann tu ich das. Er kann rüberkommen, und wir werden dafür sorgen, dass er dich nirgendwohin mitnimmt.«

»Er wird Tony verständigen –«, begann Caroline, aber Kevin schüttelte den Kopf. »Nein, das werde ich ihm schon ausreden. Ich werde ihm erzählen, dass Tony dich schlägt oder so was.«

»Das glaubte er dir doch nie!«

»Dann erzähle ich ihm halt was anderes. Aber du musst unbedingt mit ihm sprechen.« Als Caroline weitere Einwände vorbringen wollte, schüttelte er wieder den Kopf. »Okay, Caroline, entweder du redest mit ihm, oder du gehst zu einem Psychiater.«

Der letzte Rest Farbe wich aus ihrem Gesicht. »Ihr glaubt mir auch nicht!«, rief sie mit schriller Stimme. »Ihr glaubt, ich bin verrückt!«

Kevin griff nach ihrem Handgelenk und schaute ihr in die Augen. »Das habe ich nicht gesagt«, stellte er richtig. »Ich sage auch nicht, dass das alles völlig normal klingt, aber es ist offensichtlich, dass in diesem Haus etwas nicht stimmt. Und Oberholzer kennt dich wenigstens, war schon in diesem Gebäude und hat schon mit einigen der Bewohner gesprochen. Also, entscheide dich: Entweder rufe ich jetzt Oberholzer an und bitte ihn hierher, oder ich rufe –« Er machte eine kleine Pause. »Jemand anderen an.«

Das kurze Zögern reichte aus, um Caroline klar zu machen, dass »jemand anderer« wahrscheinlich ein Krankenwagen sein würde, der sie ins Bellevue brachte. »Also schön«, seufzte sie. »Meinetwegen. Dann ruf ihn an. Aber bitte sag ihm, dass er sonst niemanden verständigen soll. Niemanden!«

Frank Oberholzer hörte sich schweigend die ganze Geschichte an, wie Kevin und Mark das in der Nacht getan hatten.

Er registrierte auch aufmerksam, was Ryan zu erzählen hatte,

und sah sich die Einstiche an Lauries Armen und Beinen an. Laurie war jetzt ganz wach, und als er sie fragte, ob sie nicht zum Doktor gehen wolle, schüttelte sie den Kopf. »Ich habe nur einen Riesen hunger«, erklärte sie. »Ich bin nicht krank – nur ein bisschen schwach. So wie Rebecca.«

Oberholzer runzelte die Stirn. »Humphries sagte, sie sei anämisch.«

»Pah, anämisch«, spöttelte Caroline. »Heutzutage ist doch niemand mehr anämisch. Und wenn, hätte jeder normale Arzt das Problem schon vor Monaten in den Griff bekommen! O Gott, ich hätte auf Andrea hören sollen. Sie hat von Anfang an behauptet, dass da was nicht stimmt. Aber ich habe ihr nicht geglaubt. Ich wollte ihr nicht glauben!«

»Und jetzt geht Ihre Theorie dahin, dass die Bewohner des Rockwell alle steinalt sind und ihre Körper am Leben erhalten, indem sie Kindern Lebenssäfte absaugen?«, folgerte Oberholzer mit unverhohlener Skepsis.

Caroline schüttelte den Kopf. »Ich glaube sogar, dass sie tot sind. Als ich Tony mit den Fingernägeln das Gesicht zerkratzte, löste sich die Haut wie eine Maske ab, und das Fleisch darunter schien schon zu verwesen. Und als ich –« Sie biss sich auf die Zunge, als ihr einfiel, was sie Rodney vor wenigen Stunden angetan hatte, als sie ihm ohne nachzudenken die Kehle aufgeschlitzt hatte. Jetzt, im Morgenlicht, kam ihr erst so richtig zu Bewusstsein, was sie getan hatte.

Sie hatte ihn *ermordet*.

Ein anderes Wort gab es dafür nicht.

Außer man sieht davon ab, das man niemanden ermorden kann, der schon tot ist.

»Der Portier war auch einer von ihnen«, fuhr sie schließlich leise fort. »In dem Augenblick, als das Messer in ihn eindrang, war es, als löste er sich auf – es begann schrecklich zu stinken, seine Finger schwellen an, seine Nägel wurden schwarz und fielen ...« Ein Schauer durchrieselte sie, als ihre Stimme brach,

doch dann sammelte sie sich wieder und sah Oberholzer direkt in die Augen. »Sie sind nicht alt, Sergeant«, erklärte sie ruhig und besonnen. »Das sind lebende Leichen. Alle.«

Eine ganze Minute lang blieb Oberholzer stumm, dann holte er sein Handy aus der Tasche und tippte eine Nummer ein. »Sind gestern Abend oder heute früh irgendwelche Vorkommnisse im Rockwell gemeldet worden?« Schweigen. Dann: »Okay, schick jemanden rüber, der sich mal umschaut, ob es in der Lobby irgendwelche Probleme gibt. Ich warte auf den Rückruf.«

Oberholzer klappte das Telefon zu, dann folgte ein langes Schweigen, das erst das Klingeln seines Handys brach. Er klappte es auf, lauschte, brummte etwas und klappte es wieder zu.

»Ich glaube, wir gehen mal rüber«, sagte er so unsicher wie der Blick, der sich plötzlich in seine Augen geschlichen hatte.

»Sie haben ihn gefunden, nicht wahr?«, fragte Caroline.

Oberholzer schüttelte verneinend den Kopf. »Bis jetzt nicht«, sagte er. »Und wie es aussieht, ist das Rockwell menschenleer.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, wandte Caroline ein. Sie stand mit Frank Oberholzer auf dem Gehsteig der Central Park West. Der Morgen war frisch und sonnig; ein halbes Dutzend Kindermädchen schoben ebenso viele Kinderwägen vorbei, und die Jogger machten einen eleganten Bogen um sie, ohne ihr Lauftempo zu ändern. Im Park, auf der anderen Seite der Mauer, fütterten bereits ein paar ältere Frauen und Männer die Eichhörnchen.

Vor ihnen erhob sich das Rockwell. Vor dem stahlblauen, wolkenlosen Himmel, die Ostfassade vom Sonnenlicht angestrahlt, hätte das Rockwell eigentlich freundlich aussehen müssen.

Doch stattdessen strahlte es unheilvolle Vorahnung aus.

Die Jahrzehnte alte Schmutzschicht auf der Fassade erschien

ihr auf einmal noch schwärzer als sonst, und die Fenster, die Caroline an diesem Bauwerk immer am besten gefallen hatten, starrten nun mit der Leere des Todes auf sie hernieder. Aber das bildete sie sich natürlich nur ein – abgesehen von seinen Bewohnern war das Rockwell nur ein gewöhnliches Gebäude. Und doch, als sie das Haus anstarrte und die schrecklichen Erinnerungen der letzten Tage durch ihren Kopf wirbelten, war es, als strahlte es plötzlich etwas Böses aus.

Etwas Böses und Totes.

»Es ... es sieht so anders aus«, sagte sie und schob unbewusst die Hand durch Oberholzers Arm. Sie zwang sich, den Blick von dem bedrohlichen Gebäude abzuwenden und sah zu dem Detective hoch. »Ich bin mir wirklich nicht sicher, ob ich da hineingehen kann.«

»Das können Sie«, versicherte er ihr. »Ich bin hier bei Ihnen, und meine Partnerin wartet in der Eingangshalle auf uns. Und glauben Sie mir. Sie ist nicht allein – wir haben in allen Stockwerken Leute postiert.« Er drückte ihre Hand fester gegen seinen Arm, einerseits um ihr Mut zu machen, andererseits um es ihr zu erschweren, die Hand wieder zurückzuziehen, und trat vom Gehsteig auf die Straße. »Kommen Sie. Es ist besser, wenn wir wissen, was da drin vor sich geht – was es auch sein mag.« Als sie sich immer noch nicht bewegte, drehte er sich zu ihr um. »Wir haben nie herausgefunden, wer Ihren ersten Mann umgebracht hat«, sagte er und verzichtete auf den unpersönlichen Tonfall, den er im Dienst stets annahm. »Ebenso wenig haben wir den Mörder Ihrer Freundin aufgespürt. Wie viele offene Fragen sollen noch in Ihrem Leben stehen? Oder dem Ihrer Kinder?«

»Wenn Tony –«, begann Caroline, aber Frank wiegelte ab.

»Anthony Fleming ist nicht im Haus. Und offenbar auch sonst keine Menschenseele. Also droht Ihnen keinerlei Gefahr. Kommen Sie.« Noch einmal setzte er einen Fuß auf die Straße, und diesmal hielt Caroline mit ihm Schritt. Und zögerte

abermals auf den Stufen hinauf zu den schweren Eichentüren. »Bereit?«, fragte Oberholzer. Caroline holte tief Luft, nickte, und der Detective zog eine der beiden Türen auf.

Als Caroline das Vestibül betrat, zog eine junge Frau in einem schlichten blauen Kostüm eine der Glastüren auf, so als ob sie auf sie gewartet hätte. Was Caroline als Erstes traf, war dieser schreckliche Gestank; es war der gleiche Verwesungsgeruch, der vor wenigen Stunden aus Rodneys aufgeschlitzter Kehle entwichen war und jetzt die gesamte Lobby erfüllte. Unwillkürlich machte sie einen Schritt zurück, als der faulige Geruch ihr in die Nase stieg, und sie wäre hinaus in den hellen Sonnenschein gerannt, wenn Oberholzer nicht ihre Hand fest gehalten hätte.

»Himmel noch mal, Hernandez«, hörte sie den Detective stöhnen. »Stinkt es im ganzen Haus so widerlich?«

Die Frau in dem marineblauen Kostüm nickte. »Wir haben noch nicht herausgefunden, woher dieser Gestank kommt. Und daran gewöhnen tut man sich auch nicht. Zumindest mir ist es nicht gelungen.« Sie drehte sich um und streckte Caroline die Hand hin. »Ich bin Detective Hernandez.«

Caroline beachtete weder die angebotene Hand, noch hatte sie mit mehr als einem halben Ohr zugehört, was Detective Hernandez gerade gesagt hatte. Stattdessen versuchte sie fieberhaft zu begreifen, was hier vor sich ging.

Alles hier im Foyer hatte sich verändert.

Die Möbel schienen über Nacht um Jahrzehnte gealtert zu sein – das Sofa war durchgesessen, die Kissen wirkten klumpig, und die Polsterung jedes Möbelstücks war auf einmal fadenscheinig und zerschlissen. Aber es waren nicht nur die Möbel, die so anders aussahen. Die Malereien an den Wänden und der Decke waren so nachgedunkelt, dass sie wie ein Trauerschleier über dem hohen Raum hingen und einem das Gefühl gaben, dass die sonderbare Welt, die sie darstellten, sich hier verdichtete. Die Mondsichel, die Caroline vor ein paar

Tagen noch heller erschienen war, war verschwunden, und die Sturmwolken hingen tiefer und sahen schwerer aus. Die seltsamen gehörnten Kreaturen, die man vorher in dem dichten Blattwerk kaum sah, waren jetzt in den Vordergrund getreten und warteten gierig darauf, sich ein paar Fleischbrocken von dem Tisch zu schnappen, um den die heißhungrigen Männer saßen und ihren Festschmaus verzehrten.

Nur waren die Leckerbissen sonderbarerweise verschwunden, und der Tisch bis auf ein paar dunkle Flecken, die in dem trüben Dämmerlicht aussahen wie geronnenes Blut, leer. Der offene Kamin – in dem immer ein Holzscheit gebrannt hatte, ganz gleich wie warm der Tag oder die Nacht waren – war erloschen, und obwohl Caroline bestimmt zehn Meter davon entfernt stand, spürte sie einen kalten Luftzug.

Ein Luftzug, der sich so kalt wie der Tod selbst anfühlte.

Erschauernd wandte sie sich vom Kamin ab und schaute dabei direkt in die Portierloge.

Wo Rodneys Leiche lag.

Daher kam natürlich auch dieser Gestank. Aber warum hatten sie ihn nicht gefunden? Während ihr die Frage durch den Kopf ging, nahm gleichzeitig die Antwort in ihrem Bewusstsein Form an, und beinahe gegen ihren Willen ging sie auf die Loge zu.

Ihre Schritte auf dem kalten Marmorboden hallten im Düsteren wider, denn die Wandleuchten waren nicht in der Lage, gegen die Dunkelheit anzukämpfen, die sich über das Foyer gelegt hatte. Das Klopfen ihres Herzens fiel in den Rhythmus ihrer Schritte ein und wurde mit jedem lauter. Sie gelangte bis zur Loge, wappnete sich gegen den widerlichen Leichengeruch, der jede ihrer Poren zu durchdringen schien, und spähte über den Schreibtisch hinweg auf den Boden.

Alles, was sie sah, war schwarzer und weißer Marmor, schachbrettartig verlegte Fliesen, wie auch im übrigen Foyer.

Keine Spur von Rodneys Leiche, kein einziger Blutspritzer.

Nur dieser Geruch – dieser ekelhafte Gestank, der aus seiner Wunde gedrungen war.

Irritiert drehte sie sich zu der Beamtin in Marineblau um. »Wo ist er?« Ihre Stimme hallte in der Leere, genau wie ihre Schritte und das Klopfen ihres Herzens.

»Wer?«

»Der Portier«, erwiderte Caroline leicht verzweifelt. »Sein Name war Rodney.« Verunsichert, so als wüsste sie nicht ganz genau, wo sie sich befand, drehte sie sich noch einmal zu der Stelle um, wo sie ihn zuletzt gesehen hatte, die Kehle aufgeschlitzt, Blut spuckend und mit klauenartigen Fingern nach ihr greifend. »Er war hier.« Sie zögerte. »Er war tot.«

Hernandez schüttelte den Kopf. »Nicht hier«, erwiderte sie. »Wir haben weder den Portier noch irgendjemand anderen gefunden.«

Dann war Oberholzer neben ihr. »Möchten Sie mir zeigen, wo Sie Laurie gefunden haben?«

Mit einem stummen Nicken führte Caroline ihn zur Kellertür und über die Stufen hinab. Jemand hatte den Gang provisorisch beleuchtet, und der grelle Schein der nackten Glühbirnen vertrieb die Düsterei der vergangenen Nacht. Als sie an die Tür kamen, die sie – mit Tonys Fingern dazwischen – zugeworfen hatte, ehe sie mit Ryan die Treppe hinaufgestürmt war, fanden sie diese jetzt weit offen.

Aber keine Spur von Tonys Fingern, kein Blut tropfen auf dem Zementfußboden, wo sie die Finger hatte liegen sehen.

Sie gingen weiter, den schmalen Flur entlang bis zu der Tür, hinter der der Raum lag, in dem Ryan Laurie entdeckt hatte. Der uniformierte Beamte vor der Tür hob seine Hand zu einem schlampigen Salut.

»Die Jungs vom Labor sind noch nicht da.«

»Wir fassen nichts an«, gab Oberholzer zurück. »Wir schauen uns nur um.«

Auch dieser Raum war von Glühbirnen, die von der

niedrigen Decke baumelten, hell erleuchtet. An der gegenüberliegenden Wand standen sechs Bahren; vier waren leer, zwei nicht.

Auf der einen lag, was von Rebecca Mayhew noch übrig war. Ihr Unterleib klaffte weit auf; die Bauchhöhle war leer, bar aller Organe. Man hatte ihr die Haut abgezogen, so dass ihr verwesendes Fleisch offen lag, und ihre leeren Augenhöhlen starrten blicklos zur Decke. Maden labten sich noch an dem verwesenden Fleisch, und als Caroline und Oberholzer sich dem Leichnam näherten, flüchtete sich eine Kakerlake in Rebeccas Nasenloch.

Auf der anderen Trage lag ein Junge, den sie noch nicht ausgeweidet hatten. Er mochte ein oder zwei Jahre älter sein als Ryan, und überall an seinem Körper sah man die Einstiche der Nadeln, durch die man ihm jede Art von Körpersaft abgezapft hatte.

Carolines Augen schwammen in Tränen, als sie sich abwandte und von Oberholzer wieder nach oben in die Halle und in den Aufzug geleitet wurde. »Ich denke, wir sollten einen Blick in Ihre Wohnung werfen«, schlug er vor, seine Stimme so behutsam wie seine Berührung. »Was immer wir dort finden, könnte nicht schrecklicher sein als das, was wir soeben gesehen haben.«

Mit dem Blick eines verängstigten Kaninchens drehte sie sich noch einmal nach der Portierloge um. Wenn die Leichen der Kinder noch da waren, was war dann mit Rodneys Leiche passiert? Sie hatte ihn getötet – das wusste sie genau! Getötet und hier in seinem Blut liegen lassen! Aber jetzt – »Das kann nicht sein«, sagte sie, ihre Stimme kaum mehr als ein Hauch. »Ich weiß, was passiert ist ... weiß, was ich getan habe ...«

»Kommen Sie, wir gehen jetzt erst einmal hinauf und sehen uns oben um.« Oberholzer zog die Fahrstuhlür auf, und Caroline ließ sich von ihm in die Kabine bugsieren. Als der Fahrstuhl ruckend anfuhr und die Portierloge ihrer Sicht

entglitt, hob Caroline den Blick und sah Oberholzer an. Auf ihren aschgrauen Wangen schimmerten noch die Tränen, die sie beim Anblick des leblosen Gesichts des Jungen vergossen hatte. »Sie sind alle weg, nicht wahr?«, wisperte sie. »Nicht nur Rodney. Alle.«

»Wir werden sie finden«, gab Oberholzer zurück, die Stimme so hart wie sein Blick. »Wir lassen Leute, die so etwas verbrochen haben, nicht ungeschoren davonkommen.«

Im fünften Stock blieb der Aufzug stehen, und als Caroline einen Blick auf die Tür von Anthony Flemings Wohnung warf, spürte sie, wie sich ein Gefühl der Abkapselung in ihr ausbreitete. *Das ist nicht unsere Wohnung*, dachte sie. *Sondern die seine*. Die Tür stand offen; in der Eingangshalle wartete ein uniformierter Beamter. Und aus der Wohnung, in die sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Kinder einquartiert hatte, schlug ihr jetzt der gleiche Leichengestank entgegen wie unten im Foyer und im Keller.

»Haben Sie das so vorgefunden?«, erkundigte sich Oberholzer und nickte mit dem Kinn Richtung Tür.

Der Beamte bejahte. »Nichts verschlossen – die Tür sperrangelweit offen. Was ich gern wüsste, ist, wonach wir hier eigentlich suchen. Sieht nicht so aus als hätte hier in den letzten Jahren jemand gewohnt.«

Caroline Fleming und Frank Oberholzer wechselten einen befremdeten Blick, aber keiner von ihnen sagte etwas. Dann betraten sie die Wohnung, und im ersten Moment war Caroline etwas verwirrt und glaubte, sie stünde in der falschen Wohnung. Doch nach einem raschen Rundblick wusste sie, dass es die richtige war. Alles stand genau dort, wo es vor zwei Tagen gestanden hatte: Das Tischchen neben der Tür zu Tonys Arbeitszimmer, die wuchtige Großvateruhr, der Schirmständer neben der Eingangstür – alles wie gehabt.

Und dennoch schien all das in den zwei Tagen gealtert zu sein.

Der Lack des Tischchens hatte Risse bekommen und begann an einigen Stellen abzublättern.

Die Großvateruhr war stehen geblieben, obwohl die Gewichte noch in der Mitte hingen.

Den bronzenen Schirmständer, in dem man sich vor zwei Tagen noch hatte spiegeln können, überzog nun eine matte, grüne Patina, als hätte ihn seit Jahrzehnten niemand mehr geputzt.

Überall standen die Türen offen, und jedes Zimmer bot ein ähnliches Bild – die Farbe blätterte ab, alles war matt, die Polster zerschissen und die Muster ausgebleichen.

Und über allem hing der Geruch des Todes.

Caroline, der schwindlig geworden war, trat einen Schritt weiter in die Diele. »Ich – das verstehe ich nicht«, murmelte sie, während sie langsam durch die Wohnung gingen. Ungläubig schritt sie von einem verwahrlosten Zimmer zum nächsten. »Das ist doch einfach unmöglich – was ist hier passiert?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Frank Oberholzer, während sein geschulter Blick jedes Detail aufnahm. »Als ich gestern hier war ...« Seine Stimme brach ab. Ratlos schüttelte er den Kopf. »Gehen wir hinauf.«

Die oberen Räume befanden sich im selben Zustand wie der Rest der Wohnung. Alles war an seinem Platz, doch mit Ausnahme der wenigen Dinge, die Caroline aus der alten Wohnung mitgebracht oder neu gekauft hatte, schien alles über Nacht bis zum Stadium der Hinfälligkeit gealtert zu sein.

In Ryans Zimmer interessierte Oberholzer besonders die Decke des begehbaren Kleiderschranks, und als er wie zuvor Ryan über die Regalbretter geklettert war, konnte er die Klapptür aufheben, genau wie der Junge es beschrieben hatte.

Anschließend gingen sie wieder hinunter in die unteren Räume, und am Fuße der Treppe sprach Oberholzer wieder. »Zeigen Sie mir den Geheimgang im Arbeitszimmer Ihres

Mannes«, forderte er Caroline auf.

Sich innerlich wappnend, führte sie Oberholzer in Tonys Arbeitszimmer. Die Tapete war so fleckig, als klebte sie schon hundert Jahre an der Wand, und das Hartholzparkett hatte seinen Glanz völlig verloren. Die Lederbezüge der Sessel waren gebrochen und farblos geworden, die Furnierung des Schreibtischs war stellenweise geplatzt und begann abzublattern.

Der Schreibtisch! Caroline rannte darauf zu und riss nacheinander die Schubladen auf. Und da lag es – das Album! Sie zog es heraus und klappte es auf.

Leer – alle Fotos waren herausgerissen, das schwarze Papier zerbröckelte unter ihren Fingern.

Das Scheckbuch und die Packen von Fotos waren ebenfalls verschwunden.

Aber der Schrank stand noch dort, und als sie die Türen öffnete, erkannte sie sofort das Paneel an der Rückwand wieder. Das Paneel, das sich verschieben ließ, und hinter dem der Raum lag, in dem sie Laurie auf der Bahre hatte liegen sehen, umgeben von den plaudernden Blutsaugern, die ihre Nachbarn gewesen waren und Laurie jetzt belauerten, als wollten sie sie verschlingen. »Dort«, sagte sie und deutete auf die Rückwand des Schrankes. »Dieses Paneel lässt sich nach links bewegen.« Oberholzer schob sich an ihr vorbei in den begehbaren Schrank und begann das Paneel zu untersuchen. »Rechts gibt es eine Stelle, wo Sie es anfassen können«, erklärte sie ihm. »Dann drücken Sie links und ziehen.« Oberholzer probierte eine Weile herum, dann drängte sich Caroline an ihm vorbei. »Warten Sie, ich zeig's Ihnen.«

Kurz darauf fanden ihre Finger die Vertiefung. Sie drückte mit der flachen Hand auf die andere Seite der Holztafelung, und sie glitt zur Seite.

In ihrem Kopf drehte sich alles, als sie in den Raum blickte, wo sie Laurie, umringt von beinahe allen Bewohnern des

Rockwell, gefunden hatte. Plötzlich waren sie alle wieder da und starrten sie an. Auch Tony, der langsam auf sie zu kam und–

»Ganz ruhig«, sagte Oberholzer. Seine Hand stützte ihren Ellbogen, und die Vision verschwand so schnell wie sie aus ihrer Erinnerung auferstanden war. Doch obwohl all diese Menschen verschwunden waren und der Raum hinter Anthony Flemings Arbeitszimmer leer stand, blieb Caroline reglos stehen und schüttelte den Kopf.

»Ich kann da nicht hineingehen«, sagte sie heiser. »Bitte, zwingen Sie mich nicht dazu.«

Oberholzer überlegte kurz. »Es wird alles gut werden«, sagte er. »Wir werden sie finden. Glauben Sie mir, Mrs. Fleming, wir werden sie alle finden.«

Aber noch während er die Worte aussprach, wurde Caroline bewusst, dass Oberholzer seine Beteuerungen genauso wenig glaubte wie sie selbst. Wer immer Anthony Fleming gewesen sein mochte – und all diese anderen Leute –, sie wusste, dass Frank Oberholzer sie niemals finden würde. Und sie wusste auch, dass sie zwar im Moment verschwunden, aber keineswegs tot waren.

Irgendwo, irgendwann würden sie wieder auftauchen.

Und um Mitternacht würde ein Kind wieder ihre flüsternden Stimmen hören.

Sie würden wieder miteinander tuscheln und sich wieder an den Kindern laben.

Epilog

»Das ist doch verrückt, Mutter«, hörte Caroline ihre Tochter sagen, die Stimme so klar, als säße Laurie direkt neben ihr. Dabei war sie zu Hause in New York. »Warum tust du dir das an? Du wirst nichts finden.«

Caroline betrachtete die Szenerie, die draußen vor dem Zugfenster vorbeizog, und fragte sich, ob es überhaupt eine Antwort gäbe, die Laurie befriedigen würde. Wahrscheinlich nicht – sie konnte sich noch ganz genau an die Gesichter ihrer Kinder erinnern, als sie ihnen eröffnete, was sie vorhatte. Es war dieser Jetzt-spinnt-sie-wirklich-Ausdruck, den sie in den letzten Monaten immer häufiger bei ihnen gesehen hatte, und an jedem einzelnen Tag der letzten zwei Wochen, seit sie verkündet hatte, dass sie nach Rumänien reisen werde. »Du meine Güte, Mom«, hatte Ryan gestöhnt, nachdem er mit Laurie besagten Blick getauscht hatte, der Kinder verbindet, die glauben, so viel mehr zu wissen als ihre Eltern je wissen würden. »Rumänien? Das klingt nach einem drittklassigen Dracula-Film. Warum kannst du das nicht einfach auf sich beruhen lassen? Wenn wir darüber hinweg kommen, warum gelingt es dir dann nicht?«

Weil ich eure Mutter bin, hatte sie erwidern wollen. *Ich werde das nie vergessen und so lange suchen, bis ich Anthony Fleming finde und genau weiß, was damals passiert ist!* Doch als sie ihm antwortete, sah sie zu, dass sie ihre Worte zügelte. »Wenn das nichts bringt, gebe ich auf«, hatte sie versprochen. Und vielleicht sollte sie das auch wirklich tun. Laurie würde nächsten Herbst mit dem College beginnen, und Ryan sein letztes Highschool-Jahr. Für die beiden schien das, was vor fünf Jahren passiert war, bereits Geschichte zu sein. Doch für Caroline war in den letzten fünf Jahren kein Tag vergangen, an dem sie nicht an die Vorkommnisse gedacht hatte, die sich

nach Brads Tod ereignet hatten. Auch wenn die Schrecken, die Anthony Fleming in ihr Leben getragen hatte, nicht mehr den vordersten Platz in ihrem Bewusstsein einnahmen, so lauerten sie sehr wohl in ihrem Unterbewusstsein. Seit dem Tag, als Irene Delamond sich im Central Park neben sie gesetzt hatte, war sie vor Fremden auf der Hut, besonders vor Leuten, die ein Interesse an ihren Kindern bekundeten.

Das war zwar weiter nicht schlimm, doch diese Erinnerungen manifestierten sich auch in einer unüberwindbaren Angst, die Kinder allein zu lassen, und sei es nur für ein paar Minuten. Das war die größte Schwierigkeit, die es zu meistern galt, als sie sich schließlich entschlossen hatte, diese Reise zu unternehmen und die Kinder in der Obhut von Mark Noble und Kevin Barnes zurückzulassen. Auch das hatte ihr ein vorwurfsvolles Augenverdrehen eingebracht. »Wir sind doch keine Babys mehr«, hatte Ryan voller Entrüstung protestiert. »Wir können sehr wohl auf uns selbst aufpassen.«

»Mag sein, aber das wäre mir nicht recht«, hatte Caroline erwidert. »Ihr bleibt bei Kevin und Mark, Ende der Diskussion.«

Nach einer Weile hatten die Leute in der Stadt unweigerlich das Interesse an dem plötzlichen Verschwinden sämtlicher Bewohner des Rockwell verloren – und selbst die Polizei hatte inzwischen die Suche eingestellt. »Es ist, als hätten sie nie existiert«, hatte Frank Oberholzer bei ihrem letzten Zusammentreffen zu Caroline gesagt.

»Wie meinen Sie das, nie existiert?«, hatte sie gefragt. »Es hat sie sehr wohl gegeben. Ich kannte sie. Ich habe einen von ihnen geheiratet, verdammt noch mal. Und Sie haben mit ihnen gesprochen!«

Oberholzer nickte. »Trotzdem habe ich nicht die leiseste Ahnung, woher sie kamen und wohin sie verschwunden sind. Abgesehen von den Albions gibt es keine Hinweise.«

»Aber über die haben Sie etwas herausgefunden?«, bohrte

Caroline nach, begierig, irgendetwas zu finden, das ihr schließlich die Wahrheit über das verriet, was sich im Rockwell abgespielt hatte. Doch die Hoffnung zerstreute sich schnell.

»Nur dass der wirkliche Max Albion vor siebenundvierzig Jahren in Kansas im Alter von vier Jahren gestorben ist; und der Mädchenname seiner Frau laut Heiratsurkunde Alicia Osborn gewesen ist. Kopien der Geburtsurkunden dieser beiden Kinder wurden im Abstand von wenigen Wochen an Flemings Kanzlei in der 53. Straße geschickt. Und das liegt beinahe fünfundzwanzig Jahre zurück. Mit diesen Urkunden konnten die Albions die Mitarbeiter der Vermittlungsstelle für Pflegekinder täuschen. Doch bei allen anderen – einschließlich Fleming – haben wir weder Geburtsurkunden noch eine Sozialversicherungsnummer, keine Wahlunterlagen, keine Führerscheine, nichts.«

»Aber das ist doch nicht möglich«, warf Caroline ein. »Ich meine, schließlich waren sie Besitzer dieser Wohnungen –«

»Es gibt keinerlei Unterlagen darüber, dass einer von ihnen jemals eine Wohnung im Rockwell gemietet oder gekauft hat«, fiel Oberholzer ihr ins Wort. »Tatsache ist, dass im Rockwell nichts, aber auch gar nichts jemals den Besitzer gewechselt hat – eine rumänische Gesellschaft hat das Gebäude gebaut, und es befindet sich auch heute noch in deren Besitz.«

»Rumänisch?«, wiederholte Caroline ungläubig. »Aber Rumänien hat doch damals zum Ostblock gehört. Wie konnte da –«

Wieder beantwortete Oberholzer ihre Frage, ehe sie sie ausgesprochen hatte: »Alle Zahlungen wurden von einer Schweizer Bank abgewickelt, und ich meine wirklich alle: die Steuern, alle Nebenkosten, die Renovierungsarbeiten und so weiter. Kein Bewohner dieses Hauses hat jemals etwas direkt aus seiner eigenen Tasche bezahlt.«

Caroline schüttelte den Kopf. »Das ist nicht wahr – Irene

Delamond hat mir einen Scheck –«

»Ja, von einem Bankkonto eben dieser Schweizer Bank. Sie alle hatten Girokonten und besaßen Kreditkarten, die sich allesamt zu dieser einen Bank zurückverfolgen ließen. Unnötig zu sagen, dass sich die zuständigen Herrschaften erst einmal auf das Schweizer Bankgeheimnis berufen. Und wie lange es dauert, die notwendigen Schritte ...« Seine Stimme verklang und dann knurrte er angewidert: »Wie lange es dauert, die notwendigen Schritte einzuleiten, weiß der Himmel.«

Und das war das Ende gewesen.

Während die Wochen sich zu Monaten und die Monate zu Jahren dehnten, war die Geschichte allmählich aus der Erinnerung der Stadt verschwunden, nur einige Boulevardblätter brachten immer mal wieder eine Story über das Rockwell, bevorzugt vor Halloween.

Und das Rockwell stand immer noch leer, Jahr um Jahr. Im ersten Jahr hatte Caroline sich sogar geweigert, sich dem Gebäude auf Sichtweite zu nähern. Als einen Tag nach dem mysteriösen Verschwinden aller Rockwell-Bewohner ein verfrühter Wintereinbruch die Stadt mit einem weißen Tuch verhüllt hatte, war Carolines erster Impuls der gewesen, die Koffer zu packen und irgendwohin zu verschwinden, wo es warm war, wo sie niemand kannte, und wo es keine Erinnerungen gäbe.

Weder für sie, noch für Ryan oder Laurie.

»Das ist die dümme Idee, die mir je zu Ohren gekommen ist«, hatte Kevin Barnes erklärt, nachdem sie ihm davon erzählt hatte. »Vor Erinnerungen kann man nicht davonlaufen, ganz gleich, wie schlau man es auch anstellt. Außerdem was willst du irgendwo auf einer Südseeinsel machen? Hier hast du wenigstens einen Job und ein Dach über dem Kopf und Freunde.« Dann hatte er ihr noch eine ganze Liste von Dingen aufgezählt, die sie hinter sich lassen würde, und als Kevin am Ende angelangt war, hatte sie ihre Idee beinahe wieder

verworfen. Als der Winter dann später mit noch mehr Schnee und Eiseskälte seinen richtigen Einzug hielt, hatte Caroline noch etliche Male überlegt, ob sie ihre Meinung nicht vielleicht doch wieder ändern sollte. Aber als Laurie wieder zu Kräften gekommen war und beide Kinder wieder zur Schule gingen, hatten sie alle in einen Lebensrhythmus gefunden, den Caroline zwar nicht ideal fand, der ihnen aber wenigstens Struktur und Halt gab.

Sie fand eine Wohnung an der East Side, näher an Claires Laden gelegen, eine Wohnung, die sie zu Anfang mit dem Geld, das sie bei *Antiques By Claire* verdiente, kaum finanzieren konnte. Doch während des ersten Herbstes und des folgenden Winters waren ihre Einkünfte gestiegen, und obgleich es zu Anfang nur die morbide Neugier einer bestimmten Schicht von Frauen war, die eher an Gerüchten über das Rockwell interessiert waren, als an ernsthaften Vorschlägen für die Umgestaltungen ihrer Salons, war es letztlich doch ihr professioneller Geschmack gewesen, der immer mehr Kunden anlockte, auch nachdem das erste Interesse an dem mysteriösen Geisterhaus abgeflaut war.

Vor zwei Jahren schließlich fand sich Caroline nach einem Spaziergang durch den Park an der Ecke 70. Straße und Central Park West wieder und starrte auf das Haus, deren Bewohner ihren Kindern beinahe das Leben geraubt hätten.

Düster wie eh und je erhob sich das Rockwell vor ihr, die Türme in den Himmel gestreckt, zugezogene Vorhänge vor den Fenstern, die Fassade vom Schmutz der Jahrzehnte geschwärzt.

Doch einmal abgesehen von Ruß und Schmutz ließ nichts erkennen, dass dieses Haus verlassen war. Es wirkte eher wie scheintot, so als würden die Bewohner demnächst zurückkehren.

Seit diesem Tag vor zwei Jahren zog es sie immer wieder zum Rockwell zurück; manchmal warf sie nur einen kurzen Blick auf das Gebäude, manchmal blieb sie eine halbe Stunde

davor stehen und versuchte sich auszumalen, was innerhalb dieser Mauern wirklich passiert war. Und was mit diesen Menschen geschehen war, die anscheinend aus dem Nichts gekommen und dann wieder verschwunden waren, als hätten sie nie existiert.

Aber sie hatten existiert, und sie existierten immer noch, und während die Jahre dahingingen, war Carolines Entschlossenheit, die Wahrheit über diese Menschen herauszufinden, zwar etwas abgeflaut, aber nie ganz versiegt.

Es gab so wenig Anhaltspunkte.

Eine rumänische Gesellschaft.

Ein Mann namens Anthony Fleming. »Natürlich haben wir über ihn genauso wenig in Erfahrung bringen können wie über den Rest der Bewohner«, hatte Oberholzer gesagt. »Und ich verwette meine Dienstmarke, dass Fleming gar nicht sein richtiger Name war.«

Und das war in etwa alles, worauf sie sich beziehen konnte. Sie hatte versucht, mehr über diese Gesellschaft herauszufinden, der das Rockwell gehörte, war aber auch nicht weiter gekommen als die Polizei. Jeder Brief, den sie geschrieben hatte, war genauso verschwunden wie der Mann, den sie geheiratet hatte. Schließlich hatte sie das Briefeschreiben aufgegeben und einen Anwalt engagiert; tausend Dollar hatte Caroline die Bestätigung gekostet, dass der Anwalt auch nicht mehr hatte erreichen können als sie. Danach hatte sie in Büchereien und Buchläden herumgestöbert, ohne eine genaue Vorstellung davon zu haben, wonach sie eigentlich suchte. Schlussendlich hatte sie im Internet nachgeforscht und unzählige Stunden vor dem Monitor verbracht, hatte Hunderte Webseiten und Dateien aufgemacht, um irgendetwas zu finden, was sie in die richtige Richtung führen mochte.

Und vor zwei Wochen wurde sie endlich für ihre unermüdliche Suche belohnt.

Sie hatte eine dieser genealogischen Seiten besucht, die die

Suchmaschine ausgespuckt hatte, und nacheinander die Familiennamen all ihrer Nachbarn eingegeben. Die Kombination *Burton* UND *Rumänien* zum Beispiel. Viele Treffer hatte es nicht gegeben, und die meisten davon benutzten eine andere Schreibweise: Birtin.

Nachdem sie die Hälfte der Einträge durchgelesen hatte, war klar, dass die meisten »Birtins« ursprünglich anders hießen, aber alle aus einer kleinen Stadt im Norden Rumäniens stammten, die Birtin hieß. Wahrscheinlich war den Schreibern in der Registratur von Ellis Island damals die einfache Schreibweise von Birtin lieber gewesen als die vielsilbigen Nachnamen, die viele der rumänischen Einwanderer trugen. Jeder Name enthielt einen Link zu einer Familien-Webseite oder einem virtuellen schwarzen Brett, und Caroline war jedem dieser Links nachgegangen.

Die meisten hatten an Informationen nicht viel gebracht, nur genealogische Verläufe, die in Ellis Island endeten. Doch ziemlich am Ende der Liste war sie auf einen Link gestoßen, der sie schlussendlich in diesen Zug geführt hatte, der sich jetzt langsam seinen Weg durch das osteuropäische Bergland bahnte. Der Link hatte an ein Familienforum und weiter an ein schwarzes Brett verwiesen, das eine seltsame Nachricht enthielt. Gerichtet war diese an MILESOVICH ODER MILESOVICI AUS BIRTIN?

Der Text lautete folgendermaßen:

»Ich bin im Besitz eines unvollständigen Briefs an meinen Urgroßvater, Daniel Milesovich, von seiner Schwägerin, Ilanya Vlamescu, die in einem Dorf namens Gretzli in der Nähe der rumänischen Stadt Birtin lebte. Sie wollte ihren Sohn und ihre Tochter nach Amerika schicken, und zwar aus dem Grund, weil etwas die Kinder im Dorf tötete. Weiß irgendjemand etwas darüber? Es muss nach 1868 gewesen sein.«

Wieder und wieder hatte Caroline die Nachricht durchgelesen und sich eingeredet, dass das nichts zu bedeuten hatte,

dass dort sicherlich die Pest, die Pocken, die Grippe oder sonst eine der Epidemien grassiert hatten, die damals jahrhundertlang Europa heimgesucht hatten.

Aber in dem Schreiben stand nichts von Pest, Pocken, Grippe oder einer anderen Seuche.

Es war nur von *etwas* die Rede gewesen.

In ihrer Antwort bat sie um nähere Einzelheiten und erhielt zwei Tage später eine E-Mail von einer gewissen Marge Danfield aus Anaheim in Kalifornien. »Viel mehr weiß ich auch nicht«, hieß es in der Mail. »Das Datum auf diesem Brief ist unleserlich, aber mein Urgroßvater kam 1868 nach Amerika. Der Brief ist auf Rumänisch abgefasst, und die Schrift ist ziemlich schlecht. Ich habe eine Übersetzung beigelegt, kann aber nicht beurteilen, wie akkurat diese ist. Offen gesagt glaube ich, dass diese Ilanya ein bisschen verrückt war, was mich nicht weiter wundern würde. Meine Mutter hat immer behauptet, in der rumänischen Familie meines Vaters wären sie alle Zigeuner gewesen, weil sie ungeheuer abergläubisch waren. Aber viel mehr, als in dem Anhang steht, weiß ich auch nicht über die Urgroßtante meines Vaters. Laut Familienbibel wurde sie Witwe, als ihre beiden Kinder noch sehr klein waren, und heiratete dann einen Mann namens Vlamescu, der wahrscheinlich dieser ›Anton‹ aus dem Brief ist. Soviel ich weiß, hat sie ihre Kinder nie nach Amerika geschickt, und nach diesem Brief hat auch nie wieder jemand von ihr gehört. Als weiteren Anhang finden Sie eine Fotografie, die Ilanya zeigen könnte, wahrscheinlich mit ihrem zweiten Ehemann, aber sicher ist das nicht. Falls Sie mehr über diese Angelegenheit in Erfahrung bringen sollten, lassen Sie es mich bitte wissen.«

Anschließend hatte Caroline den Anhang aufgemacht, der eine gescannte Kopie des alten Briefes enthielt, zusammen mit der Übersetzung:

... Ilie ist zwölf und Katya dreizehn, so alt wie die anderen Kinder waren. Der Doktor weiß nicht, was sie krank macht – sie sterben einfach ... sechs Kinder im letzten Jahr ... zwei Knaben und vier Mädchen. ... Anton meint, ich solle mir keine Sorgen machen, aber ich habe Angst. Die Geschichten über die Gräber jagen mir Furcht ein, und meine Nachbarin sagt, dass sie nachts im Wald seltsame Dinge hört ... ich besitze keine Mittel, aber Ilie ist ein kräftiger Bursche, der hart arbeiten kann. Bitte, lieber Bruder – ich weiß nicht, was ich tun soll.

Nachdem sie die Übersetzung noch einmal gelesen hatte, klickte Caroline auf den zweiten Anhang. Langsam baute sich das Bild eines altmodischen Fotoporträts auf, die Farbe ausgebleichen, feine Risse im Papier, und mit einer weißen geraden Linie in der Mitte, wo das Foto entweder gefaltet oder durchgerissen worden war. Die abgelichtete Frau schien um die dreißig zu sein, stand neben einem etwas älteren Mann, der in einem kunstvoll geschnitzten Lehnstuhl saß, und hatte die Hand auf seine Schulter gelegt. Der obligatorische Hintergrund stellte einen Garten dar, vor dem dieser Stuhl, der eher einem Thron glich, nicht nur unpassend, sondern geradezu grotesk wirkte. Aber es war weder dieser seltsame Stuhl noch die Frau, die Carolines Aufmerksamkeit fesselten.

Es war der Mann auf diesem Stuhl, auf dessen Schulter die Hand dieser Frau ruhte.

Sie war beinahe sicher, dass das der gleiche Mann war, den sie als Anthony Fleming kannte.

Der Zug verlangsamte seine Fahrt, als er in den Bahnhof von Birtin einfuhr, und während Caroline ihren Koffer aus dem Gepäcknetz hievte, suchte sie den Bahnsteig nach dem Mann ab, der sie abholen wollte. Auf Milos Alexandru war sie im Internet gestoßen; er betrieb den größten Antiquitätenladen in Birtin und hatte sich auf die geschnitzten Möbel spezialisiert,

für die diese Gegend um Birtin berühmt war. Alexandru hatte ihr in seiner E-Mail mitgeteilt, dass er zwar die Personen auf dem Porträt nicht identifizieren könne, dafür aber mit Sicherheit diesen Stuhl. Dieser sei in einem Dorf in der Nähe von Birtin als Hochzeitsstuhl gefertigt worden und stehe jetzt in einem Museum in Birtin. Caroline hatte ihm nichts von diesem Brief erzählt, wollte sich lieber mit ihm von Angesicht zu Angesicht unterhalten. Als sie auf dem Bahnsteig einen Mann stehen sah, war sie sicher, dass das nur Milos Alexandru sein konnte. Er war ein kleiner vogelartiger Mann in einem adretten Anzug mit Krawatte, der so eifrig in den einfahrenden Zug spähte wie Caroline auf den Bahnsteig, und als Caroline ausstieg, kam er sofort auf sie zugeeilt.

Zwei Stunden später, nachdem Alexandru sie in einem Hotel untergebracht, sich von Caroline zum Mittagessen einladen und es sich danach nicht hatte nehmen lassen, ihr sein Geschäft zu zeigen, schaffte sie es schlussendlich noch, sich im Museum den Stuhl auf diesem Porträt anzuschauen. »Er ist in Gretzli gemacht worden«, erklärte er ihr. »Die Tischler in diesem Dorf waren bis zum Ende des letzten Jahrhunderts berühmt für ihre Hochzeitsstühle. Des Neunzehnten meine ich natürlich. Jeder dieser Stühle war ein Unikat, eigens für die Stadt entworfen, in der er stehen sollte. Dieser hier wird als der Kostbarste erachtet, der je die Werkstätten von Gretzli verlassen hat. Selbst heute nach über dreihundert Jahren steht er da wie neu. Kein einziger Riss – das Holz muss mindestens fünfzehn bis zwanzig Jahre gelagert haben, ehe es ein Stemmeisen berührte. Und erst die Schnitzereien! Sehen Sie sich diese Engel auf den Armlehnen an, die Trompete blasen – man kann sie beinahe hören. Und die Rückenlehne; haben Sie schon je eine solche Arbeit gesehen?«

In das dicke Eichenholz war in tiefem Relief eine Waldszene geschnitzt – die Baumstämme dabei so perfekt herausgearbeitet, dass man beinahe glaubte, die Rinde fühlen zu

können, die Blätter so akkurat, dass man sie im Wind rascheln zu hören vermeinte. Das Sonderbare war, dass Caroline die Schnitzereien immer vertrauter vorkamen, je länger sie sie betrachtete. Und dann, als sie eine kleine Figur – einen Dämon – entdeckte, wusste sie warum. Die reliefartige Szene auf der Rückenlehne des Stuhls war identisch mit der Szene, die in gleichsam perfekter Trompe-l’Œil-Arbeit auf der Decke der Eingangshalle des Rockwell prangte. Ihr Blick hing immer noch fasziniert an der Schnitzerei, als Alexandru vernehmlich seufzte.

»Schwer zu glauben, dass das alles ist, was übrig geblieben ist.« Caroline sah ihn fragend an. »Die Stadt«, fuhr Alexandru fort. »Gretzli – außer diesem Stuhl ist nichts mehr davon da.«

Caroline war überzeugt, dass sie etwas falsch verstanden hatte. »Soll das heißen, die Stadt existiert nicht mehr?«

Der Antiquitätenhändler nickte heftig mit dem Kopf. »Genau das meinte ich! Sie haben sie niedergebrannt! Vor über hundert Jahren. Außer diesem Hochzeitsstuhl und ein paar anderen wenigen Stücken ist nichts geblieben.«

»Aber warum?«, fragte Caroline, doch im selben Moment fielen ihr wieder die Worte in Ilanya Vlamescus Brief ein.

»Das weiß niemand«, gab Alexandru zurück. »Oh, natürlich kursierten allerhand Geschichten, aber keine glaubhaften, wenn Sie mich verstehen. Es gab Gerüchte über Vampire, und irgendeine Epidemie, die die Kinder von Gretzli umgebracht haben soll. Und dann waren da noch die Grabschändungen.« Alexandru, der sich allmählich für dieses Thema erwärmte, machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ach, das waren nur Studenten der Medizin – damals gab es eine Menge solcher Vorfälle. Aber die Leute von Gretzli waren auch ein unglaublich abergläubischer Haufen, und eine Geschichte führte zur nächsten. Dann, als plötzlich die Kinder starben, begannen die Menschen das Dorf zu verlassen. Haben einfach den Ochsenkarren voll geladen und nichts wie weg. Das

machte die Sache natürlich nicht besser, und nach einer Weile begannen die paar Leute, die noch dort geblieben waren, sich gegenseitig dieser üblen Umtriebe zu bezichtigen. Eines Nachts schließlich fing ein Haus an zu brennen. Wie es aussah, hätte man das Feuer sehr wohl löschen können, aber das geschah nicht.« Traurig schüttelte er den Kopf. »Am nächsten Morgen lag das gesamte Dorf in Schutt und Asche.«

»Gretzli, wo war das?«, erkundigte sich Caroline, als sie zehn Minuten später das Museum verließen.

Milos Alexandru wies mit der Hand nach Norden. »Nicht weit von hier – vielleicht fünf Kilometer. Aber dort gibt es nichts mehr zu sehen, ehrlich – es ist alles verbrannt. Alles außer diesem Hochzeitsstuhl. Jemand hat ihn aus der Kirche gezerrt und mitten auf die Straße gestellt. Dem Himmel sei Dank dafür.«

Es war schon spät am Nachmittag und wurde allmählich kalt, als Milos Alexandru seinen winzigen Yugo auf einem schmalen, von Bäumen gesäumten Weg zum Stehen brachte. »Gretzli lag gleich da vorn«, sagte er zu Caroline. »Weiter kann ich mit dem Auto nicht fahren – dort in der Mitte des Wegs liegt nämlich ein Felsen. Aber wenn Sie möchten, kann ich Sie zu Fuß begleiten.«

»Danke, das ist nicht nötig«, versicherte Caroline, als sie aus dem Wagen stieg. »Ich brauche nur ein paar Minuten, will mir den Ort nur mal kurz ansehen.« So ließ sie den alten Antiquitätenhändler in seinem warmen Yugo sitzen, machte sich auf den Weg, und gleich hinter dem erwähnten Felsen kam sie an den Ort, wo einst das Dorf Gretzli gestanden hatte. Alexandru hatte Recht – von dem Dorf war nur mehr eine Lichtung in dem dichten Wald übrig, die jedoch allmählich von jungen, rasch nachwachsenden Bäumen überwuchert wurde. Hier und dort sah man noch die Fahrrinnen, die an die alte Dorfstraße erinnerten, und ein paar niedrige Buckel, die die

Fundamente kleiner Häuser gewesen sein mochten. Beinahe eine halbe Stunde lang schlenderte sie an diesem Ort herum, besah sich alles genau, ohne etwas zu entdecken.

Tatsächlich wusste sie nicht einmal genau, wonach sie eigentlich suchte.

Dann, als sie wieder zu Milos Alexandrus Wagen zurückgehen wollte, hatte sie ein Deja-vu-Erlebnis, das so intensiv war, dass sie umkehrte und erwartete, etwas Vertrautes zu sehen, etwas, was sie sofort wiedererkannte.

Aber da war nichts! Nichts als der Wald und der Himmel und – Der Wald und der Himmel!

Sie schaute hinauf, und da geschah es wieder – erneut umging sie die Gewissheit, das hier schon einmal gesehen zu haben. Aber diesmal wusste sie, dass es sich nicht um ein Deja-vu handelte.

Es war, als befände sie sich in der Halle des Rockwell und schaute hinauf zur Decke und dem kunstvollen Trompe-l’CEil. Die Bäume und der Himmel, die sich hier über ihr erhoben, vermittelten ihr das gleiche unheilvolle Gefühl, das sie auch verspürt hatte, als sie das Foyer des Rockwell zum letzten Mal betreten hatte. Und einen Moment lang glaubte sie tatsächlich, auf den Ästen Dämonen lauern zu sehen, die darauf warteten, dass von der blutigen Mahlzeit der Menschen ein paar Reste für sie abfielen.

Dieselben Dämonen hatte jemand in die Rückenlehne des massiven Eichenstuhls geschnitzt, der jetzt in Birtin in einem Museum stand.

Allmählich verblasste das Sonnenlicht, und auf einmal wehte Caroline ein schwacher Geruch um die Nase, den sie sofort als jenen Leichengeruch erkannte, der zuletzt das gesamte Rockwell erfüllt hatte. Der Geruch schien sie anzulocken, sie immer näher an den Waldrand zu führen.

Und als dieser Geruch schier überwältigend wurde, kniete sie sich hin und tastete unwillkürlich den Waldboden ab.

Als sie unter der weichen Humus- und Laubschicht auf etwas Hartes, Kaltes stieß, fegte sie die vertrockneten Blätter beiseite. Was darunter zum Vorschein kam, war eine Steinplatte. Obgleich schmutzig und im Laufe der Jahre verwittert, konnte man die eingravierten Buchstaben noch deutlich erkennen:

Lavinia Dolameci
1832-1869

Während ihr Herz ein paar Takte schneller schlug, fegte sie mehr Laub beiseite und fand noch weitere Grabsteine, alle flach auf der Erde liegend, alle mit einer Schicht vermoderter Blätter bedeckt. Und alle trugen sie Namen. Namen und Jahreszahlen.

Elena Contesici
1821-1863

Gheorghe Birtin
1824-1864

Mathilde Parnova
1818-1864

Parnova! *Tildie* Parnova? Plötzlich konnte sie eine Verbindung herstellen:

Elena Conesici ... Helena Kensington.

Gheorghe Birtin ... George Burton.

Lavinia Dolameci ... Lavinia Delamond.

Jetzt suchte sie noch besessener, grub die Finger tief in die Erde und schaufelte sie auf der Suche nach weiteren alten Grabsteinen beiseite.

Dieser Geruch schien nun förmlich aus der Erde zu quellen,

und je stärker er wurde, desto tiefer drang er in ihre Erinnerung ein und riss die Kruste jeder einzelnen Wunde auf, die in den letzten fünf Jahren zu verheilen begonnen hatten. Obgleich ihr der Leichengestank schier den Magen umdrehte, grub sie wie besessen weiter, bis ihre Finger bluteten, die Nägel abgerissen waren und sie endlich den Grabstein gefunden hatte, von dem sie wusste, dass er hier irgendwo liegen musste.

In diesen Grabstein waren nicht nur der Name und das Sterbejahr eingraviert, sondern auch ein Porträt des Verstorbenen, eine ebenso kunstvolle Arbeit wie die Engel auf der Armlehne des Hochzeitsstuhls und die Dämonen, die stets von demjenigen im Verborgenen gehalten wurden, der auf diesem Stuhl saß.

Caroline erkannte die Person auf dem Porträt sofort, denn ihre Augen wirkten in Stein gemeißelt genauso tot wie die des vermeintlich lebendigen Mannes, den sie geheiratet hatte.

Anton Vlamescu.

Anthony Fleming.

Während die eisigen Finger des Todes nach jeder Zelle ihres Körpers grapschten, richtete Caroline sich auf und wandte sich von dem leeren Grab ihres Ehemannes ab. Doch als sie die Lichtung verlassen wollte, spürte sie Augen im Rücken, die sie noch immer beobachteten.

Die Augen der Dämonen oben in den Bäumen.

Und die Augen der Toten, die nicht länger in den Gräbern dort unten weilten.

»Nein«, wisperte sie. »Das wird nicht geschehen. Das werde ich nicht zulassen!« Von einer Sekunde zur nächsten verwandelte sich der kalte Hauch des Todes in glühende Wut, die Caroline die Kraft verlieh, den Grabstein zu packen, der einst über Anthony Flemings Grab gestanden hatte, und ihn hoch über ihren Kopf zu heben. »NEIIIN«, schrie sie, und diesmal brach dieses Wort aus ihrer Kehle hervor und schallte durch den Wald, als sie den Grabstein gegen einen Granitfelsen

schleuderte. Und während der Schrei, der all ihre Wut beinhalten, zwischen den Bäumen verhallte, zerschellte der Grabstein in tausend Stücke.

Im Wald kehrte wieder Stille ein, und als Caroline noch einmal hinauf zu den Bäumen blickte, waren sie leer.

Die Dämonen und alles, was sie verkörpert, waren endlich verschwunden.